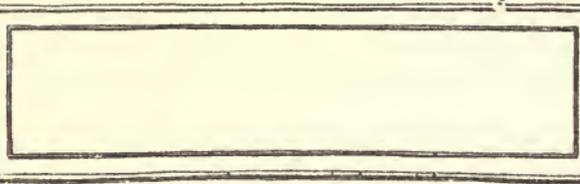


EX LIBRIS









# Bibliothek

der

## Amerikanischen Kulturgeschichte

Herausgegeben von

**Dr. Nicholas Murray Butler** und **Dr. Wilhelm Paszowski**

Präsident  
der Columbia-Universität  
New York

Professor, Leiter  
der akademischen Austauschstelle  
an der Universität Berlin

**Erster Band:**

**George Washington**

von

**Henry Cabot Lodge**

Erster Teil

Berlin

Weidmannsche Buchhandlung

1912

# George Washington

von

Henry Cabot Lodge

Aus dem Englischen übersetzt

Erster Teil

Berlin

Weidmannsche Buchhandlung

1912

1881

E 312

L 74

v.1

**Ihrer Erzellenz**  
**der Frau Staatsminister von Trott zu Solz**  
in Dankbarkeit für das dieser Bibliothek entgegengebrachte  
Interesse zugeeignet

600197



## Dormort.

Als ersten Band der Bibliothek der Amerikanischen Kulturgeschichte legen wir hiermit deutschen Lesern die weitbekannte und geschätzte Biographie Washingtons von dem Senator Henry Cabot Lodge vor. Dem Herrn Verfasser, der durch Vermittelung des Präsidenten der Columbia-Universität, Herrn Dr. Nicholas Murray Butler, die deutsche Ausgabe seines Werkes (George Washington by Henry Cabot Lodge in two volumes Boston & New York Houghton Mifflin Company in der Sammlung American Statesmen ed. by John T. Morse jr.) gütigst gestattet hat, sei hiermit verbindlichster Dank ausgesprochen. Die Übersetzung des Werkes stammt von Herrn Dr. Clarence Sherwood her, den beim zweiten Bande Herr Felix Baumann unterstützt hat. Beiden Herren sei auch an dieser Stelle für ihre Mühewaltung bestens gedankt.

Berlin, den 1. Dezember 1911.

Verlag und Herausgeber.

## Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einleitung . . . . .	1
1. Kapitel: Das alte Virginien . . . . .	14
2. " Die Washingtons . . . . .	28
3. " An der Grenze . . . . .	47
4. " Liebe und Ehe . . . . .	85
5. " Übernahme des Kommandos . . . . .	115
6. " Der Retter der Revolution . . . . .	143
7. " Kampf gegen innere Intriguen und fremde Söldner . . . . .	166
8. " Die Verbündeten . . . . .	219
9. " Arnolds Verrat und der Krieg im Süden . .	248
10. " Norfktown . . . . .	275
11. " Friede . . . . .	294

---

## Einleitung.

Der 9. Februar 1800 war ein Festtag für Paris. Napoleon hatte einen Triumphzug angeordnet, und so kam es, daß an diesem Tage auf dem Champ de Mars ein glänzendes militärisches Schauspiel aufgeführt und die Trophäen des ägyptischen Feldzuges unter dem Jauchzen der Menge entfaltet wurden. Zwei Züge jedoch konnte man in all dem Pomp und Gepränge erblicken, die seltsam von dem gleißenden Schauspiel und den Ausbrüchen sieghafter Freude abstachen. Die Standarten und Fahnen der Armee waren mit Krepp verhüllt, und nach der großen Parade schritten die Würdenträger des Landes feierlich nach dem Tempel des Mars und hörten den beredten M. de Fontanes ein „Eloge Funèbre“ halten.<sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Ein kürzlich wieder entdeckter Bericht zeigt, daß sogar noch größere Demonstrationen geplant worden waren.

Das Folgende ist die Übersetzung eines Schriftstückes, dessen Original die Nummern 172 und 173 von Band 51 der Handschriften-Sammlung umfaßt, die unter dem Namen *Etats-Unis, 1799, 1800* (die Jahre 7 und 8 der Französischen Republik) bekannt ist:

„Bericht des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Talleyrand über den Tod George Washingtons:

„Eine Nation, die eines Tages eine große Nation sein wird und bereits heute die weiseste und glücklichste auf dem ganzen Erdenrund ist, weint an der Bahre eines Mannes, dessen Mut und Genie am meisten dazu beitrugen, sie von dem Joch zu befreien und sie zum Rang einer unabhängigen, herrschenden Macht zu erheben. Das Bedauern, welches der Tod dieses großen Mannes erweckt, die

Ungefähr um dieselbe Zeit, wenn man der Überlieferung glauben darf, wurden die Flaggen der siegreichen englischen Kanalslotte zum Zeichen der Betrübniß über daselbe Ereignis, das die französische Armee veranlaßt hatte, die üblichen Zeichen der Trauer anzulegen, auf Halbmast gehißt.

Wenn „ein Wanderer von fernen Landen“ diese Kundgebungen beobachtet hätte, würde er sich wohl darüber gewundert haben, wessen Gedächtnis diese beiden großen Nationen, die damals so heftig miteinander um die Oberherrschaft zu Land und Wasser stritten, hier feierten. Sein Erstaunen würde sich nicht verringert haben, wenn man ihm gesagt hätte, daß der Mann, den sie betrauereten, der einen ein Reich entriß und zur Zeit seines Todes seine Landsleute gegen die andere zu den Waffen gerufen hatte.

Erinnerungen, die dadurch wachgerufen werden, und die tiefe Ehrfurcht vor allem, was der Menschheit hoch und heilig ist, drängen uns, unseren Gefühlen durch die Teilnahme an einem Ereignis Ausdruck zu geben, das die Welt eine ihrer leuchtendsten Trierden beraubt und in das Buch der Geschichte eines der edelsten Leben einträgt, das jemals der Menschheit zur Ehre gereichte.

Der Name Washington ist unauflöslich mit einer denkwürdigen Epoche verbunden. Er verherrlicht diese Epoche durch seine Talente und die Vornehmheit seines Charakters, durch Tugenden, die selbst der Neid nicht anzutasten wagte. Die Geschichte bietet nur wenige Beispiele eines solchen Ruhmes. Groß vom Anbeginn seiner Laufbahn, patriotisch, noch ehe sein Volk eine Nation geworden, glänzend und vielseitig trotz der Leidenschaften und politischen Anfeindungen, die ihn in seiner Laufbahn zu stürzen drohten, ist sein Ruhm heute unvergänglich; das Schicksal hat seinen Anspruch auf Größe geheiligt, während die Wohlfahrt eines Volkes, das zu großen Taten bestimmt ist, den besten Beweis dafür gibt, daß diese sich immer steigende Verherrlichung begründet ist.

Sein eigenes Vaterland, das in ihm einen Bürger verloren hat, dessen öffentliches Handeln in Verbindung mit seiner bescheidenen Größe im Privatleben ein leuchtendes Beispiel von Mut, Weisheit und Selbstlosigkeit gab, ehrt nun sein Andenken durch Trauerfeierlichkeiten, und Frankreich, das von dem ersten Ausbruch der amerikanischen Revolution an mit Hoffnung eine bisher unbekannte Nation begrüßte, welche mit den Eastern Europas

Alle diese Ehrungen erwiesen Frankreich und England einem einfachen virginischen Gentleman, der niemals sein Vaterland verlassen hatte, und der bei seinem Tode kein anderes Amt bekleidete als das eines nominellen Befehlshabers einer provisorischen Armee. Obgleich diese Zeichen der Hochachtung seitens fremder Nationen bemerkenswert und auffallend waren, so erschienen sie doch unbedeutend und äußerlich im Vergleich zu der stummen Trauer, die das Volk der Vereinigten Staaten erfüllte, als es hörte, daß Washington tot sei.

Er war nach einem langen reichen Leben ruhig, schnell und in seinem eigenen Hause gestorben, und doch rief sein Tod eine so grenzenlose Trauer hervor, wie sie nur selten in den Annalen der Geschichte zu verzeichnen ist. Der äußerliche Pomp und die feierlichen Zeremonien verstanden sich

brach, das den Ruhm vorausjah, den diese Nation der Menschheit einbringen würde, sowie die Aufklärung der Regierungen, die sich aus dem neuen Charakter der sozialen Einrichtungen und der neuen Art von Heroismus ergeben würden, dessen Vorbild für die ganze weite Welt Washington und Amerika sind, — Frankreich, wiederhole ich, muß von den üblichen Gebräuchen abgehen und einem Manne Ehre bezeigen, dessen Ruhm über alles erhaben ist.

Dieser Mann, der inmitten der Dekadenz eines modernen Zeitalters der erste war, der zu glauben wagte, daß er entarteten Nationen den Mut einflößen könnte, sich zur Höhe republikanischer Tugenden aufzuschwingen, lebte für alle Nationen und für alle Jahrhunderte, und diese Nation, die zuerst in dem Leben und den Erfolgen dieses wahrhaft großen Mannes die Vorahnung seines Schicksals erblickte und darin eine Zukunft erkannte, die sich zur Wirklichkeit gestalten sollte, und Pflichten, die erfüllt werden mußten, hat Recht, ihn als seinen Mitbürger zu betrachten. Ich unterbreite daher dem ersten Konsul den folgenden Erlaß:

„Bonaparte, erster Konsul der Republik, verordnet wie folgt:

Artikel 1. Dem General Washington soll ein Standbild errichtet werden.

Artikel 2. Dieses Standbild soll auf einem von dem Minister des Inneren zu bestimmenden Platz in Paris errichtet werden, und es wird ihm zur Pflicht gemacht, diesen vorliegenden Erlaß auszuführen.“

von selbst; was diese Trauer aber so denkwürdig machte, war der stille Schmerz, der das ganze Land wie in Schweigen hüllte, und der aufrichtige, unvergängliche Kummer, der tief bis in das Herz des Volkes drang. Ein jeder trug ihn heim zu seinem Herd, in seine Kirche, in sein Geschäft und seine Werkstätten. Es gab keinen Prediger, dem dieses eben abgeschlossene Leben nicht den besten Text zu seiner Predigt bot, und keinen Redner, der ihm nicht seine erhabenste Beredsamkeit weihte. Noch über ein Jahr hinaus waren die Zeitungen voll von Lobpreisungen und Klagen, und sowohl Poesie als Prosa überboten sich, dem Andenken des großen Toten ihren Tribut zu zollen. Die Prosa war oft gespreizt, und die Verse waren gewöhnlich schlecht; aber durch alles hindurch, von den gefeilten Sätzen der Trauerrede bis zu den bescheidensten Ergüssen aus irgendeinem dürftigen Poetenwinkel, wehte ein starkes, echtes Gefühl, das weder durch die höchste Kunst verfeinert, noch durch die plumpeste Schönschreiberei entwertet werden konnte.

Und noch bis heute, sich immer noch vertiefend und verstärkend, fließt dieser Strom der Anerkennung nah und fern. Washington allein scheint in der Geschichte so hoch in der Achtung der Menschen gestiegen zu sein, daß die Kritik sich beschämt zurückzog und sich nur leise flüsternd in den Winkeln oder heiser murrend in dem jetzt berühmt gewordenen Haus in Chene Row<sup>1)</sup> geltend machte.

Eine ganze Welt von Bedeutung liegt in alledem, wenn man es nur recht auslegen könnte. Es kann nicht einfach als abergläubisches Volksempfinden, das sich aus Einbildung und Vorurteilen zusammensetzt, und gegen das die Opposition der Intelligenz nichts auszurichten vermag, bei Seite geschoben werden. In der That, nichts ist falscher als das Allgemein-

<sup>1)</sup> Straße in Chelsea, wo Thomas Carlyle wohnte. Anm. d. Übersf.

empfinden so verkleinern und verächtlich behandeln zu wollen. Wie es auch dazu kommen mag, es wird doch schließlich dem letzten Schluß über alle menschlichen Dinge am nächsten kommen. Don Quixote mag dem einen nichts sagen und Shakespeares Sonette den andern kalt und unberührt lassen. Aber die Schuld liegt am Leser. Es besteht kein Zweifel an der Größe von Cervantes oder Shakespeare, denn sie haben ihre Zeit überdauert, und das Urteil von Generationen, gegen das es keinen Einwand gibt, hat sie für groß erklärt. Die Lyrik, die alle Welt liebt und kennt, die Poesie, die oft abgedroschen genannt wird, ist doch im Ganzen die beste Poesie. Die Bilder und Statuen, die jahrhundertlang ganze Heerscharen bewundernder Anbeter herbeigelockt haben, sind die besten. Die Dinge, die „Kaviar fürs Volk“ sind, haben unzweifelhaft oft ihre Verdienste; aber es fehlt ihnen ebenso oft das warm pulsierende, unvergängliche Leben, das in gleicher Weise an arm und reich, an Gebildete und Ungebildete appelliert. So ist es mit den Menschen. Wenn die Welt noch Jahre nach seinem Tode dahin übereinkommt, einen Mann groß zu nennen, so muß das Urteil anerkannt werden. Der Historiker mag hellere oder dunklere Schatten auftragen; der Kritiker mag abwägen und sondieren; die Form des Urteils mag verändert werden; aber der Kern der Tatsache bleibt bestehen, und mit dem Manne, den die Welt in ihrer unbestimmten Weise als einen Großen erklärt hat, muß die Geschichte in einer oder der anderen Weise rechnen, sei es nun im Guten oder im Schlechten.

Wenn wir zu einem Manne kommen wie Washington, so leuchtet dies noch mehr ein. Die Überzeugung scheint allgemein zu sein, daß hier eine Größe vorlag, die niemand anzweifeln konnte, und ein Charakter, dem jeder Achtung bezeugen mußte. Um andere Führer der Menschheit, selbst

um die größten unter ihnen, haben sich lebhafteste Streitigkeiten erhoben, und sie haben ihre Anhänger nach dem Tode, wie sie sie im Leben hatten. Washington hatte Feinde, die ihn angriffen, und Freunde, die ihn liebten; aber im Tode wie im Leben scheint er allein zu stehen, erhaben über allem Streit und über aller Bosheit. In seinem Vaterlande gibt es keinen Streit über seine Größe oder seinen Wert. Die Engländer, diese schonungslosesten Kritiker alles Amerikanischen, haben Washington gehuldigt, von den Tagen von Fox und Byron bis zu denen von Tennyson und Gladstone. In Frankreich ist sein Name stets verehrt worden, und Menschen in fernen Landen, die kaum von der Existenz der Vereinigten Staaten gehört haben, kennen das Vaterland Washingtons. Dem gewaltigen Grabhügel, den sein Volk und die ganze Welt seinem Andenken errichtet haben, sind Steine von allen Seiten zugetragen worden: aus Griechenland, das ein Stück vom Parthenon gesandt hat, aus Brasilien und der Schweiz, aus der Türkei und Japan, aus Siam und Indien hinter dem Ganges. Auf dem von China beigetragenen lesen wir: „Im Pläneschmieden war Washington größer als Ching Shing oder Woo Kwang, im Erobern eines Landes war er tapferer als Tsau Tsau oder Ling Pi. Mit hochgeschwungenem, breitem Schwert erweiterte er die Grenzen seines Landes und lehnte es ab, die königliche Krone anzunehmen. Der Geist der drei Dynastien ist in ihm wiedererstanden. Kann ein Mann alter oder neuer Zeit zu einem anderen Schluß kommen, als daß Washington unvergleichlich ist?“ Diese Vergleiche, so fremd sie unseren Ohren klingen, sprechen von einem Ruhm, der weiter gedrunken ist, als wir uns so recht vorstellen können.

Washington ist ein Typus für sich und hat sich der Phantasie der Menschen in hohem Grade bemächtigt. Ob

das Bild echt oder falsch ist, ist gleichgültig — die Tatsache besteht. Er erhebt sich aus dem Staub der Geschichte wie eine griechische Statue, die rein und hehr aus der Erde, in der sie jahrhundertlang ruhte, aufersteht. Seine Taten kennen wir; aber was war es denn an diesem Manne, das ihm einen solchen Rang in der Liebe, der Verehrung und Phantasie der ganzen Welt gab?

Die Frage ist wohl oft genug gelöst worden; jeder, der darüber nachdachte, wird zu seinem Schluß gekommen sein, so daß jede Erörterung eigentlich überflüssig ist. Und doch hat einer unserer neuesten Historiker, ein glänzender Schriftsteller, gesagt: „Wir kennen General Washington und wir kennen den Präsidenten Washington, aber George Washington ist uns unbekannt.“ Das sind inhaltsschwere Worte, und da wohl etwas Wahres daran ist, so erscheint ein Versuch, die große Lücke auszufüllen, wie eine ungeheuerliche, verwegene, aussichtslose Kühnheit. Trotzdem liegt gewiß kein Grund vor, noch eine neue den beinahe zahllosen Lebensbeschreibungen Washingtons hinzuzufügen, wenn es nicht mit der ausgesprochenen Absicht geschieht, auf die Mr. McMaster hindeutet. Jeder Versuch mag vielleicht fehlschlagen, aber wenn nur die Absicht richtig war, so hat er doch wenigstens seine Berechtigung. Der Versuch, die Kenntnis der bereits bekannten Tatsachen aus Washingtons Laufbahn zu erweitern, würde kaum ein anderes Ergebnis haben als die Vermehrung von Druckschriften. Die Forscher, die Historiker und die Kritiker haben jede Quelle erschöpft, und die kleinsten Details waren und sind der Gegenstand endloser Schriften und unendlicher Erörterungen. Jedes Haus, in dem er einmal gewohnt, ist gezeichnet und gemalt worden; jedes Porträt, jede Statue und Medaille ist katalogisiert und in Stichen vervielfältigt worden. Seine Privatangelegenheiten, seine Dienerschaft, seine Pferde, seine

Waffen, selbst seine Kleidung sind unter die erbarmungslose Lupe der Geschichte genommen worden. Seine Briefe sind aus den verstecktesten Winkeln zusammengesucht und im Ganzen und Einzelnen herausgegeben worden. Seine Schlachten sind wieder und wieder geschlagen und seine politischen Aktenstücke beinahe Wort für Wort untersucht worden. Und doch, trotz dieses Ruhmes und trotz aller Mühen des Forschers, Historikers und Biographen, ist Washington unverstanden geblieben — als Mensch kennt ihn die Nachwelt, die sein Andenken ehrt, doch nicht. Er ist offen und versteckt von feindlichen Kritikern angegriffen worden, und sein Bild ist durch die übel angebrachte Lobpreisung und irrigen Theorien glühender Bewunderer entstellt und verwischt worden. Alles, was man daher heute noch tun kann, ist zu versuchen, aus dieser Unmasse Material den Mann selbst herauszuschälen und ihn in den verschiedenen Krisen seines Lebens darzustellen, zu sehen, wie er wirklich war und was er damals bedeutete, und was er für uns und die heutige Welt bedeutet.

Im Laufe der Zeiten ist der Name Washington im Volke in hohem Grade mythisch geworden; denn mythische Ideen schießen in diesem 19. Jahrhundert, trotz der vielgepriesenen Intelligenz, noch ebenso üppig empor wie in der Kindheit der Rasse. Das uralte Gefühl der Menschheit, das dauernder als irgendwelche Aufzeichnungen und Denkmäler ist, und das die Menschen in grauer Vorzeit veranlaßte, ihre Vorfahren und die Gründer von Staaten anzubeten, existiert heute noch. Im Laufe der Jahrhunderte hat dieses Gefühl seinen religiösen Beigeschmack verloren und ist immer mehr und mehr in seiner Anwendung beschränkt, aber niemals ganz ausgelöscht worden. Laßt einen Mann nur über das übliche Maß der Bedeutung hinauswachsen, und das Gefühl, das unsere Urahnen veranlaßte, sich vor den Altären ihrer

Dorväter und Oberhäupter zu beugen, wird auch uns dazu verführen, unsere modernen Helden mit einem mythischen Gewand zu umkleiden, und sie in unserer Phantasie als Wesen darzustellen, denen vor einigen Jahrhunderten Altäre gebaut und Opfer dargebracht worden wären.

So lebt heute in unserem Geiste ein Washington, groß, erhaben und bedeutungsvoll. In dieser Auffassung erscheint er wie ein Mann von gewaltigem Intellekt, ungeheurer moralischer Kraft, vor allen anderen erfolgreich und glücklich, ganz getrennt von seinen Mitmenschen und hoch erhaben über sie. Diese einsame Gestalt umgibt unsere Phantasie mit dem ganzen imperialistischen Glanz des antiken Kaisers Augustus und mit beinahe ebensoviel Wärme und Leben wie diese unvergleichliche Gestalt. In dieser unbestimmten, aber ganz ernsthaften Vorstellung liegt viel Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit. Es ist der Mythos der angeborenen Liebe und Verehrung, welche der den Menschen innewohnenden Dankbarkeit gegen die Gründer und Führer ihrer Rasse entspringt; aber es ist nicht der einzige Mythos, der ihn umgibt. Es gibt noch einen anderen, ebenso verbreiteten, der aus ganz anderen Quellen stammt. Dieser zweite Mythos verdankt seinen Ursprung dem wandernden Pfarrer, Bücherschreiber und Bücherverkäufer Mason Weems. Dieser hat eine kurze Biographie Washingtons geschrieben, die nur geringen historischen Wert hat, aber mit genügend literarischem Geschick zusammengestellt wurde, um sie in weitesten Kreisen populär zu machen. Sie wendete sich weder an die kleine Schar der Gebildeten, noch wurde sie von ihnen gelesen, aber sie drang in die Wohnungen der großen Masse. Sie fand ihren Weg zur Arbeitsbank des Mechanikers, in das Heim des Farmers, in das Blockhaus des Grenzbewohners und Pioniers. Sie wurde auf den Wogen der fortschreitenden Besiedelung über den Kontinent getragen. Ihre Anekdoten

und die Einfachheit der Gedanken machten sie den Kindern in Schule und Haus zugänglich. Und von Auflage zu Auflage steigend, wurden diese Aufzeichnungen immer weiter verbreitet und färbten unwillkürlich, ohne daß die Betreffenden es selbst wußten, die Ideen von Hunderten von Menschen, die nicht einmal den Namen des Verfassers kannten. Weems verdanken wir die Anekdote von dem Kirschbaum und andere Geschichten ähnlicher Art. Er hatte bei der Abfassung seiner Schrift Dr. Beatties Leben seines Sohnes vor sich als Muster, und das Resultat ist, daß Washington uns aus seinen Seiten als ein fehlerloser, eingebildeter Fant entgegentritt. Ob Weems dies beabsichtigt hatte oder nicht, jedenfalls ist es das Resultat seiner Darstellung, und das ist der Washington, der sich aus der ungeheuren Verbreitung des Buches entwickelt hat. Als diese Auffassung dann festen Fuß gefaßt hatte, verursachte sie eine Reaktion. Es erhob sich eine heftige Opposition dagegen, denn der so erzeugte Held hatte Eigenschaften, die unser nationaler Sinn für Humor nicht mit Stillschweigen übergehen konnte. Die Folge ist, daß der Washington von Weems ein endloses Objekt für Wiße und Burlesken abgegeben hat. Jeder amerikanische Humorist von Beruf hat sich an dem Thema versucht, und mit jedem wiederkehrenden 22. Februar greifen es die vielgeplagten Wißemacher der Tageszeitungen auf und machen ihre kleinen Scherze darüber, die für den Tagesbedarf genügen. Die Gelegenheit ist verlockend wegen der Leichtigkeit, mit der gespottet werden kann, da der scharfe Kontrast, diese fundamentale Grundlage des Humors, zu ihrer Verfügung steht. Aber in alledem liegt kein Mangel an Pietät; denn der Wiß zielt nicht auf den wirklichen Washington, sondern auf den Washington, der in Weems' Biographie gezeichnet ist. Der würdige „Pfarrer von Mount Vernon“, wie er sich nannte, meint es nicht böse, und sicherlich ist

ein gut Teil Wahrheit in seinem Buch. Aber der tadellose, allzu korrekte Knabe und der ebenso fehlerlose, uninteressante Mann, die er schildert, sind im Verlauf ihrer Entwicklung zur Sage geworden. Ebenso ist in seiner weiteren Entwicklung der Washington der Humoristen eine Sage geworden. Beide sind absolut unwahr. Sie gleichen ihrem großen Original nicht mehr als Greenoughs den Unbilden des nordamerikanischen Klimas ausgesetzte klassische, nackte Statue in Kleidung und Aussehen dem Führer unserer Armee und dem Präsidenten Washington gleich.

Soviel über die Mythenmacher. Sie sind weit verschieden von den Kritikern, die Washington in hämischer Weise angegriffen haben. Mit denen wollen wir in einem späteren Kapitel abrechnen. Sie bringen Anklagen vor, denen man entgegentreten kann. Die Mythenmacher zeigen uns nur ein vages Phantom, das man nirgends recht packen kann.

Einer unserer bekanntesten und gelehrtesten Historiker ist vor kurzem in einem Essay für den „traditionellen Washington“ eingetreten und hat den Gedanken an einen „neuen Washington“, der noch zu entdecken sei, verächtlich beiseite geschoben. In einer Hinsicht ist dies ganz richtig, in anderer aber ganz falsch. Ein neuer Washington kann nicht entdeckt werden, weil es nur den einen gegeben hat. Aber der Mann, wie er wirklich war, ist so von Sagen und Überlieferungen umspinnen und so sehr von irreführender Kritik entstellt worden, daß er, wie schon angedeutet wurde, so gut wie verloren gegangen ist. Wir haben die religiöse und die bildhauerische Mythe, wir haben die Weems-Mythe und die lächerliche Mythe der Zeitungsschreiber. Wir haben den majestätischen Helden von Sparks und Everett, und Marshall und Irving, mit all seinen großen Taten als Feldherr und Präsident gebührend und in beredten und wohlgefeilten Worten dargestellt, und wir wissen ja auch,

daß er sehr groß, weise und rein und — mit leiserer Stimme sei es gesagt — auch sehr nüchtern und kalt war. Uns ist auch der Alltagsmensch nicht fremd, in dem sich so großartig die Macht des Charakters zeigt, wie verschieden er auch dargestellt worden ist, entweder aus Vorliebe für das Neue, oder weil der große Menschenführer den eigenen Lieblingshelden im Wege zu stehen schien.

Wenn das alles ist, so stellen die Laufbahn Washingtons und sein hochragender Ruhm ein Problem dar, wie es die Welt noch nicht gesehen hat. Das kann aber nicht alles sein, es muß mehr dahinter stehen. Jedermann kennt das berühmte Porträt Washingtons von Stuart. Der Künstler hat sein ganzes Können darangesetzt, um sein großes Vorbild der Nachwelt zu überliefern. Wie heiter und schön es ist! Es ist ein edles Bild für die zukünftigen Geschlechter. Doch gibt es nicht alles. Im Speisesaal der Memorial Hall in Cambridge befindet sich ein anderes Porträt, das Savage gemalt hat. Es ist kalt und nüchtern, derb genug, um als Aushängeschild für ein Gasthaus dienen zu können und imstande, würde man denken, allen Wetterunbilden zu trotzen. Dennoch hat dieses Bild etwas, das Stuart übergangen hat. Im Gesicht drückt sich eine rauhe Kraft aus, die uns davor verweilen läßt. Etwas Ehernes liegt um den Mund, das von einem unbeugsamen, rücksichtslosen Willen spricht und alles Mögliche bedeuten kann.

Hier ist Johann des Schmidts hartkant'ger Schädel.

Das Auge groß und grob der Mund, mit Lippen fest geschlossen,

Der zeigt, soviel Granit es kann, Euch diesen Kronengreifer.  
Welch ein Mann!

Im Leben wie im Tode ist etwas an Washington — möge man es nun Größe, Würde oder Majestät nennen — das die Menschen von ihm fernhält und sie verhindert,

sein Innerstes kennen zu lernen. Er war in Wahrheit ein sehr schwer zugänglicher Mann. Carlyle, der laut auf Hunderten von Seiten und in Myriaden von Worten nach dem „schweigsamen Mann“ verlangt, ist an dem größten Schweiger der Weltgeschichte mit einer höhnischen Bemerkung vorübergegangen. Washingtons Briefe, Reden und amtliche Schriftstücke füllen viele Bände, aber sie alle behandeln nur seine äußeren Erlebnisse. Über den Schreiber selbst sagen sie kein Wort. Daraus hat Carlyle augenscheinlich geschlossen, daß es nichts zu sagen gab — ein sehr oberflächlicher Schluß, wenn er wirklich dazu gekommen ist. Ein solcher Gedanke ist sicherlich weit, sehr weit von der Wahrheit entfernt.

Hinter den volkstümlichen Mythen, hinter der plastischen Gestalt des Redners und Predigers, hinter dem Feldherrn und Präsidenten des Historikers steckt ein starker, kräftiger Mann, in dessen Adern warmes, rotes Blut floß, in dessen Herzen stürmische Leidenschaften neben tiefem Mitgefühl für die Menschheit tobten, in dessen Hirn weittragende Gedanken lebten, den ein unwiderstehlicher Wille ganz erfüllte. Der Schleier seines Schweigens wird selten gelüftet und niemals absichtlich, aber ab und zu können wir einen Blick dahinter werfen. Hie und da können wir einzelne Sätze und kleine Ereignisse mühsam in Verbindung bringen. Vor allem kann uns die richtige Auslegung der Worte und Taten und der aller Welt bekannten historischen Fakta dazu führen, in George Washington „die erhabenste Gestalt, die jemals der Vorkämpfer einer Nation gewesen“, zu erblicken.

---

## 1. Kapitel.

### Das alte Virginien.

Um George Washington kennen zu lernen, müssen wir vor allen Dingen das gesellschaftliche Milieu kennen lernen, in dem er geboren und aufgezogen wurde. Wie manche Lilien ihre Farben dem verborgenen Grund des Wassers, auf dem sie schwimmen, entnehmen, so werden die Menschen bis ins Innerste berührt von den dunklen und unmerklichen Einflüssen, die sie in ihrer Kindheit und Jugend umgeben. Die Kunst des Chemikers kann vielleicht die geheime Ursache entdecken, welche die weiße Blume blau oder rosa färbt; aber sehr oft versteht es die Natur allein, die Elemente, welche die Analyse entdeckt, zu kombinieren. Dieser Vergleich ist durchaus nicht übertrieben oder phantastisch, wenn er auf eine vergangene, gesellschaftliche Periode angewendet wird. Wir können wohl Rubriken und Klassen abtrennen und den einzelnen Elementen Namen geben, aber sie in einer Weise zu kombinieren, daß sie ein eindrucksvolles, lebhaftes Bild geben, ist eine Arbeit, die mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft ist. Dies trifft besonders zu bei einem Lande wie Virginien in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Die virginische Gesellschaft, wie sie zu der Zeit existierte, ist vollständig vom Erdboden verschwunden. John Randolph sagt, sie sei schon vor dem Jahre 1800

dahingegangen. Seitdem ist ein weiteres Jahrhundert mit seinen mannigfachen Veränderungen gekommen und gegangen, und — der wichtigste Moment von allen — die letzte überlebende Einrichtung der Kolonie Virginien ist von den Wirren des Bürgerkrieges hinweggefegt worden. Dies hat eine Kluft zwischen Vergangenheit und Gegenwart geöffnet, breiter und tiefer als irgendeine, welche die Zeit allein hätte schaffen können.

Leben und Gesellschaft im Virginien des achtzehnten Jahrhunderts scheinen außerdem ein schnelles, plötzliches Ende gefunden zu haben. Wir können unsere Schritte nicht, wie es meistens möglich ist, den Weg entlang zurückverfolgen, den die Welt seitdem zurückgelegt hat. Wir sind im Gegenteil gezwungen, geistig einen großen Sprung zu tun, um sicher in das Virginien zu gelangen, das den zweiten Georg als seinen Herrscher anerkannte und zu Walpole und Pitt als die Schiedsrichter über ihr Schicksal aufblickte.

Wir leben in einer Zeit der großen Städte, schnellen Verkehrs, ungeheurer und mannigfaltiger Geschäftsinteressen, enormer Verschiedenheit des Berufes, großer Industrien, weitverbreiteter Bildung, einer Landwirtschaft mit Dampfbetrieb und einer rastlosen, hochgespannten Tätigkeit, die alles und jeden erfüllt. Wenn wir uns in das Virginien von Washingtons Knabenjahren versetzen, finden wir eine Bevölkerung ohne größere und kleinere Städte, ohne Verkehrswege außer denen, welche die Flüsse und Waldwege boten, eine Bevölkerung, die weder Handel noch Industrie, noch Mittel zur Verbreitung von Bildung, sondern nur eine noch in den Kinderschuhen stehende Beschäftigung kannte, die ein so ruhiges, monotones Leben führte, wie wir es uns heute kaum noch vorstellen können. Obwohl wir uns in diesem alten, virginischen Leben sicherlich recht unbehaglich fühlen würden, so nimmt es sich doch auf den Seiten der Geschichte

höchst lustig und malerisch aus. Die Bevölkerung Virginiens — noch nicht eine halbe Million, die sich zu ziemlich gleichen Theilen aus freien Weißen und Negerflaven zusammensetzte — war am dichtesten, wenn man diesen Ausdruck überhaupt gebrauchen darf, an der Küste und um die Mündungen der Flüsse. Dann nahm sie ab, aber immer den Wasserläufen folgend, und wurde immer dünner und verstreuter, bis sie das Blue Ridge-Gebirge erreichte. Hinter den Bergen war die Wildnis, die, wie der alte John Lederer ein halbes Jahrhundert früher erzählt hatte, von Ungeheuern heimgesucht wurde, und die, wie die Virginier des achtzehnten Jahrhunderts wohl wußten, von wilden Menschen und Tieren, viel gefährlicher als die Geister des alten Fabulierers, bewohnt wurden.

Im Verhältnis zu ihrer Zahl war die Bevölkerung sehr weit verstreut. Sie war nicht in Gruppen gesammelt, wie es uns heute vertraut erscheint, denn damals gab es weder größere noch kleinere Städte in Virginien. Der einzige Ort, der vielleicht etwas Stadtähnliches darstellte, war Norfolk, der einzige Seehafen, der mit seinen sechs- oder siebentausend Einwohnern jene auffallendste Ausnahme von der Regel bildete, die keines Beweises bedarf. Die Hauptstadt Williamsburg war ein lang auseinandergezogenes Dorf, für das die öffentlichen Gebäude und die des College zu groß schienen. Während der politischen und gesellschaftlichen Saison pflegte sie zum Leben zu erwachen, um dann wieder in ihre ländliche Stille zurückzusinken. Außer Williamsburg und Norfolk gab es noch mehrere Plätze, die in amtlichen Schriftstücken und auf den Karten als Städte bezeichnet wurden, aber in Wahrheit nur Schatten von Namen waren. Die am meisten bevölkerten bestanden aus wenigen Häusern, in denen Kaufleute und Händler wohnten, einigen Tabakniederlagen und einem Wirtshaus,

die sich dicht um die Kirche oder das Gerichtsgebäude drängten. Viele andere bestanden nur aus der Kirche oder, wenn sie eine Kreisstadt vorstellen sollten, aus der Kirche und dem Gerichtsgebäude, die einsam in den Wäldern standen. Dort unterbrachen einmal wöchentlich Gebete und Gespräche oder, in längeren Zwischenräumen, die Stimmen der Juristen und Politiker oder die lauten Rufe der Ringer auf dem Rasenplatz die feierliche Stille, die dann nach dem Untergang der Sonne wieder ihre Herrschaft antrat.

Wenig Gelegenheit gab es hier für jenes Aufeinanderplätzen der Geister und jenen schnellen Austausch von Gedanken, Empfindungen und Wissen, die allen Städtebewohnern so selbstverständlich erscheinen, und die mehr als alles andere das, was wir Zivilisation nennen, entwickelt haben. Für den Durchschnittsvirginier bestand der Begriff Gesellschaft aus seltenen Zusammenkünften zu speziellen Zwecken mit Leuten, die ebenso einsam lebten und ebenso unwissend waren wie er selbst, und nichts drang von der Außenwelt zu ihm, was die Lücken in seinem täglichen Leben ausfüllen konnte. Einmal, alle vierzehn Tage, kam eine Post vom Norden her angeschlichen, und einmal im Monat kroch eine andere weiter nach dem Süden. George Washington war vier Jahre alt, als die erste Zeitung in der Kolonie zu erscheinen begann, und zwanzig, als die ersten Schauspieler in Williamsburg auftraten. Was nicht gebracht wurde, wurde auch nicht gesucht. Die Virginier fuhren nicht auf Schiffen nach der See hinunter. Sie waren kein seefahrendes Volk, und da sie keine Art Handel trieben, so fehlten ihnen der vorwärtsdrängende, unternehmende Geist und die aus solcher Beschäftigung, die Reisen und Abenteuer bedingt, entspringenden Kenntnisse vollständig. Die englischen Tabaksschiffe arbeiteten sich die Flüsse hinauf auf der Suche nach dem einzigen Handelsartikel und ließen

ihre verschiedenartigen Waren und ihre verspäteten Neuigkeiten aus Europa zurück, wo sie Halt machten. Das war alles, was nach Virginien an Kunde und Verkehr von jenseits des Ozeans drang, denn Reisende gab es so gut wie gar nicht. Wenige kamen geschäftlich, noch weniger aus Wißbegierde. Vereinzelte Hausierer aus dem Norden oder Trapper von hinter den Bergen mit ihren Fellen bildeten das, was wir heute das reisende Publikum nennen würden. Es war ja auch in der That unmöglich zu reisen außer zu Fuß, zu Pferde oder mit dem Boot auf den Flüssen, die die besten Straßen abgaben. Postkutschen oder andere öffentliche Fuhrwerke kannte man nicht. Vielleicht holperte ab und zu der Reiche mit seinen sechs Pferden und schwarzen Vorreitern in einem plumpen Wagen auf einigen Straßen entlang, aber die meisten Straßen waren nicht viel mehr als Waldpfade, und die Flüsse, die Brücken noch nicht kannten, boten an den unsicheren Furten Unbequemlichkeiten in Fülle, zu denen auch noch Gefahr hinzukam. Die Wirtshäuser waren miserabel, und nur die stets bereite Gastfreundschaft der Bevölkerung machte ein Reisen von Ort zu Ort möglich. Das Resultat von all dem war, daß die Virginier zu Hause blieben und die seltenen Fremden an ihren Toren wie Himmelsboten mit größter Freude begrüßten.

Es ist nicht schwer, diese nur ihre Heimat kennende Bevölkerung zu ergründen und den Teil davon herauszufinden, der das eigentliche Virginien ausmachte, denn die große Masse war nur ein Anhängsel der kleinen Fraktion, die herrschte, führte und das Nachdenken für die ganze Kolonie besorgte. Die Hälfte der Bevölkerung bestand aus Sklaven, und mit diesem einzigen trostlosen Wort ist auch ihre Geschichte erzählt. Sie wurden im Ganzen gut und freundlich behandelt; aber in der Geschichte haben sie keine Bedeutung

außer als Institution und als Einfluß auf das Leben, die Gefühle und den Charakter der Menschen, die den Staat bildeten.

Über den Sklaven, nur wenig höher als sie, aber getrennt von ihnen durch die weite Kluft von Rasse und Farbe, standen die gedungenen weißen Dienstboten, einige davon Sträflinge, andere mittellose Einwanderer. Auch ihre Geschichte ist mit ihrer Erwähnung abgetan. Wir überschreiten eine weitere Kluft und kommen zu den Farmern, den Männern, die Weizen und Tabak auf eigenem Grund und Boden bauten, manchmal allein, manchmal mit wenigen Sklaven. Einige von diesen gehörten zu der seitdem wohlbekannt gewordenen Klasse der „armen Weißen“ des Südens, zu den schwächeren Brüdern, die dem Gift der Sklaverei nicht widerstehen konnten, aber dadurch in Unwissenheit und Armut versanken. Sie waren zufrieden, weil ihre Haut weiß war, und weil sie dadurch einer Aristokratie angehörten, die Arbeit als ein Zeichen der Leibeigenschaft betrachtete. Die Majorität dieser Mittelklasse war ja sparsam und fleißig genug. In ihren Reihen befanden sich die Jäger und Pioniere, die Händler und Kaufleute, alle Freien mit einem Wort, die sich abmühten und arbeiteten. Sie bildeten das Mark der weißen Bevölkerung, deren Majorität sie abgaben, und einen Teil der Intelligenz Virginians. Die einzigen Berufsmenschen waren die Geistlichen, denn Juristen gab es nur wenig, und sie gelangten erst mit Beginn der Revolution zu Bedeutung; der Ärzte gab es noch weniger, und als Klasse hatten sie gar keine Bedeutung. Die Geistlichen stellten ein malerisches Element auf der gesellschaftlichen Landkarte dar, waren aber im ganzen genommen sehr wenig hervorragende Vertreter von Gelehrsamkeit, Religion und Moral. Darunter gab es alle Schattierungen, vom Wanderprediger und aus England ent-

flohenen Geistlichen, der in der neuen Welt die erwünschte Verborgenheit gefunden hatte, bis zum Theologen von solidem Wissen und echter Frömmigkeit, der sich für das College interessierte und eine Zierde für jede Gesellschaft gewesen wäre. Von diesen letzteren gab es aber leider nur verschwindend wenige. Die meisten Geistlichen bewirtschafteten ihre eigenen Felder, verkauften Tabak, jagten, waren die ebenbürtigen Zechkumpane der Pflanzler und lebten gut, während sie ihren heiligen Pflichten nur in einer nachlässigen und nicht immer anständigen Weise nachkamen.

Diese Geistlichkeit war jedoch das verbindende Glied zwischen den Farmern, Händlern und kleinen Pflanzern und der herrschenden und wichtigsten Klasse der virginischen Gesellschaft. Die großen Pflanzler waren die Besitzer, Herrscher und Führer Virginiens. Ihre ungeheuren Besitzungen lagen an den Flüssen entlang, von der Seeküste bis zu den Bergen zerstreut. Jede Pflanzung war in sich allein ein kleines Dorf. Das Haus des Besitzers stand in der Mitte, darum gruppierten sich die Außengebäude und die Negerhütten und in weiterem Umkreise die Weiden, Wiesen und Tabakfelder. Dem nur selten auftauchenden Reisenden, der sich mühsam den Weg zu Pferde oder mit dem Boot bahnte, tat sich plötzlich ein Blick auf diese vornehmen Besitzungen von der Straße oder vom Fluß aus auf. Dann nahm ihn wieder der Wald meilenweit auf, bis er durch die dünner werdenden Bäume die weißen Hütten und bebauten Felder der nächsten Pflanzung sah.

So hausten die virginischen Pflanzler, inmitten ihrer Familien und ihrer Sklaven, in einer Einsamkeit, die nur ab und zu durch einen stets freudig willkommen geheißenen Fremden, durch ihre Pflichten als Kirchenvorsteher und Friedensrichter oder durch die jährliche Wallfahrt nach

Williamsburg, um Gesellschaft zu suchen oder um ihren Sitz im Abgeordnetenhause einzunehmen, unterbrochen wurde. Die Verwaltung ihrer Pflanzungen war ihre Hauptbeschäftigung, die viel Reiten in frischer Luft bedingte, aber selbst im äußersten Falle eine bequeme und wenig anstrengende Arbeit war, die noch durch Sklavenarbeit und besoldete Aufseher erleichtert wurde. Infolgedessen hatten die Pflanzler viel freie Zeit, die sie Hahnenkämpfen, Pferderennen, Fischen, Jagen und Fuchshezen widmeten — alle, außer dem ersten, gesunde und männliche Sports, die allerdings keine übermäßigen Ansprüche an Geist und Verstand stellten. Es liegen auch gar keine Anzeichen dafür vor, daß die Virginier große Vorliebe für geistige Anstrengungen hatten. Als der leutselige Kronanwalt Karls II. den virginischen Bevollmächtigten, die für Wissenschaft und Religion eintraten, antwortete: „Der Teufel soll euch holen! Baut Tabak!“, gab er damit eine Richtschnur an, welche die meisten Pflanzler sich zu Herzen genommen zu haben scheinen. Fünfzig Jahre später gab es noch keine Schulen, und noch bis zur Revolution waren die minderwertigen Institute, welche diesen Ehrennamen trugen, an Zahl gering, und das College steckte noch in den Anfängen und hatte harte Kämpfe zu bestehen, um sich durchzusetzen. Einige der vornehmsten Familien sandten ihre ältesten Söhne nach England auf die berühmten Universitäten. Dann pflegten diese die große Tour durch Europa zu machen, eine Rolle in der Londoner vornehmen Gesellschaft zu spielen und als in jeder Beziehung feingebildete Gentlemen zu ihren Pflanzungen zurückzukehren. Ein Beispiel dieser Art ist Oberst Byrd, aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, ein Freund des Grafen von Orrery<sup>1)</sup> und Ver-

<sup>1)</sup> Charles Boyle, Earl of Orrery, 1676–1731, Soldat, Politiker und witziger Schriftsteller. Anm. d. Übers.

fasser von sehr amüsanten Memoiren. Ein zweites, etwas später, war Arthur Lee, Arzt und Diplomat, Forscher und Politiker. Aber die Mehrzahl der jungen Herren, die so nach Europa kamen, um Geist und Manieren zu bilden, lebte nicht viel anders als unser liebenswürdiger Freund Harry Warrington<sup>1)</sup> nach seiner Ankunft in England.

Einigen der zu Hause bleibenden Söhne brachte der Pfarrer der Gemeinde einen gewissen Grad von Bildung bei, andere erhielten eine anständige Erziehung in dem William-and-Mary-College, aber sehr viele hatten auch das nicht. Es hatte ja auch wirklich wenig Zweck, wenn sie sich gelehrte Bildung aneigneten, die sie bei der Bewirtschaftung ihrer Pflanzungen und bei der Pferdezucht doch nicht brauchen konnten, und Tatsache ist, daß die Menschen erstaunlich gut ohne das auskommen, was sie nicht direkt brauchen, besonders wenn dessen Erwerbung Mühe erfordert. Der virginische Pflanzler dachte wenig und las noch weniger, und es gab ja auch keine gelehrten Berufe, die goldene Preise versprachen und die Liebe zur Wissenschaft anspornten. Für die Frauen stand es noch schlimmer, denn nach Europa reisen oder auf das William-and-Mary-College gehen konnten sie nicht, so daß sie gezwungen waren, nachdem sie alles, was der Pfarrer lehren konnte, gelernt hatten, sich ganz häuslichen Beschäftigungen und der Fürsorge für die zahlreichen Sklaven zu widmen. Jedenfalls leisteten sie viel schwerere und anhaltendere Arbeit, als ihren Herren und Gebietern jemals in den Sinn kam.

Die einzige Betätigung einer geistigen Anstrengung war die des Regierens. Die Pflanzler ordneten ihre lokalen Angelegenheiten in den Gemeindeversammlungen und registrierten Virginien im Abgeordnetenhause. Diese Arbeiten vernach-

<sup>1)</sup> Aus W. M. Thackerays Roman „The Virginians“. Anm. d. Übersf.

läßigten sie nie und erledigten sie nach ihrer eigenen Art sehr umsichtig und gründlich. Sie waren durchaus kompetente Leute, wenn sie sich erst einmal zu etwas entschlossen hatten; aber sie lebten das Leben des Squire Western<sup>1)</sup> und sahen keinen Grund, dies zu ändern, ehe die Notwendigkeit sie dazu zwang.

Naturgemäß bestanden ungeheure Unterschiede in der wirtschaftlichen Lage der Pflanzler. Einige besaßen Tausende von Morgen Landes und Hunderte von Sklaven, während andere sich, so gut sie konnten, mit einer Pflanzung und ein paar Duzend Sklaven durchschlugen. Einige wohnten in sehr schönen, malerischen Häusern, wie Gunston Hall oder Stratford, oder in riesigen, geschmacklosen, überladenen Gebäudemassen, wie Rosewell. Andere mußten mit sehr bescheidenen, einstöckigen Häusern mit Giebedächern, die an den Seiten von zwei massiven Schornsteinen flankiert waren, zufrieden sein. In manchen Haushaltungen gab es prachtvolles Gold- und Silbergeschirr und Porzellan, schöne Möbel und Equipagen aus London, schwere Seide und Samt und Brottatkleider, in anderen Ton- und Zinngeschirr und zu Hause gesponnene Wollkleider und nur Acker- und Reitpferde.

Aber gewisse Eigenschaften waren allen virginischen Pflanzern gemeinsam. Ihr Luxus war zweifelhaft. Ihr Prunk war manchmal barbarisch. In den Brottatkleidern waren Löcher, und der Wind blies oft durch zerbrochene Scheiben auf das glänzende Gold- und Silbergeschirr und das kostbare Porzellan. Sie bildeten eine sorglos in den Tag hineinlebende Aristokratie, wie es in warmen Klimaten und im Bereich der Sklaverei der Fall zu sein pflegt.

Alles war reichlich bei ihnen, außer Bargeld. Darin.

---

<sup>1)</sup> Eine Figur aus Henry Fieldings Roman Tom Jones Anm. d. Übers.

waren reich und arm ganz gleich. Alle lebten auf Vorfuß, und es scheint, daß aus einem oder dem anderen Grunde, durch Verschwendungssucht oder Bummelei, durch Pferderennen oder den Spieltisch jede virginische Familie ungefähr in jeder Generation einmal bankrott machte.

Als Harry Warrington in England ankam, hielten alle seine Verwandten in Castlewood den hübschen Jungen mit seinem großen Landbesitz und seinen vielen Sklaven für einen Fürsten. Es war eine leicht verständliche und angenehme Täuschung, die dem Besitz von Land und Leibeigenen entsprang, und der die Virginier selbst gern Glauben schenkten. Sie vergaßen, daß das Land so reichlich war, daß es fast keinen Wert hatte, und daß Sklaven die kostspieligsten aller Arbeiter sind. Dazu vergaßen sie, daß eine mißratene Tabaksernte, deren Ertrag schon vorher verpfändet war, den Ruin bedeutete, obwohl diese gewichtige Tatsache ihnen mehr als einmal eindringlich zu Gemüte geführt worden war. Sie wußten, daß sie reichlich zu essen und zu trinken hatten, und daß eine Herde Diensthofen für ihre Bequemlichkeit sorgte und ihr Land bebaute, und auch daß zuvorkommende Londoner Geschäftsleute stets bereit waren, ihnen jeden Luxus zu liefern, wenn sie ihnen dafür ihre Ernte oder ihre Besizung verpfändeten. So machten sie sich wenig Sorge um die Zukunft und lebten nur in der Gegenwart, sehr zu ihrer eigenen Befriedigung.

Unseren Handels- und Kaufleuten mit ihrem auf das Geschäftliche und Industrielle gerichteten Sinn von heute muß eine solche Lebensweise unbedingt äußerst laß und rückständig erscheinen. Die Weisen der Banken und Kaufhäuser würden den Kopf über solche Verschwender schütteln, sich weigern, ihre Wechsel zu diskontieren und mit großem Aplomb prophezeien, daß solche Leute zu Grunde gehen müssen. Ohne Zweifel, diese Pflanzer und Farmer Vir-

giniens hatten ihre Fehler. Das Leben, das sie führten, war stark nach der animalischen Seite hin entwickelt und vielleicht weder anregend noch erhebend. Das äußere Leben war nichts weniger als einfach und das geistige weder sehr hoch noch sehr rege. Aber gerade darin liegt für das durch unablässiges Vorwärtsdrängen ermüdete Auge und das durch das ewige Geschrei nach Neuem und beständigem Wechsel betäubte Ohr etwas wohlthuend Ausruhliches. Wir würden wohl überall in der Welt manche Unbequemlichkeiten und unangenehmen Einschränkungen in Leben und Gewohnheiten vor hundert Jahren empfunden haben, und doch ist es für eine Zeit, in der Schnelligkeit und Bewegung das Ein und Alles, das Ideal der Zivilisation zu sein scheint, angenehm, sich mit einer Gemeinschaft von Männern wie den virginischen Pflanzern des achtzehnten Jahrhunderts zu beschäftigen. Sie lebten zufrieden auf dem Lande ihrer Väter und hatten, außer bei seltenen und bestimmten Anlässen, keine anderen Interessen als die, welche ihnen ihre von ihren Ahnen ererbten Besitztümer boten. Im Gerichtssaale oder in der Gemeindeversammlung oder in Williamsburg trafen sie mit ihren Nachbarn zusammen und besprachen auf das eifrigste die Politik in Europa oder die Angelegenheiten ihrer Kolonie. Um Religion kümmerten sie sich wenig, aber sie lebten im Glauben ihrer Väter und hielten treu zu Kirche und König. Sie stritten sich mit ihren Gouverneuren über Anleihen herum, lebten aber sonst auf freundschaftlichem Fuße mit diesen Respektspersonen, besuchten die offiziellen Bälle in dem sogenannten Palast und tanzten und vergnügten sich mit viel Würde und Grazie. Ihr Alltagsleben floß auf ihren Besitzungen so ruhig dahin wie die Flüsse des Landes. Der englische Händler kam und ging; der nur selten des Wegs kommende Fremde wurde mit Freuden begrüßt und aufgenommen;

Weihnachten wurde nach herzlichster englischer Weise gefeiert; die jungen Herren aus der Nachbarschaft ritten durch die dunklen Wälder, um den Damen den Hof zu machen, zu tanzen oder die Geige zu spielen, wie Patrick Henry und Thomas Jefferson, und diese einfachen Ereignisse waren alles, was den friedlichen Strom ihres Lebens kräufelte. Viel Zeit wurde auf Sport verwendet, rauhen, kräftigen, männlichen Sport mit einem Beigeschmack von Gefahr, und dieser, verbunden mit einem gelegentlichen Abenteuer in der Wildnis, erhielt sie an Körper und Geist gesund, stark und tapfer. Dem virginischen Pflanzler war alles Schlawe, Weibische fremd. Er war ein robuster Mann, ebenso bereit zu kämpfen wie zu arbeiten, wenn es an der Zeit war, und wohl dazu befähigt, sich, wenn nötig, mit Staatsangelegenheiten zu befassen. Vor allem war er ein Aristokrat, über die anderen emporgehoben durch Rasse, Farbe und erbliches Herrentum, ebenso stolz wie der ahnenstolzeste Österreicher, ebenso handfest und kräftig wie ein englischer Neoman und ebenso eifersüchtig auf seine Rechte und Privilegien wie irgendeiner der Barone, die König Johann bei Runnymede die Magna Charta abrangen. Zu dieser sorglosen und trägen Aristokratie, die nur derbe Vergnügungen kannte und den feineren, höheren Zielen des Lebens gleichgültig gegenüberstand, drang eines Tages der Weckruf, wie er zu allen Menschen früher oder später dringt, und wie mit einem Zauberschlag entstanden aus dieser selben Aristokratie Feldherren, Staatsmänner und Rechtsgelehrte ersten Ranges, welche der großen patriotischen Aufgabe, die sie zu lösen hatten, gewachsen waren. Wir müssen auf das alte Athen zurückgreifen, um einen Präzedenzfall dafür zu finden, daß eine so kleine Gemeinschaft von Menschen eine so große Anzahl fähiger und hervorragender Männer plötzlich hervorbrachte. Sie waren guter englischer Abkunft,

---

mit einem Einschluß von Hugenottenblut, dem besten Blute Frankreichs, und obwohl sie seit anderthalb Jahrhunderten in der Neuen Welt zu stagnieren schienen, erwiesen sie sich, als die Probestunde der Gefahr an sie herankam, als viel kräftiger, tätiger und charaktervoller als andere, gewöhnlichere Rassen.

---

## 2. Kapitel.

### Die Washingtons.

So war die Welt Altvirginiens, und so waren die Menschen, von denen die Familie Washington einen kleinen Bruchteil bildete. Zunächst müssen wir uns nun mit dieser Familie beschäftigen, denn ehe wir dem Mann selbst näher treten, müssen wir seine Vorfahren kennen lernen.<sup>1)</sup>

So können wir also mit Sicherheit nur annehmen, daß die Familie Washingtons von den virginischen Ansiedlern John und Lawrence Washington abstammt. Daß diese beiden mit den Besitzern von Sulgrave zusammenhängen, kann auch kaum bezweifelt werden, obwohl die genaue Verwandtschaft nicht festgestellt worden ist. Die Gleichheit des Wappens und die Vornamen wenigstens scheinen zu beweisen, daß sie Abkömmlinge dieser Familie waren, und das Mißlingen des Versuchs, sie mit anderen Familien gleichen Namens in England in Verbindung zu bringen, scheint diese Theorie

---

<sup>1)</sup> Es folgen verschiedene genealogische Angaben, die den deutschen Leser wenig interessieren, aus denen hervorgeht, daß Washington wahrscheinlich aus einer englischen Familie stammt, die in England das Rittergut Sulgrave in der Grafschaft Northampton besaß, und daß Washington selbst auf diese Dinge wenig Wert legte, da er auf eine an ihn ergangene Anfrage nur antwortete, daß seines Wissens seine Familie aus einer der nördlichen Grafschaften stamme, aus welcher, wisse er aber nicht. Weitere geringfügige Weglassungen werden durch . . . angedeutet. Anm. d. Übersf.

zu bestätigen.<sup>1)</sup> In diesem interessanten Lande, wo nach unserem beschränkten Verstande alles auf dem Kopfe steht, ist es üblich, wenn ein einzelner Mann sich zur Berühmtheit durchringt, seine Vorfahren anstatt seiner Kinder zu adeln. Die Washingtons sind ein interessantes Beispiel für die Anwendung dieses etwas chinesisch anmutenden Systems in der westlichen Welt. Sie sind zwar nicht wirklich wegen der Taten ihres großen Abkömmlings geadelt worden, aber sie bilden den Brennpunkt eines allgemeinen intensiven Interesses. Jeder einzelne des Namens, den man irgendwo entdecken konnte, ist ans Tageslicht gezogen worden, und alles, was über ihn in Erfahrung zu bringen war, ist gewissenhaft notiert und aufgeschrieben worden. Das Durchforschen der Stammbäume und die Entdeckung dieser und jener vereinzelter, historischer Tatsache haben uns in groben Zügen einen allgemeinen Überblick darüber verschafft, was für eine Art Männer das waren, die auf die Abstammung von William von Hertburn Anspruch machten und im Mutterlande den Namen Washington führten. . . .

In Nordengland, in dem Gebiete, das zuerst von Sachsen und dann von Dänen erobert wurde, liegt das kleine Dorf Washington. Dies gelangte in den Besitz von Sir William de Hertburn und gehörte ihm nach dem Boldon Book<sup>2)</sup> im Jahre 1183. Bald darauf nahm er oder einer seiner Nachkommen den Namen de Westington an. Die Besitzung blieb zwei Jahrhunderte in der Familie. Die Mitglieder derselben waren pfalzgräfliche Ritter, kämpften in allen Kriegen und nahmen mit gebührendem Pomp an den Turnieren teil. Mit dem Anfang des fünfzehnten Jahr-

<sup>1)</sup> . . . Seit dem Erscheinen dieses Werkes haben die Untersuchungen von Mr. Waters die Richtigkeit der vom Verfasser vorgebrachten Theorie bestätigt.

<sup>2)</sup> Lehnbuch der Pfalzgrafschaft Durham. Anm. d. Übersf.

hundreds war die männliche Hauptlinie der feudalen, ritterlichen Familie erloschen, und ihre Burg ging den Washingtons durch die Heirat der Dionisia de Wessington verloren. Aber der Hauptstamm hatte in der Zwischenzeit viele Schößlinge getrieben, die in anderen Teilen Englands feste Wurzelgeschlagen hatten. Wir wissen von mehreren Mitgliedern der Familie, die sich auf verschiedenen Gebieten hervorgetan haben. Da ist der gelehrte und energische Prior von Durham, John de Wessington, der wahrscheinlich dem Hauptstamme angehörte, und derselbe Name erscheint öfters in Urkunden und an Denkmälern, was auf eine blühende, sich ausbreitende Familie schließen läßt. Im sechzehnten Jahrhundert war ein Lawrence Washington Bürgermeister von Northampton, und ihm wurde 1538 das Rittergut Sulgrave von Heinrich VIII. verliehen. . . . Von ihm stammten ab Sir William Washington, der die Halbschwester von George Villiers, Herzog von Buckingham, heiratete, Sir Henry Washington, der 1646 im Bürgerkriege die Stadt Worcester verzweifelt gegen die Puritaner verteidigte, Oberstleutnant James Washington, der bei der Belagerung von Pontefract auf Seiten der Kavaliere für König Karl den Tod fand, ein späterer James Washington, der, in Monmouths Aufstand verwickelt, nach Holland floh und der Stammvater einer blühenden Familie wurde, die sich auch nach Deutschland ausdehnte und dort in den Adelsstand erhoben worden ist, Sir Lawrence Washington auf Garsdon, dessen Entelin Robert Shirley, Lord Ferrers, heiratete, und andere von geringerer Bedeutung, aber alles Männer von Stand und Ansehen. Sie scheinen ein erfolgreiches, haushälterisches Geschlecht gewesen zu sein, wohlhabend und begütert, tüchtige Beamte und Soldaten, die sich gut verheirateten und von Generation zu Generation an Reichtum und Einfluß zunahmen. Sie waren nor-

männlicher Abkunft und Ritter und Gentlemen im vollen Sinne des Wortes vor der französischen Revolution, und wir können in ihnen hie und da deutliche Anzeichen des alten Wikingerblutes entdecken, das Jahrhunderte lang den wilden Berserkergeist bewahrte, der die abenteuerlustigen Nordmänner für lange Zeit zum Schrecken Europas machte. Ein starkes Geschlecht waren diese Washingtons augenscheinlich, die für uns nur ab und zu aus dem Nebel der Zeiten auftauchen, wohl nicht glänzend begabt, niemals die höchsten Stellen erreichend, ohne Zweifel auch nicht ohne Mißerfolge und Schicksalsschläge, aber doch im Ganzen verständige, tapfere Männer, stets ihre Pflichten voll ausfüllend, bereit zu Kampf und zur Arbeit und in der Regel erfolgreich in dem, was sie sich als Aufgabe gestellt hatten.

Im Jahre 1658 tauchten die beiden Brüder John und Lawrence in Virginien auf. Sie scheinen wohlhabend gewesen zu sein, denn sie kauften Land und ließen sich in Bridges Creek in der Grafschaft Westmoreland nieder. Das ist alles, was wir von Lawrence wissen, außer der Tatsache, daß er zahlreiche Nachkommen hinterließ. John, der uns mehr interessiert, spielte von seiner Ankunft an eine Rolle in den Annalen von Maryland. Er erhob, kaum angekommen, bei den Marylander Behörden Anklage gegen Edward Prescott, Kaufmann und Kapitän des Schiffes, mit dem er herübergekommen war, weil dieser während der Reise eine Frau wegen Härei hatte aufhängen lassen. Ein Brief von ihm ist erhalten, worin er auseinandersetzt, daß er wegen der Taufe seines Sohnes, zu deren festlicher Begehung er die Nachbarn eingeladen hatte, nicht zu der ersten Gerichtsverhandlung kommen könne. Ein kleines Ereignis, mühsam aus verstaubten Dokumenten ausgegraben, aber es zeigt uns einen energischen, edlen Mann, der alle Bedrückung haßte, Sinn hatte für die öffentlichen Angelegenheiten des

neuen Gemeinwesens, in das er gekommen war, und eine weitgehende Gastfreundschaft unter seinen neuen Bekannten übte. Bald darauf hatte er den Tod seiner englischen Gattin und zweier Kinder zu beklagen; aber er tröstete sich schnell und heiratete als zweite Frau Anne Pope, mit der er drei Kinder zeugte, Lawrence, John und Anne. Nach den virginischen Traditionen war der ältere John Washington ein Landmesser und hat einen Landstrich abgesteckt, der den Indianern zugewiesen wurde. Es geht aus allem hervor, daß er ein energischer Mann war, der Besitz und Einfluß auf seine Nachbarn gewann. 1667, als er etwa zehn Jahre in der Kolonie gelebt hatte, wurde er in den Landtag gewählt, und acht Jahre darauf wurde er zum Obersten ernannt und mit tausend Mann den Marnländern beigegeben, welche die „Susquehannocks“ in der Nähe des „Piscatawan Forts“ wegen verschiedener Mordtaten, die ein anderer Stamm begangen hatte, ausrotten sollten. Als Waffentat verlief die Expedition nichts weniger als glänzend. Die Virginier und Marnländer töteten mehrere Häuptlinge während einer Unterhandlung und blockierten dann das Fort. Nachdem sie mehrere Ausfälle zurückgeschlagen hatten, ließen sie ungeschickterweise die Indianer während der Nacht entkommen, die Mord und Brand in die abgelegenen Ansiedlungen trugen und die verderbenbringende Fackel des Indianerkrieges entzündeten. Im nächsten Jahre tritt uns John Washington im Landtage entgegen, als Sir William Berkeley die Truppen wegen der Ermordung der Indianer während der Unterhandlung angriff. Die öffentliche Meinung war aber augenscheinlich auf Seiten des Obersten, denn es geschah nichts, und die Angelegenheit wurde fallen gelassen. Hiermit, im Jahre 1676, entschwindet auch John Washington unseren Blicken, und wir wissen nur noch, daß er, da sein Testament 1677 beglaubigt wurde, kurz nach dem Rede-

duell mit Bertelen gestorben sein muß. Er wurde in dem Erbbegräbnis in Bridges Creek beigesetzt und hinterließ seinen Kindern ein schönes Besitztum. Der Oberst war augenscheinlich ein kluger und populärer Mann und hat sich in der Welt, in der er lebte, ordentlich herumgetummelt. Er erwarb Ländereien, trat, obwohl ein Neuling in der Kolonie, sofort politisch hervor und wurde augenscheinlich als Soldat geschätzt, wie aus seiner Wahl zum Führer der virginischen Streitkräfte hervorgeht. Seine Nachbarn ehrten ihn dadurch, daß sie dem Kirchspiel, in dem er wohnte, seinen Namen gaben. Dann starb er, und sein Sohn Lawrence herrschte in der Familie, der durch seine Frau Mildred Warner Vater von John, Augustine und Mildred Washington wurde.

Dieser zweite Sohn Augustine, Farmer und Pflanze wie seine Vorfahren, heiratete zuerst Jane Butler, von der er drei Söhne und eine Tochter hatte, und dann Mary Ball, mit der er vier Söhne und zwei Töchter zeugte. Das älteste Kind aus dieser zweiten Ehe hieß George und wurde am 11. Februar (alten Stils) 1732 in Bridges Creek geboren. Das Haus, in dem dies geschah, war ein einfaches, aus Holz erbautes Farmhaus nach dem alten, primitiven, virginischen Muster: vier Zimmer im Erdgeschoß, eine Dachstube mit langem schrägem Dach und einem massiven Schornstein aus Ziegelsteinen. Drei Jahre nach George Washingtons Geburt soll das Haus niedergebrannt und die Familie aus diesem oder einem anderen Grunde nach einer anderen Besizung in der jetzigen Grafschaft Stafford übersiedelt sein. Das zweite Haus glich dem ersten und stand auf einer Anhöhe, von der man über Wiesen den Rappahannock und darüber hinaus das Dorf Fredericksburg, das beinahe gegenüber lag, sehen konnte. Hier starb Augustine Washington im Jahre 1743 ziemlich plötzlich im Alter von 49 Jahren an einem Gichtanfall, der durch einen Ritt im Regen ver-

anlaßt worden war, und wurde im Erbbegräbnis in Bridges Creef beigesetzt. Hier verbrachte auch Washington seine Knabenzeit, und es ist daher notwendig, daß wir Umschau halten und sehen, was wir von dieser wichtigen Periode seines Lebens in Erfahrung bringen können.

Von seinem Vater wissen wir nichts, als daß er freundlichen, liebevollen Charakters war, sehr an Frau und Kindern hing und seine ganze Zeit der Verwaltung seiner Ländereien widmete. Nach seinem Tode kamen die Kinder ganz unter den Einfluß und die Leitung der Mutter. Über „Washingtons Mutter“ ist sehr viel geschrieben worden, aber obwohl sie ein hohes Alter erreicht hat, wissen wir tatsächlich über sie kaum mehr als über ihren Mann. Sie stammte aus vornehmer Familie, hatte einen energischen Charakter und tüchtigen Geschäftssinn. Erziehungsmöglichkeiten standen den virginischen Damen ihrer Zeit nur wenig zu Gebote. So war denn auch Mrs. Washingtons Lektüre auf eine kleine Anzahl Bände meist erbaulichen Inhalts beschränkt, unter denen ihr Hales „Moral and Divine Contemplations“ am liebsten gewesen zu sein scheinen. Sie hat augenscheinlich nur ihre Muttersprache gekannt und ihre Orthographie war selbst für jenes Zeitalter der unsicheren Rechtschreibung außerordentlich schlecht. Gewisse Eigenschaften können wir aber dennoch durch alle Nebel deutlich erkennen. Wir können sehen, daß Mary Washington einen durchdringenden Verstand und die Gabe besaß, Geschäfte flug und geschickt abzuwickeln. Sie war eine Herrschernatur von starkem Willen und regierte in ihrem Reiche allein. Vor allem besaß sie große persönliche Würde und war sehr schweigsam und besonnen. Daß sie auch eine liebevolle Mutter war, kann nicht bezweifelt werden, denn sie hat bis zuletzt die ehrfurchtsvolle Liebe ihres Sohnes genossen, obwohl sie, während er stetig zum Gipfel menschlicher Größe emporklomm, nichts weiter

zu sagen wußte als: „George ist immer ein guter Junge gewesen, und ich bin überzeugt, daß er seine Pflicht tun wird.“ Keine Frau von Esprit augenscheinlich, nicht geeignet, an Höfen zu glänzen, Intriguen zu spinnen oder eine Leuchte der Literatur zu sein, aber imstande, auf ihren ältesten Sohn moralische Eigenschaften zu übertragen, die zusammen mit denen der Washingtons bei der Begründung einer großen Republik von unschätzbarem Werte waren. In jungen Jahren zur Witwe geworden, sah sie sich der Aufgabe gegenüber, ihre jungen Kinder zu erziehen. Ihre Mittel waren sehr beschränkt, denn obwohl Augustine Washington imstande war, jedem seiner Söhne Landbesitz zu hinterlassen, so war das doch wenig mehr als totes Kapital, und das Einkommen an barem Gelde trat durchaus nicht so klar zutage wie der Besitz an Morgen Landes.

Mannigfacher Art sind die Mythen und kläglich gering an Zahl die Tatsachen, die uns von Washingtons Knabenjahren überliefert sind. Die ersteren verdanken wir meistens dem „berühmten“ Weems, dem wir noch einige Zeilen widmen müssen. Weems ist dem gegenwärtigen Zeitalter verschiedenartig dargestellt worden, meist allerdings in wenig schmeichelhafter Weise, und das Adjektiv „lügenhaft“ wird in den meisten Fällen auf ihn angewendet. Überhaupt herrscht über Weems und sein Buch eine ganz überflüssige Konfusion; denn er war durchaus kein komplizierter Charakter, und weder er noch seine Schriften sind schwer einzuschätzen oder zu verstehen. Von Beruf Geistlicher oder Prediger, von Charakter Abenteurer, liebte es Weems, in weiten Kreisen bekannt zu sein, liebte Geld und ein ungebundenes Wanderleben. Also schrieb er Bücher, die, wie er ganz richtig kalkulierte, populär werden würden, und verkaufte sie nicht nur auf die übliche Weise, sondern vertrieb sie auch noch selbst auf seinen Kreuz- und Querreisen durchs Land als Hausierer. Auf diese Weise

befriedigte er alle seine Neigungen und hat ohne Zweifel an seinem Leben viel Freude gehabt. Der Zufall brachte ihn in die Nähe Washingtons in dessen letzten Tagen, und sein geschäftlicher Instinkt sagte ihm, daß hier das großartigste Thema für seine Feder und sein Publikum war. Er schrieb also die Biographie, die einen so glänzenden Erfolg haben sollte. Als Literaturwerk betrachtet, ist das Buch unter aller Kritik. Der Stil ist schwülstig, überladen und zum Teil albern. Die Darstellung ist ungenau, die Erzählungsweise konfus und unzusammenhängend, und die moralisierenden Betrachtungen sind über alle Begriffe leicht und abgedroschen. Dennoch existiert unter all dem Bombast und all den Gemeinplätzen eine gewisse Ehrlichkeit des Gefühls, und diese hat das Buch gerettet. Die Biographie gelangte nicht in die Hände der guten Gesellschaft der großen Städte im Osten, für die sie auch gar nicht bestimmt war. Sie war für die Farmer, die Pioniere und die Hinterwäldler im Lande geschrieben. In ihre Heimatstätten drang sie und stieg mit ihnen über die Alleghanies und wieder hinunter in die Ebenen und Täler des großen Westens. Gerade die Mängel des Buches verhalfen ihm zu seinem Erfolg bei den einfachen, schwer arbeitenden und ringenden Menschen, die mit der Eroberung des amerikanischen Kontinents beschäftigt waren. Diesen erschien der schwerfällige und geschmacklose Stil, die aufdringliche Moral und der echte Patriotismus darin überaus passend für den Nationalhelden, und so schuf Weems den populären Washington. Dieser wuchs auf mit dem Lande und wurzelte sich so fest in das populäre Empfinden ein, daß schließlich keine Klasse davon unberührt blieb und selbst die vornehmsten und ernstesten Biographen Washingtons die durch kein Zeugnis gestützten Geschichten des wandernden Pfarrers und Bücherhau sierers aufnahmen.

Was das öffentliche Leben Washingtons betraf, so ent-

nahm Weems die aller Welt bekannten Tatsachen meist den amtlichen Zeitungen. Er stützte sie dann in seiner Weise zu und übergab sie der Öffentlichkeit. All dies, was natürlich neun Zehntel des Buches bildete, ist trotz des Erfolges der Vergessenheit anheimgefallen. Das verbleibende Zehntel, das Washingtons Knabenjahre bis zum vierzehnten oder fünfzehnten Jahre beschreibt, und das nur der Einbildungskraft des Verfassers seinen Ursprung verdankt, ist bis heute lebendig geblieben. Weems hat sich selbst als die einzige Autorität für diese Periode aufgestellt, und man hat ihm blindlings geglaubt, und deshalb müssen wir ihm unsere ernste Beachtung zuwenden. Bis Weems geprüft und erledigt ist, können wir mit dem Versuch, zu dem wahren Washington zu gelangen, nicht einmal beginnen.

Weems war kein kaltblütiger Lügner und Erfinder von Anekdoten. Er war einfach ein Mann, dem jeder Sinn, jede Vorbildung, jedes Verantwortlichkeitsgefühl für Geschichte abging, der stets bereit war, die geringfügigste Tatsache für den Geschmack seines Publikums zu verarbeiten, bis es unmöglich war, sie auf ihre ursprüngliche Bedeutung zurückzuführen. Mit einem Wort, Weems war der geborene Sagenfinder. Dafür gibt es keinen besseren Beweis, als wie er von sich selbst spricht. Es wird angenommen, daß er einmal oder vielleicht auch öfter vor einer Gemeinde gepredigt hat, zu der Washington gehörte. Daraufhin bezeichnete er sich in seinem Buche als den Pfarrer des Kirchspiels Mount-Vernon. Erstensmal gab es gar kein Kirchspiel Mount-Vernon. Es existierte nur ein Kirchspiel Truro, von dessen Kirchen die eine manchmal Pohick-, manchmal Mount-Vernon-Kirche genannt wurde. Von dieser war Washington bis 1785 Kirchenältester, wo er zu der Kirche von Alexandria überging. Der Rev. Lee Massen war der Geistliche der Mount-Vernon-Kirche, und die Kirche von Alexandria hatte nichts mit Mount-Vernon

zu tun. Auch hat es niemals einen Pfarrer des Kirchspiels Mount-Vernon gegeben; aber das war eben Weems' Art, sein Erscheinen vor dem großen Mann darzustellen und die Welt durch die Annahme einer Intimität zu täuschen, die der Titel anzudeuten schien.

Weems machte das öffentliche Leben natürlich keine Schwierigkeiten, aber bei der Schilderung der Knabenzeit war er ganz auf seine Phantasie angewiesen, und so entstanden denn daraus die bekannten Geschichten vom Kirschbaum, die Weigerung zu kämpfen, oder Kämpfe zwischen den Knaben auf der Schule zu gestatten, und die Anfangsbuchstaben im Garten. Diese letzte Geschichte besagt, daß Augustine Washington Samenkörner in einer solchen Weise ausäte, daß sie beim Emporsprossen über der Erde die Initialen von seines Sohnes Namen bildeten. Der Sohn soll darüber sehr entzückt gewesen sein, worauf der Vater ihm erklärte, daß das ein Werk Gottes sei und so in ihm den Grund zu einem felsenfesten Gottvertrauen legte. Diese Geschichte ist direkt aus Dr. Beatties kurzer Biographie seines Sohnes übernommen, die 1799 in England erschien, und kann ohne weiteres als unwahr zurückgewiesen werden. Was die beiden anderen bekannteren Anekdoten betrifft, so existiert auch nicht eine Spur von Beweismaterial dafür, und damit können wir auch gleich die Erzählung von dem jungen Pferde erledigen, die Mr. Custis einfach als Variante des Kirschbaumthemas erzählt, das Washingtons angeborene Wahrheitsliebe darstellen soll. Weems gibt an, daß er seine Geschichten von einer alten Dame und „einem lieben alten Herrn“ habe, die sich der Vorfälle erinnerten, während Mr. Custis für seine genaue Erzählung eines geringfügigen Ereignisses, das, als er schrieb, schon vor über einem Jahrhundert passiert sein sollte, gar keine Quelle angibt. Für einen Schriftsteller, der den Pfarrer von Mount-Vernon

erfand, konnte die Erfindung von ein paar Boswells<sup>1)</sup> nur eine Kleinigkeit sein. Ich sage absichtlich Boswells, denn diese Geschichten werden mit der größten Genauigkeit erzählt, und die Gespräche zwischen Washington und seinem Vater hören sich wie stenographische Berichte an. Wie Mr. Custis, der sonst so zuverlässig ist, dazu gekommen ist, sich so weit von den Sagen von Weems anstecken zu lassen, daß er die Geschichte von dem jungen Pferde ganz in Weems' Manier aufschichte, können wir uns heutzutage nicht mehr erklären. Ohne Zweifel hat Washington, wie die meisten gesunden Jungen, dumme Streiche begangen, und es ist durchaus nicht unmöglich, daß er Obstbäume beschädigt und sein Vergehen dann eingestanden hat. Man kann es ruhig als Tatsache hinnehmen, daß er viele junge, ungebändigte Vollblutpferde geritten und gemeistert hat, und es ist wohl möglich, daß einem davon dabei eine Ader geplatzt und es daran eingegangen ist, und daß der Knabe die Angelegenheit sofort seiner Mutter mitgeteilt hat. Aber mehr Glaubwürdigkeit können diese beiden Anekdoten auch keinesfalls beanspruchen. Von gewissen anderen erbaulichen Geschichten ähnlicher Art kann man auch das nicht einmal behaupten. Daß Washington seinen Spielfkameraden Strafpredigten über die Sündhaftigkeit des Kämpfens gehalten habe und sich 1754 vor seinen Soldaten habe niederschlagen lassen und dann seinen Angreifer um Entschuldigung gebeten habe, weil er ihn zu rauh angefahren habe, sind so alberne und so blödsinnige, unmögliche Geschichten, daß wir uns auch nicht einen Augenblick dabei aufzuhalten brauchen.

An und für sich ist weder bei der Kirschbaum- noch bei der Pferdegeschichte etwas Unmögliches — man könnte leicht

---

<sup>1)</sup> Anspielung auf den Biographen Samuel Johnsons, James Boswell (1740–95). Anmerkung d. Übers.

noch hundert andere erfinden, die ebensogut möglich wären. Aber der Punkt, auf den es ankommt, ist der, daß diese Geschichten, wie sie Weems und Mr. Custis erzählen, von A bis Z und in geradezu lächerlicher Weise falsch sind. Sie sind es, nicht nur weil sie keine Spur von Beweismaterial hinter sich haben, sondern weil sie in jedem Wort, in jeder Zeile ihren Ursprung aus einer Zeit, die 50 Jahre später liegt, verraten. Kein Englisch Sprechender Mensch, jedenfalls kein Virginier, hat 1740 je so gedacht, sich benommen oder gesprochen wie die Personen in Weems' Geschichten; 1790 oder Anfang des nächsten Jahrhunderts mag es ja anders gewesen sein. Diese netten Anekdoten gehören zum Zeitalter der Miß Edgeworth und Hannah More und Jane Taylor. Sie sind reizende Beispiele der „Harrn und Lucy“- und „Purple Jar“-Moral und bilden einen getreuen Widerschein der blassen Lehrhaftigkeit, die in England am Ende des achtzehnten Jahrhunderts Mode wurde. Sie stehen zu der Natur und der Zeit, der sie zugeschrieben werden, in einem Widerspruch, der ebenso lächerlich ist, wie etwa ein Versuch sein würde, Augustine Washington und seine Frau in der Kleidung der Zeit der französischen Revolution darzustellen, wie sie sich darüber unterhalten, ob es nicht das Richtige sei, die Göttin der Vernunft anzubeten.

Sich auf eine ernste historische Kritik dieser Geschichten einzulassen, wäre ein ganz überflüssiges Unterfangen. Hier ist auch nur so viel darüber gesagt worden, weil diese elenden Lügen durch die ganze Welt gegangen sind, und es Zeit ist, daß sie endlich auf den Kehrichthaufen kommen. Sie stellen Mr. und Mrs. Washington als affectierte und pedantische Menschen dar, die stark zu billiger Moral neigen, und, was noch viel schlimmer ist, sie haben Washington selbst in ein lächerliches Licht gebracht vor einem Zeitalter, das von den erziehlichen Schwächen der alten Zeit

nichts mehr wissen will. Augustine Washington und seine Frau waren vornehme Leute des achtzehnten Jahrhunderts, die in Virginien lebten. Soweit wir — ohne Raten oder Vermutungen — wissen, waren sie einfache, ehrliche und aufrichtige Menschen, die sich ganz ihrer Familie und der Verwaltung ihrer Güter widmeten und ihre Pflichten nach der Weise ihres Zeitalters vernünftig erfüllten. Ihr Sohn, dem das größte Unrecht angetan worden ist, hat nicht nur nie etwas Gemeines oder Niedriges getan, sondern ist auch von Anfang bis Ende seines Lebens niemals lächerlich oder affektiert gewesen und hat stets so wenig von Heuchelei und Dünkelhaftigkeit an sich gehabt, wie ein menschliches Wesen nur haben kann. Wir wollen daher die Weems'schen Geschichten und ihre Brut in die wohlverdiente Vergessenheit sinken lassen und versuchen uns vorzustellen, was die feststehenden Tatsachen uns von dem Knaben Washington erzählen.

Leider sind diese Tatsachen zuerst so gering an Zahl, daß sie uns fast nichts erzählen. Wir wissen, wann und wo Washington geboren ist, und daß er, als er etwas über drei Jahre alt war,<sup>1)</sup> von Bridges Creek an die Ufer des Rappahannock übersiedelte. Dort wurde er einem gewissen Hobbŷ, dem Küster des Kirchspiels, zur ersten Erziehung übergeben, der ihm das Alphabet und das Schreiben beibrachte. Als dieses würdigen Mannes Vorräte an Gelehrsamkeit erschöpft waren, wurde er bald nach seines Vaters Tode nach Bridges Creek zurückgeschickt, um dort bei seinem Halbbruder Augustine zu wohnen und den Segen einer Schule zu genießen, die von einem Mr. Williams geleitet wurde. Dort erhielt er, was wir heute eine anständige Gemeindefschulbildung nennen würden, die keinen Unterricht in irgend-

---

<sup>1)</sup> Es besteht ein Streit über die Zeit dieses Umzugs. Der Tradition nach fand er 1735 statt, aber der Rev. Mr. McGuire (Religions Opinions of Washington) verlegt ihn in das Jahr 1739.

einer Sprache, weder alt noch modern, aber augenscheinlich etwas Mathematik in sich schloß.

Dort hat er ohne Zweifel eifrig gelernt, und wir wissen auch, daß er früh heranreifte und ein großer, gewandter und kräftiger Junge war. Er konnte länger marschieren, schneller laufen und besser reiten als irgendeiner seiner Gefährten. Da er auch ohne Zweifel jedem von ihnen an Muskelkraft überlegen war, so war er dank dieser Eigenschaften, die überall von gesunden Menschen, besonders von Knaben, respektiert werden, der Führer seiner Schulkameraden. Weiter wissen wir, daß er ehrlich und wahrheitsliebend und ein Junge von ungewöhnlicher Begabung war, nicht weil ihn die albernen, süßlichen Anekdoten der Mythen-erfinder so nennen, sondern weil ihn solche Männer wie sein Bruder Lawrence und Lord Fairfax liebten und ihm ihr Vertrauen schenkten.

Jedenfalls war er in seinem vierzehnten Jahre ein großer, kräftiger, gesunder Junge, der seiner Mutter manches Rätsel aufgab, die sich mit viel Land, wenig Geld und fünf Kindern ihren Weg durchs Leben erkämpfte. Mrs. Washingtons Hauptwunsch war natürlich, George bald in einer Stellung zu sehen, wo er Geld verdienen konnte, was ihr ohne Zweifel viel wichtiger erschien als Schulunterricht, und da er ein vernünftig denkender Knabe war, so prägte sich dieselbe Idee auch seinem Geiste tief ein. Diese häuslichen Verhältnisse führten zu dem ersten Versuch, Washington in einem Beruf unterzubringen, der uns bis in die jüngste Zeit in einer etwas stark gefärbten Gestalt aufgetischt worden ist. Tatsache ist, daß bei dem Herumsuchen nach einer Beschäftigung es irgendeinem, wahrscheinlich dem Knaben selbst, einfiel, daß es sehr schön wäre, wenn er zur See ginge. Seine männlichen Freunde und Verwandten redeten Mrs. Washington gut zu, bis sie sehr gegen ihren

Willen, wenn überhaupt, zustimmte, da ihr der Gedanke, sich von ihrem ältesten Sohne trennen zu müssen, trotz ihres heißen Wunsches, ihn sein Brot verdienen zu lassen, sehr unsympathisch war. Als die Sache zur Entscheidung kam, sprach sie sich mit großer Entschiedenheit gegen sein Fortgehen aus, wozu sie wahrscheinlich durch einen sehr vernünftigen Brief ihres Bruders Joseph Ball, eines englischen Rechtsanwalts, veranlaßt wurde. Alle gefärbten Berichte erzählen davon, daß der Junge in die königliche Marine eintreten sollte, und daß ihm eine Seekadettenstelle verschafft worden sei. Für all dies scheint es nicht die geringste Unterlage zu geben. Die zeitgenössischen Briefe reden nur vom „Zur See gehen“, während Mr. Ball noch ausdrücklich erwähnt, daß der Plan bestände, den Knaben auf einem Tabakschiff eintreten zu lassen, wo sich ihm die beste Gelegenheit bot, zum Dienst auf einem Kriegsschiff gepreßt zu werden, aber nur sehr wenig Aussicht zum Eintritt in die königliche Marine oder auch nur zur Erlangung der Stellung eines Kapitäns auf einem der kleinen Kauffarteschiffe war, die allen virginischen Pflanzern bekannt waren. Einige neuere Geschichtsschreiber haben Mr. Ball einfach beiseite geschoben, weil er nicht gewußt habe, was man mit seinem Neffen vorhabe; aber wenn man die Schwierigkeiten in Betracht zieht, die damals der Erlangung von Offizierspatenten bei der Marine ohne großen politischen Einfluß im Wege standen, so erscheint es doch wahrscheinlich, daß Mrs. Washingtons Bruder sehr wohl wußte, was er schrieb. Jedenfalls hat er einen sehr vernünftigen Brief geschrieben. Ein fühner, unternehmungslustiger Junge, der gerne seinen Lebensunterhalt verdienen und in der Welt fortkommen wollte, mochte wohl, wie viele andere vor ihm, sehnsüchtig an die See denken, die ihm Reichtum und Erfolg bringen sollte. Für Washington wurde die Romantik der See durch

das Tabakschiff vertreten, das sich langsam den Fluß hinaufarbeitete und alle Luxusartikel und viel Notwendiges zum Leben aus fernen Landen brachte. Ohne Zweifel war es sein Wunsch, auf einem dieser Fahrzeuge einzutreten und sein Glück zu versuchen, und es ist sehr wohl möglich, daß er dabei an die königliche Marine als ein erhofftes Endziel dachte. Jedenfalls ist der Versuch, ihn zur See zu schicken, gemacht worden; er ist aber fehlgeschlagen, und so ist er denn zur Schule zurückgekehrt, um weiter Mathematik zu lernen.

Nun konnte ja Mr. Williams außer den exakten Wissenschaften — auch diese nur bis zu einem gewissen Grad — nichts lehren; aber dieser Wissenszweig hatte doch einen direkten praktischen Wert, da die Feldmessenkunst für einen jungen Virginier, der etwas bares Geld bitter nötig hatte, um Sklaven zu kaufen und eine Pflanzung zu bearbeiten, beinahe die einzige sofort nutzbringende Beschäftigung war. So lernte also Washington zwei Jahre länger und bildete sich zum Feldmesser aus. Wir besitzen noch einige Arbeiten aus seiner Jugendzeit, meist Bruchstücke von Schulaufgaben, die schon die kühne, schöne Handschrift zeigen, die der ganzen Welt später so bekannt werden sollte, und auch beweisen, daß er geometrische und andere Zeichnungen damals mit der Sauberkeit und Genauigkeit ausführte, die ihm sein ganzes Leben bei großen wie bei kleinen Arbeiten blieb. Unter diesen Schriftstücken wurden auch viele Abschriften juristischer Formulare und ein Satz Regeln, über hundert an der Zahl, Etikette und Betragen betreffend, sorgfältig geschrieben, vorgefunden. Man hat stets angenommen, daß diese Regeln irgendwo abgeschrieben sind; aber den Stürmen eines furchtbaren Bürgerkriegs hatte es das Schicksal vorbehalten, das aufzudecken, was, wenn nicht die Quelle der Regeln selbst, so doch der Ursprung und die Anregung ihrer

Zusammenstellung war. In jener Zeit wurde nämlich in Virginien ein kleines Büchlein gefunden, das den Namen George Washington in noch knabenhafter Schrift und die Jahreszahl 1742 auf dem Titelblatt trug. Das Buch hieß „The Young Man's Companion“. Es war ein englisches Werk und war bis zur dreizehnten Auflage gelangt, was allerdings bei dem verschiedenartigen und vielumfassenden Inhalt seiner Belehrungen nicht viel bedeutete. Der Verfasser hieß W. Mather; er behandelte in klarem und flüssigem Stile Arithmetik, Feldmeßkunst, Formulare juristischer Dokumente, Ausnutzung von Land und Bauholz, Gärtnerei und viele andere nützliche Dinge, auch gab er seinen Lesern allgemeine Verhaltungsmaßregeln, die im Verein mit Hales „Contemplations“ wohl die Anregung zu den Regeln gegeben haben mögen, die unter Washingtons Papieren gefunden worden sind.<sup>1)</sup> Diese Regeln sind im allgemeinen klug und vernünftig, und es ist klar, daß sie das Gemüt des Knaben lebhaft beschäftigt haben.<sup>2)</sup> Meist handeln sie von den einfachsten Dingen der Etikette und guter Manieren, aber die letzte hat doch etwas Besonderes, ja beinahe Prophetisches an sich: „Bemühe dich stets, den kleinen Funken göttlichen Feuers, Gewissen genannt, in deiner Brust wach zu erhalten.“ Die Annahme, daß Washingtons Charakter durch diese feierlichen Aussprüche nicht sehr tiefer Weisheit gebildet worden sei, wäre lächerlich. Aber daß ein Satz Regeln, die den meisten Jungen einfach stumpfsinnig vorgekommen wären, von diesem Knaben niederge-

<sup>1)</sup> Ein genauer Bericht über dieses Buch findet sich in der New York Tribune vom Jahre 1866 und auch in dem Historical Magazine (Bd. 10, S. 47).

<sup>2)</sup> Die wichtigsten davon sind in Sparks' Writings of Washington, Bd. 2, S. 412, abgedruckt; vollständig sind sie in der kleinen ausgezeichneten Schrift zu finden, die Dr. J. M. Toner in Washington darüber herausgegeben hat.

geschrieben und durchdacht worden sind, deutet auf eine Besonnenheit und Tiefe des Geistes hin, die sicher in jenem Alter ungewöhnlich sind. Der Hauptgedanke, der alle diese Aussprüche durchzieht, ist der der Selbstbeherrschung, und kein Mann hat je diese schwerste aller Tugenden in so hervorragender Weise gezeigt wie George Washington. Es war jedenfalls kein Durchschnittsknabe, der eine solche Lehre, ehe er fünfzehn Jahre alt war, ins Herz schloß und im täglichen Leben übte, ohne sie je zu vergessen. Man kann auch wohl sagen, daß sehr wenige Knaben sie je nötiger hatten. Menschen aber, die wissen, was ihnen hauptsächlich not tut und unablässig danach streben, sind überaus selten.

---

### 3. Kapitel.

## An der Grenze.

Während Washington von Mr. Williams lernte, soviel er konnte, erhielt er auch noch eine andere umfassendere und bessere Erziehung durch die Männer und Frauen, mit denen er lebte, und mit denen er Freundschaft schloß. Vor allen war es sein ältester Bruder Lawrence, der 14 Jahre älter als er und in England erzogen worden war, unter Vernon bei Carthagena gekämpft hatte und dann nach Virginia zurückgekehrt war, um ihm ein gütiger Vater und liebevoller Freund zu sein. Als Haupt der Familie hatte Lawrence Washington den Löwenanteil des Besitztums erhalten, einschließlich des Landsitzes Hunting Creek am Potomac, den er nach seinem Admiral Mount-Vernon umtaufte. Hier ließ er sich nieder und baute sich ein hübsches Haus. Nach diesem schönen Landsitz reiste George Washington oft in seiner Ferienzeit, und hierhin kam er auch zu ständigem Aufenthalt, um seine Studien fortzusetzen, nachdem er im Herbst 1747 die Schule verlassen hatte.

Lawrence Washington hatte sich mit der Tochter von William Fairfax verheiratet, dem Besitzer der Nachbarpflanzung Belvoir und Agenten für den ungeheuren Landbesitz, den seine Familie in Virginien innehatte. George Fairfax, Mrs. Washingtons Bruder, hatte eine Miß Cary geheiratet, so daß auf diese Weise dem jungen Feldmesser,

als er die Schule verließ, der Verkehr mit zwei bedeutenden und angenehmen Familien offenstand. Die hervorragendste Gestalt in diesem schönen Winter 1747/48 — soweit überhaupt eine Beeinflussung auf George Washingtons Charakter in Frage kommt — war jedoch das Haupt der Familie, in die Lawrence Washington geheiratet hatte. Thomas, Lord Fairfax, damals im sechzigsten Jahre, war nach Virginien ausgewandert, um in dem Reiche, das er in der Wildnis ererbt hatte, zu leben und dort nach dem Rechten zu sehen. Er entstammte einem vornehmen, bedeutenden Geschlecht, hatte in Oxford die akademische Würde mit Auszeichnung erlangt, dann in der Armee gedient, beschäftigte sich auch mit Literatur, hatte das Londoner Gesellschaftsleben mitgemacht, wurde aber von einem schönen Mädchen verschmäht, die einen Herzog ihm vorzog und so ihrem treuen, aber an Rang geringeren Liebhaber eine allem Anschein nach unheilbare Wunde beibrachte. Da auf diese Weise früh ein Schatten auf sein Leben gefallen war, beschloß Lord Fairfax endlich, nachdem er seine besten Jahre schon hinter sich hatte, nach Virginien auszuwandern, um sich in den Wäldern zu vergraben und sich um seine unbegrenzten Besitzungen hinter dem Blue-Ridge-Gebirge zu kümmern, die er von seinem Großvater mütterlicherseits, Lord Culpeper, unseligen historischen Angedenkens, geerbt hatte. Es war ein sehr glücklicher Zufall, der Washington diesen vollendeten Edelmann in den Weg führte; denn Lord Fairfax hatte in den vornehmsten Kreisen verkehrt, war zwar voller Enttäuschungen, aber nicht grämlich, ohne Illusionen, aber doch noch freundlich und gütig. Von ihm konnte der Knabe jene Kenntnis von Menschen und Sitten erlangen, die keine Schule geben kann, und die in ihrer Weise ebenso wichtig ist als irgend etwas, was ein Schulmeister zu lehren vermag.

Lord Fairfax und Washington wurden gute Freunde.

Sie gingen mit großem Eifer zusammen auf die Fuchsjagd, trieben jeden anstrengenden Sport und unterzogen sich den gefährvollen Aufregungen, die das Winterleben in Virginien mit sich bringt, und das kühne, gewandte Reiten des Knaben, seine Vorliebe für den Sport und sein vortrefflicher Charakter sicherten ihm das warme und liebevolle Interesse des alten Edelmannes. Aber auch noch andere Eigenschaften nahm der erfahrene Weltmann an seinem jungen Gefährten wahr: großen und ausdauernden Mut, kaltblütige, ruhige Überlegung und vor allem eine ungewöhnliche Kraft des Willens und des Charakters. Washington machte einen tiefen Eindruck auf jeden, mit dem er in persönlichen Verkehr trat, und diese Tatsache wirft ein bedeutsames Licht auf seinen Charakter und auf sein Leben und verdient mehr Interesse als irgend etwas anderes. Lord Fairfax war keine Ausnahme von der Regel. Er sah in Washington nicht nur einen vielversprechenden, mutigen, offenherzigen Knaben, der fleißig bei der Ausübung seines Berufes war, und dem er gern helfen wollte, sondern noch etwas mehr, was ihn so beeinflusste, daß er diesem jungen Burschen eine Aufgabe anvertraute, die, je nachdem er sie ausführte, seine ganze Zukunft beeinflussen mußte. Mit einem Wort, er vertraute Washington und beauftragte ihn im Anfang des Frühjahres 1748, sich aufzumachen und die ungeheueren Besitzungen der Fairfax hinter dem Blue-Ridge-Gebirge zu vermessen und ihre Grenzen genau zu bestimmen, um sie künftigen Rechtsstreitigkeiten zu entziehen. Mit diesem Auftrag von Lord Fairfax trat Washington in die erste Periode seiner Laufbahn ein. Er verbrachte sie an der Grenze im Kampfe gegen die Natur, die Indianer und die Franzosen. Er kam als Schulknabe hin und kehrte als der erste Soldat der Kolonien und als einer der führenden Männer Virginiens zurück. Wir wollen nun einen Augenblick innehalten und

ihn betrachten, wie er an der Schwelle dieser wichtigen Periode stand, die wir mit Recht wichtig nennen, weil sie die bildende Periode in dem Leben eines solchen Mannes war.

Er hatte gerade sein sechzehntes Lebensjahr vollendet. Er war schlank und kräftig und jetzt schon beinahe sechs Fuß hoch, doch war er noch nicht zu männlichem Ebenmaß ausgewachsen, sondern eher hager nach Art junger Leute. Er hatte eine gutgewachsene, geschmeidige Gestalt, wohlproportioniert bis auf die ungewöhnliche Länge seiner Arme, die auf bedeutende Kräfte schließen ließ. Sein hellbraunes Haar ließ die breite Stirn frei, und seine graublauen Augen blickten fröhlich, aber vielleicht etwas kühl auf das frohe virginische Gesellschaftsleben, das ihn umflutete. Sein Gesicht war offen und männlich mit edigem, kräftigem Kinn und einem vorherrschenden Zug von Ruhe und Kraft. „Schön und blühend“, groß und stark war er, alles in allem genommen ein so prächtiges Exemplar seiner Rasse, wie man in den englischen Kolonien nur finden konnte.

Wir wollen ihn nun ein wenig näher betrachten mit den scharfen Augen eines Mannes, der mit großem Erfolg manche Physiognomie studiert hat. Der große Porträtmaler Gilbert Stuart teilt uns mit, daß er nie bei einem Menschen so große Augenhöhlen gesehen habe als bei Washington, niemals eine solche Breite der Nase und Stirn zwischen den Augen, und daß er hierin die Anzeichen der heftigsten Leidenschaften, deren die menschliche Natur fähig ist, erblickt habe. Auch der Schauspieler John Bernard, der ebenfalls ein guter Menschenkenner war, sah in Washingtons Gesicht (im Jahre 1797) die Spuren eines fortwährenden Kampfes und beständiger Beherrschung der Leidenschaften, wie der zusammengepreßte Mund und die tiefgefurchten Augenbrauen bezeugten. Die Frage war damals (1797) gelöst, aber im Jahre 1748 schlummerten Leidenschaft und Willensstärke

beide noch, und niemand konnte wissen, was die Oberhand gewinnen, und was sie zusammen wirken würden: ob sie Großes vollenden oder in ewigem Widerstreit in nichts vergehen würden. Er taucht aus der Vergangenheit empor in dieser ersten Jünglingszeit als ein schöner, kräftiger Junge, beliebt bei seiner Umgebung, die in ihm einen angenehmen Gesellschafter sah und nicht ahnte, daß er ein furchtbar gefährlicher Feind sein konnte. So steht er vor uns, durchströmt von Lebenskraft, ein Mensch, der, wie wir wissen, zu großen Taten im Guten oder Bösen fähig war, mit heißem Blute, das in seinen Adern rollte und in seinem Herzen pulsierte, mit heftigen, wenn auch bisher noch unentwickelten Leidenschaften und einem rücksichtslosen Willen. Und keiner in dieser fröhlichen, liebenswürdigen virginischen Gesellschaft ahnte auch nur dunkel, wie diese Entwicklung vor sich gehen oder was sie für die Welt bedeuten würde.

Es war im März 1748, als George Fairfax und Washington sich auf ihre abenteuerliche Fahrt begaben, und als sie Ashby's Gap im Blue-Ridge-Gebirge passiert hatten, kamen sie in die virginische Ebene. Von dort aus verfolgten sie ihren Weg aufwärts im Tal des Shenandoah, vermaßen auf ihrem Ritt das Land, kehrten dann zurück und durchschwammen den angeschwollenen Potomac, vermaßen dann die Gebiete an seinem südlichen Arm und in der gebirgigen Gegend von Frederick County und erreichten endlich am 12. April Mount-Vernon wieder. Für einen Anfänger war es durch die üblichen Strapazen des Grenzlebens eine harte, aber gesunde Übung. Bald waren sie naß, durchfroren und hungrig, bald warm, trocken und mit Nahrung wohlversorgt. Sie schliefen in einem Zelt oder in den Hütten der zerstreuten Ansiedler und öfter noch unter den Sternen des Himmels. Sie trafen Indianer auf dem Kriegspfad, und nachdem sie sie mit Branntwein vollgepumpt

hatten, bot sich ihnen die Gelegenheit, einen der wilden Indianertänze um das Lagerfeuer herum zu beobachten. An einer anderen Stelle stießen sie auf eine einsam liegende Ansiedlung von Deutschen, die stumpfsinnig, geduldig und ungebildet, merkwürdig ungeeignet für das Leben in der Wildnis waren. Alle diese Ereignisse, sowohl den Fortschritt ihrer Arbeit, als auch ihre verschiedenen Lagerplätze, notierte Washington kurz, aber genau in ein Tagebuch und zeigte bei diesen flüchtigen Aufzeichnungen die ersten Spuren jener scharfen Beobachtungsgabe von Natur, Menschen und täglichen Vorkommnissen, die er in seinem späteren Leben so erfolgreich entwickelt hat. Reflexionen und viel Phrasen findet man in diesen kurzen Notizen nicht, aber jede Beschäftigung, jede Unannehmlichkeit wurde in jener einfachen, klaren Weise eingetragen, die keine wichtige Tatsache vergißt und alles Wertlose beiseite läßt. Seine Aufgabe wurde auch gut gelöst, und Lord Fairfax war so erfreut über den Bericht, daß er über das Blue-Ridge-Gebirge zog, sich ein Jägerhäuschen bauen ließ, das der Anfang zu einer besseren Behausung sein sollte, die aber nie zustande kam; auch die Pläne zu einem großartigen Landedelsitz, dem er den Namen Greenway Court gab, wurden angefertigt. Er verschaffte Washington auch eine Anstellung als amtlicher Feldmesser, die seinen Vermessungen Autorität gab und ihn mit regelmäßiger Arbeit versorgte. Washington versah sein Amt drei Jahre lang und lebte und arbeitete wie auf seiner ersten Expedition. Es war ein hartes, aber männlich-kraftvolles Leben, und Männer, die ein solches Leben hinter sich haben, sind wohl manchmal roh und ungeschliffen, nie aber schwach oder verweichlicht. Für Washington war es eine ausgezeichnete Schule: es kräftigte seine Muskeln und härtete ihn gegen Witterungsunbilden und Strapazen ab. Es machte ihn mit Wagnissen und Gefahren mannigfacher Art vertraut, erfinderisch in Hilfsmitteln

und gab ihm Zutrauen zu sich selbst, indes die Art seiner Arbeit ihn zu einem sorgsamem und tätigen Menschen machte. Daß seine Arbeiten gut ausgeführt wurden, wird durch die Tatsache bewiesen, daß seine Vermessungen als erstklassig betrachtet wurden und bis heute noch unangefochten dastehen, wie auch gewisse andere Arbeiten, die er in späterer Zeit leisten sollte. Es war ein Zug seines Charakters, alles, was er tat, gründlich auszuführen, und es lohnt sich wohl, zu erwähnen, daß die Vermessungen, die er als Knabe vornahm, der allerbesten Art waren, die besten, die überhaupt möglich waren.

In dieser Zeit schrieb er an einen Freund: „Seit Du meinen Brief vom letzten Oktober erhalten hast, habe ich nicht öfter als 3 oder 4 Nächte in einem Bett geschlafen; gewöhnlich habe ich mich, nachdem ich den ganzen Tag auf den Beinen war, am Feuer auf ein kleines Heubündel, einen Strohsack oder Futtersack oder auf ein Bärenfell — je nachdem, was zur Hand war — zum Schlafen niedergelegt, mit Männern, Frauen und Kindern zusammen wie Hund und Kaze, und am besten kommt der weg, welcher den Platz nächst dem Feuer erwischt. Ein gutes Gehalt ist das einzige, was es erträglich macht. Mein täglicher, fester Verdienst ist eine Dublone<sup>1)</sup>, wenn das Wetter es zuläßt, daß ich arbeiten kann, manchmal sogar sechs Pistolen<sup>2)</sup>.“ Er war augenscheinlich ein sparsamer junger Mensch, der sich ehrlich über seinen ehrlichen Verdienst freute. Ein Abenteurer ist er nicht gewesen, sondern ein Mann, der auf die Erwerbung von Geld, Ehre oder praktischem Erfolg hin arbeitete; während er arbeitete und verdiente, hielt er die Augen offen, kaufte für sich selbst und seine Familie das beste Land auf und legte so den Grund zu den bedeutenden Besitzungen, die er bei seinem Tode hinterließ.

<sup>1)</sup> Spanische Goldmünze = etwa 21 Mark.

<sup>2)</sup> Die Pistole = etwa 15–20 Mark.

Aber dieses harte Leben hatte auch noch eine hellere und angenehmere Seite, die ebenso nützlich und erheblich anziehender war als die mühevollere Arbeit in den Wäldern und Bergen. Der junge Feldmesser verbrachte einen großen Teil seiner Zeit in Greenway Court auf der Fuchsjagd und erfreute sich an allen Arten von Sport, der hier eine große Rolle spielte, während er gleichzeitig von der Freundschaft eines Mannes wie Lord Fairfax ernstlich profitierte. Dort stand ihm auch eine Bibliothek zur Verfügung, und aus seinem Tagebuch ersehen wir, daß er aufmerksam die Geschichte von England und die Essays aus dem „Spectator“ las. Weder in früheren Tagen noch zu irgendeiner späteren Zeit hat er viel studiert, denn er hatte wenig Gelegenheit dazu, da sein Leben sich von Anfang an außerhalb der vier Wände unter Männern vollzog. Aber die Behauptung, daß Washington sich nie um Lektüre gekümmert habe, ist falsch. Er las in Greenway Court und überall, wo sich eine Gelegenheit dazu bot, und er las aufmerksam und gründlich, indem er in den Büchern Menschen und Ereignisse studierte, wie er es sonst im Leben tat. Obgleich er niemals von seiner Lektüre sprach und darüber, wie über alles, was ihn selbst betraf, Stillschweigen bewahrte, so ist doch nie jemand imstande gewesen, einen Fall anzuführen, wo er irgendwelche Unkenntnis in Geschichte oder Literatur gezeigt hätte. Ein Gelehrter ist er nie gewesen, aber soweit seine Muttersprache reichte, war er wohl bewandert. Und wenn er auch bei schwerer Arbeit und harter Lebensweise rauhere Eigenschaften entfaltete, so brachte er die rohen Gewohnheiten des Urwaldes und des Feldlagers doch nicht mit zurück, sondern war imstande, durch die ausgezeichnete Gesellschaft unter dem gastlichen Dache von Lord Fairfax sein Benehmen zu verfeinern und seinen Geist zu bilden.

Drei Jahre gingen so vorüber, als eine Veränderung in der Familie eintrat, die Washingtons ganzes Leben sehr beeinflusste. Der Feldzug gegen Carthagena hatte Lawrence Washingtons Gesundheit untergraben und die Keime der Schwindsucht gesät, die 1749 völlig zum Ausbruch kam und stetig immer mehr um sich griff. Eine Reise nach England und ein Sommeraufenthalt an den warmen Quellen blieben ohne Erfolg, und endlich unternahm der Kranke als letzten Versuch eine Seereise nach Westindien. Dorthin begleitete ihn sein Bruder George, und wir haben die Bruchstücke eines Tagebuches, das er auf dieser ersten und zugleich letzten Reise außerhalb seines Vaterlandes verfaßte. Er schrieb das Logbuch ab, machte Aufzeichnungen über das Wetter und war augenscheinlich bemüht, einige Kenntniss des Seewesens zu erlangen, während er auf See war und ein Leben führte, das für einen Jäger und Pionier so gänzlich ungewohnt war. Als sie ankamen, wurden sie sofort zum Frühstück und Mittagessen zu Major Clarke, dem militärischen Oberhaupt der Insel, eingeladen, und unser junger Virginier bemerkte in seinem Tagebuch in seiner charakteristischen Voraussicht der Dinge und mit einem gewissen Anflug von grimmigem Humor: „Wir gingen hin — ich mit einigem Widerstreben, da die Blattern in der Familie waren.“ Er wurde auch ein Opfer seines Entgegenkommens, denn zwei Wochen später wurde er heftig von den Blattern befallen und mußte einen Monat lang im Hause bleiben, kam aber doch gut und glücklich über diese große und damals fast allgemeine Gefahr fort. Ehe die Krankheit zum Ausbruch gekommen war, ging er überall hin und erfreute sich an allen Annehmlichkeiten, die die Insel bot, verbreitete aber dadurch, ohne es zu ahnen, die Ansteckung. Es ist schade, daß ein Teil seines Tagebuches verloren gegangen ist, denn es liest sich amüsant und zeigt den Verfasser in gutem Licht

und in seiner charakteristischen Art. Er machte Bemerkungen über das Land und die Szenerie, zog dann über die großen Kosten der Verpflegung in den Gasthöfen und Wohnungen her, erzählte von seinen Tischgesellschaften und Freunden und erwähnte endlich den wunderbaren Überfluß und die Mannigfaltigkeit der tropischen Früchte, die angenehm von dem üblichen englischen Roastbeef abstachen. Dann erwähnt er weiter, daß er ein Billett zum Geschenk erhielt, um sich das Drama „George Barnwell“<sup>1)</sup> anzusehen, über das er dann folgende vorsichtige Kritik fällte: „Die Rolle Barnwells und einiger anderer soll gut gegeben worden sein. Dazu war Musik komponiert, die auch geschickt dirigiert wurde.“

Bald nach seiner Genesung kehrte Washington nach Virginien zurück und kam dort im Februar 1752 an. Sein Tagebuch schließt mit einer kurzen, aber ausgezeichneten Beschreibung der Insel Barbados, in welcher er die Hilfsquellen und die Landschaft, die Regierung und den Kulturzustand, die Gewohnheiten und Gebräuche der Einwohner schildert. In allen diesen Notizen finden wir den scharf beobachtenden Geist, der stets bereit war, Neues zu lernen. Auch sein heiterer, glücklicher Sinn spricht aus diesen Blättern, der sich mit großem Behagen an allen Annehmlichkeiten, die Jugend und Leben ihm bieten konnten, erfreute. Der Mann, der diese Zeilen schrieb, war sicherlich ein kräftiger, humorvoller junger Mensch mit scharfem Blick für die Welt, die sich vor ihm auftrat, für ihre Freuden sowohl als auch für die Belehrung, die sie ihm bot.

Nach diesem sonnigen, angenehm in den Tropen verlebten Winter kam für Washington zu Hause und auch außerhalb eine lange Periode der Arbeit und Verantwortlichkeit. Im Juli 1752 starb sein geliebter Bruder Lawrence, der George

<sup>1)</sup> Von dem englischen Dramatiker George Lillo (1693–1739), 1731 zum ersten Male in London aufgeführt. Anm. d. Übers.

zum Vormund seiner Tochter und im Falle ihres Todes zum Erben seiner Güter bestimmte. So änderte sich der Gang seines häuslichen Lebens, und die Verantwortlichkeit trat hinzu, während draußen in der Welt der mächtige Strom der politischen Ereignisse ebenfalls einen anderen Lauf nahm und ihn in den rasenden Strudel eines Weltkrieges hineinriß.

In der weiten Wildnis hinter den Bergen war kein Raum für Franzosen und Engländer zugleich. Die beiden Rivalen waren schon seit Jahren immer näher aneinander gerückt, bis endlich im Jahre 1749 jeder von ihnen nach seiner Art und Weise versuchte, von dem Gebiete des Ohio Besitz zu ergreifen. Die Franzosen sandten eine militärische Expedition aus, welche die Grenzsteine aufstellen sollte; die Engländer gründeten eine große Terraingesellschaft, um zu spekulieren und Geld zu verdienen, und beide bemühten sich eifrig, Bündnisse mit den Indianern zu schließen. Selbst ein Mann von weit geringerem Scharfblick als Lawrence Washington, der der Hauptleiter der „Ohio-Company“ geworden war, hätte einsehen müssen, daß die Lage an der Grenze den Krieg unvermeidlich machte; daher traf er jetzt Vorbereitungen, um seinen Bruder zum Soldaten auszubilden, soweit dies überhaupt möglich war. Er brachte zwei alte Waffengefährten aus der Zeit vor Carthagena nach Mount-Vernon, den Adjutanten Muse, einen Virginier, und Jacob van Braam, einen holländischen Söldner, der bald hier, bald dort diente. Ersterer unterrichtete Washington in der Kriegskunst und Taktik, der letztere im Fechten und in der Führung des Säbels. Zur selben Zeit verschaffte Lawrence Washington seinem Bruder, der damals erst 19 Jahre alt war, eine Stelle als Generaladjutant in Virginien mit dem Range eines Majors. Soweit wir wissen, war der junge Feldmesser mit alledem einverstanden, jedoch wurde sein militärischer Beruf durch seine Reise nach Barbados, durch die Krankheit und den Tod seines

Bruders und endlich auch durch die Sorge und Verantwortung, die ihm dadurch auferlegt wurde, unterbrochen.

Inzwischen hatten die französischen Angriffe fortgedauert, und französische Soldaten und Händler waren vom Süden und Norden her eingedrungen, hatten die Indianer bald verwöhnt, bald bedroht, hatten das Land am Ohio in Besitz genommen und bei ihrem Vormarsch Stellen ausgesucht für die Kette von Forts, welche die englischen Ansiedlungen immer enger umschließen und zuletzt erdrosseln sollten. Gouverneur Dinwiddie hatte einen Kommissar abgesandt, der gegen diese Übergriffe protestieren sollte; aber dieser Abgesandte machte hundertundfünfzig Meilen vor den französischen Posten halt, weil ihm die bedenkliche Lage der Dinge und die Niederlagen und Verluste, welche die Franzosen den Indianern bereits beigebracht hatten, Besorgnis einflößten. Augenscheinlich gehörte eine energischere Persönlichkeit dazu, um Frankreich davor zu warnen, sich Eingriffe in die englische Wildnis zu erlauben, und so erteilte denn Gouverneur Dinwiddie George Washington diesen Auftrag, der kürzlich wiederum zum General-Adjutanten der nördlichen Division und Major der virginischen Streitkräfte ernannt worden war. Er war für solch ein Unternehmen ein junger Mann, noch nicht zweiundzwanzig Jahre alt, galt aber augenscheinlich viel in der Kolonie. Es liegt klar auf der Hand, daß Lord Fairfax und andere zu dem Gouverneur gesagt hatten: „Hier ist der Mann, den Sie brauchen, jung, kühn und unternehmend, aber besonnen und sich seiner Verantwortung voll bewußt, ihm fehlt nur die Gelegenheit, um zu zeigen, was er leisten kann.“

So ritt denn Washington im Oktober 1753 mit van Braam und mehreren Dienern ab; in seiner Begleitung befand sich auch der verwegenste aller virginischen Grenzer, Christopher Gist. Er schrieb einen Bericht in Form eines

Tagebuches, das auch nach England geschickt und dort zu damaliger Zeit als Teil der Tagesneuigkeiten viel gelesen wurde und das auch heute von gleich hohem, wenn auch anders gartetem Interesse ist. Es ist eine kurzgefaßte, klare und nüchterne Erzählung. Die kleine Gesellschaft formierte sich in Will's Creek und bahnte sich dann durch Wälder und angeschwollene Flüsse ihren Weg nach Logs-town. Hier verbrachten sie mehrere Tage unter den Indianern, deren Führer Washington nach vielem Hin- und Herreden in seine Gewalt bekam, und hier trafen sie auch einige französische Deserteure aus dem Süden an und entlockten ihnen alles, was sie von New Orleans und den militärischen Unternehmungen in jener Gegend wußten. Von Logs-town rückte Washington in Begleitung der indianischen Häuptlinge nach Venango am Ohio, dem ersten französischen Vorposten, vor. Die französischen Offiziere luden ihn zum Abendessen ein. Der Weinbecher kreiste flott und löste die Zungen der Gastgeber, aber der mäßige, besonnene junge Virginier beschränkte sich darauf zuzuhören und merkte sich nur im Geiste so manches, das interessant und wichtig war. Am nächsten Morgen kamen die indianischen Häuptlinge zum Vorschein, die bisher klugerweise im Hintergrunde gehalten worden waren, und nun begann ein Ringen zwischen den rededreudigen, gewandten Franzosen und dem schweigsamen, hartnäckigen Virginier um den Besitz dieser wichtigen Wilden. Schließlich zog Washington, seine Häuptlinge mit sich führend, ab und ritt siebzig Meilen weiter bis zu dem Fort am French Creek. Hier überreichte er den Brief des Gouverneurs und benutzte die Zeit, während M. de St. Pierre eine unbestimmte und höfliche Antwort schrieb, um das Fort abzuzeichnen und sich mit der militärischen Einrichtung des Postens bekannt zu machen. Dann kam noch eine Debatte wegen der Indianer, und wiederum zog Washington mit

ihnen ab und bahnte sich seinen Weg nach Venango zurück. Hier wurden noch einmal wegen der Wilden Verhandlungen geführt, wobei, wie stets bei solchen Anlässen, der Rum die Hauptrolle spielte, und zu guter Letzt beschlossen die Häuptlinge zurückzubleiben. Aber die Aufgabe war dennoch gelöst worden, und der wichtige Halbkönig blieb der englischen Sache treu.

Ihre Pferde verlassend, machten Washington und Gist ihren Rückweg durch die Wälder zu Fuß. Die französischen Indianer lauerten ihnen auf und versuchten, sie zu ermorden, und Gist als echter Grenzer war dafür, den Schurken, den sie gefangen nahmen, zu erschießen. Aber Washington fiel ihm in den Arm, und sie ließen den Wilden laufen und setzten eiligst ihren Weg fort. Es war Mitte Dezember, kalt und stürmisch. Beim Übersetzen über einen Fluß fiel Washington von dem Floß in tiefes Wasser, in dem Eisschollen trieben; aber es gelang ihm, sich wieder herauszuarbeiten, und er und sein Gefährte verbrachten die Nacht auf einer Insel in ihren fest an den Leib gefrorenen Kleidern. Unter Gefahren und Entbehrungen aller Art, wobei sie trotz allem noch einmal halt machten, um noch einen wilden Potentaten zu gewinnen, erreichten sie endlich die ersten englischen Ansiedlungen und begaben sich dann nach Williamsburg, wo dem jugendlichen Abgesandten, dem Helden des Tages, in der kleinen Hauptstadt Virginiens viel Lob gespendet und großer Ruhm zugesprochen wurde.

Es lohnt sich, bei dieser Expedition ein wenig zu verweilen und das Tagebuch, worin sie erzählt wird, genauer zu betrachten; denn wir haben wenig Ereignisse und wenig Schriftstücke, die uns mehr von Washington erzählen. Er war noch nicht zweiundzwanzig Jahre alt, als er seiner ersten schweren, verantwortlichen Aufgabe gegenüberstand, und er hat sie glänzend gelöst. Selbstverständlich bewies

er kalten Mut, aber er hatte auch Geduld und Weisheit bei Behandlung der Indianer und außerdem klaren Verstand, den die schlauen, geriebenen Franzosen nicht täuschen konnten, und eine ausgesprochene Fähigkeit, mit Männern umzugehen, stets eine seltene und wertvolle Gabe. Wie in dem kleinen Tagebuch aus Barbados, so finden wir auch in diesen Aufzeichnungen, nur noch viel ausgeprägter, den durchdringenden und scharfen Verstand, dem nichts entging, der alles Wichtige notierte und alles Unwichtige beiseite ließ. Die Übersichtlichkeit, die Knappheit und das Abgerundete der Darstellung liegen klar zutage, aber wir finden darin noch eine andere Eigenschaft des Mannes, die einer seiner bezeichnendsten Charakterzüge war, und bei der wir immer wieder und wieder verweilen müssen, wenn wir seine Lebensgeschichte verfolgen. Hier erfahren wir zum erstenmal, und zwar durch ihn selbst, daß Washington ein absolut schweigsamer Mann war. Das Evangelium des Schweigens ist in neuerer Zeit von Carlyle mit dem Fanatismus eines Sehers und Propheten gepredigt worden, und die Welt ist ihm Dank dafür schuldig, daß er den Mann des Wortes gegenüber dem Mann der Tat in historischen Mißkredit gebracht hat. Carlyle hat Washington mit der Bezeichnung „ein blutloser Cromwell“ abzutun gemeint, ein Ausdruck, auf den wir später aus anderen Gründen zurückkommen müssen, und es ist ihm, wie schon gesagt, niemals klar geworden, daß er in ihm den weitaus Schweigsamsten aller großen Männer der Tat, die die Welt je gesehen, vor sich hatte. Wie Cromwell und Friedrich der Große hat Washington zahllose Briefe geschrieben, viele Reden gehalten und ist ein guter Causeur gewesen. Aber das geschah alles nur sozusagen amtlich, und ein Mann kann wohl sehr viel reden und doch durchaus schweigsam sein. Schweigen im feineren und wahren Sinne besteht nicht darin, daß man

den Mund hält oder sich nicht auszudrücken weiß. Der wahrhaft Schweigsame ist der, der nicht um der Worte willen redet, und der niemals von sich selbst spricht. Sowohl Cromwell, der Größte aller Engländer, wie der große Friedrich, Carlnes Lieblingsheld, redeten gern von sich. So in noch größerem Maße Napoleon und viele andere von geringerer Bedeutung. Aber Washington war ganz anders als diese alle. Er besaß eine bedeutende Macht der Rede und konnte sie, wenn er wollte, mit Kraft und Schärfe anwenden; aber er hat sie nie unnötigerweise oder um seine Ansichten zu verschleiern gebraucht; und er hat nie von sich selbst gesprochen. Daher kommt auch die unglaubliche Schwierigkeit, sein Inneres kennen zu lernen. Ein kurzer Satz hier und da, ein seltener Lichtstrahl in einem Brief, das ist alles, was wir haben. Der Rest ist Schweigen. Er hat ein Werk vollendet, so groß wie irgendein Mensch, er hat ganze Bände von Briefen geschrieben, er hat mit zahllosen Männern und Frauen gesprochen, aber von sich selbst hat er nichts gesagt. Hier in diesem jugendlichen Tagebuch wird von wilden Abenteuern, ränkevoller Diplomatie und persönlichen Gefahren erzählt, aber kein Wort steht darin von des Verfassers Gedanken oder Empfindungen. Alles wichtige, was bei der in Frage kommenden Angelegenheit getan und geredet wurde, zeichnete er auf, nichts wurde übersehen, aber das ist auch alles. Die Aufgabe wurde gelöst, und wir wissen, wie sie gelöst wurde; aber über alles andere schweigt der Mann absolut. Hier ist in Wirklichkeit der Mann der Tat und des tiefen Schweigens, ein Charakter, der großes Staunen und große Bewunderung bei uns und für alle Zeiten auslösen muß.

Washingtons Bericht deutete auf Krieg, und sein Verfasser wurde bald darauf zum Oberstleutnant eines virginischen Regiments ernannt, das Oberst Fr<sup>y</sup> befehligte. Nun begann

der lange Kampf gegen menschliche Dummheit und Unfähigkeit, den Washington während seiner ganzen militärischen Laufbahn zu führen bestimmt war, unter denen er litt, und die er doch in einer Weise überwand wie kein zweiter großer Feldherr. Dinwiddie, der schottische Gouverneur, war bereit genug zu kämpfen und voller Energie und guter Absichten, aber er war unbesonnen und nicht übermäßig klug und pochte zu sehr auf seine Vorrechte. Der Landtag seinerseits war wohl patriotisch, aber seine Mitglieder entstammten einer Bevölkerung, die seit länger als einem halben Jahrhundert keine Kämpfe gekannt hatte und nichts vom Krieg und dessen Bedürfnissen verstand. Nicht gewöhnt, sich mit wichtigen und bedeutsamen Angelegenheiten, in die sie sich plötzlich versetzt sahen, zu befassen, zeigten sie einen engen und kleinlichen Geist. In der Hauptsache bedacht auf ihre eigenen Rechte und Privilegien, interessierten sie Zänkereien mit Dinwiddie mehr als die drohenden Gefahren des Krieges. Bei den schwachen, behäbigen Regierungen Marylands und Pennsylvaniens stand es ebenso, nur daß die Übel noch zehnmal so schlimm waren. In Virginien herrschte ein kriegerischer Geist vor, aber in dem meist von Quäkern bevölkerten Pennsylvanien schien er beinahe erloschen zu sein. Die drei Kolonien ließen nicht viel hoffen, wenn sie als Stützen bei einem gefahrvollen und kostspieligen Kriege dienen sollten.

Gegen all diese Schlawheit und Dummheit mußte Washington ankämpfen, und er tat es in kräftigster Weise. Indem er es Oberst Fry überließ, mit der Hauptmacht der Truppen nachzukommen, brach Washington am 2. April 1754 von Alexandria mit zwei Kompagnien auf, wo er unter den aufreibendsten Schwierigkeiten Rekruten angeworben hatte. Drei Wochen später erreichte er Will's Creek, und nun begannen erst seine wirklichen Sorgen. Hauptmann Trent, der fürchtsame, zurückgebliebene Abgesandte, der gar nicht bis zu den

Franzosen gekommen war, war von den weisen Behörden ausgeschickt worden, um ein Fort bei dem Zusammenfluß des Alleghany und des Monongahela, in der vorzüglichen Lage, die Washingtons scharfes Auge ausgewählt hatte, zu bauen. Dort ließ Trent seine Leute und kehrte nach Will's Creek zurück, wo ihn Washington antraf, aber ohne die Packpferde, für die er zu sorgen versprochen hatte. Kurz darauf kam die Nachricht, daß die Franzosen sich mit großer Übermacht auf Trents kleine Schar gestürzt, das Fort erobert und die Leute nach Virginien zurückgejagt hatten. Washington faßte dies als Kriegszustand auf und beschloß, sofort gegen den Feind zu marschieren. Nachdem er von den Einwohnern, die nicht gerade vor Patriotismus überschäumten, einige Pferde und Wagen erpreßt hatte, begann er seinen mühevollen Marsch über das Gebirge.

Es war eine öde und wüste Gegend, und er kam nur sehr langsam vorwärts. Am 9. Mai war er bei den Little Meadows angekommen, zwanzig Meilen von seinem Ausgangspunkte entfernt, am 18. erreichte er den Noughiogany-Fluß, den er erforschte und nicht schiffbar fand. Er mußte daher seinen mühseligen Marsch nach dem Monongahela wieder aufnehmen und langte am 27. bei den Great Meadows, einige Meilen weiter vorwärts, an. Daß seine Lage äußerst gefährlich war, scheint ihm nicht in den Sinn gekommen zu sein, aber der Landtag quälte und ärgerte ihn durch sein Betragen. Er schrieb an den Gouverneur Dinwiddie, daß er gar nicht daran dachte, seine Stelle niederzulegen. „Aber“, fuhr er fort, „lassen Sie mich als Freiwilligen dienen; dann will ich mit der größten Freude meine Dienste der Expedition widmen und will keine andere Belohnung haben als das Bewußtsein, meinem Vaterlande zu dienen; aber für einen lächerlichen Sold in Wäldern und Bergen und zwischen Felsen durch Gefahren mich durchzuarbeiten — nein, da würde ich

die Arbeit des Tagelöhners vorziehen und lieber für meinen täglichen Unterhalt graben, wenn ich in die Notwendigkeit versetzt würde, als unter so unwürdigen Bedingungen zu dienen; denn ich sehe wirklich nicht ein, warum das Leben von Seiner Majestät Untertanen in Virginien weniger wert sein soll als das der Bewohner anderer amerikanischer Kolonien, besonders da alle Welt weiß, daß wir doppelt so viel Lasten und Sorgen zu tragen haben wie irgendwelche anderen.“ Hier haben wir einen trotzigen, hochgemuten jungen Herrn, der allen Trug, alles Halbe verachtet und dazu Geschmaç an energischem Losschlagen und nicht allzuviel Geduld besitzt.

Empörte Briefe und Kraftworte halfen jedoch nichts, und Washington beschloß, auf eigene Faust vorzugehen. Seine indianischen Verbündeten teilten ihm mit, daß die Franzosen auf dem Marsche seien und Kundschafterabteilungen vorgeschickt hätten. Nachdem er eine Stelle in den Great Meadows zur Anlage einer Befestigung ausgewählt hatte, „einen reizenden Platz für ein Gefecht“, sandte er seinerseits Kundschafter aus und machte sich dann, als die Indianer ihm neue Nachrichten brachten, mit vierzig Mann auf, um den Feind zu suchen. Nach einem mühsamen Marsch entdeckte er das Lager seiner Gegner. Die überraschten und umzingelten Franzosen stürzten zu ihren Waffen, die Virginier feuerten, und nach kurzem, heftigem Kampf war alles vorüber. Zehn Franzosen wurden getötet und einundzwanzig gefangen genommen, während nur ein einziger entkam, der die böse Botschaft den Seinen überbrachte.

Dies kleine Scharmüzel erregte seinerzeit besonders in Frankreich ungeheueres Aufsehen. Die Franzosen behaupteten, daß der Führer Jumonville, der bei der ersten Salve fiel, elend ermordet worden sei, und daß er und seine Leute Abgesandte und als solche unverleßlich gewesen seien. Paris hallte wider

von diesem neuen Beweis britischer Treulosigkeit, und ein gewisser M. Thomas feierte den unglücklichen Jumonville in einem feierlichen, vier Bücher umfassenden Epos. Französische Historiker nahmen im Vertrauen auf den Bericht des entkommenen Kanadiers diese Version als wahr an, schlugen in dieselbe Kerbe und trauerten später über diesen schwarzen Fleck auf Washingtons Charakter. Die französische Auffassung ist aber einfach Unsinn. Jumonville und seine Gefährten befanden sich, wie die bei Jumonville gefundenen Papiere beweisen, auf einer Expedition, um zu spionieren und auszukundschaften. Sie hatten die Absicht, die Engländer zu überfallen, als sie von den Engländern mit dem im Urwald üblichen Resultat überfallen wurden. Die Affäre hat dramatisches Interesse, weil hier das erste Blut in einem großen Ringen floß und sie den Anfang einer Reihe von welterschütternden Kriegen und sozialen und politischen Umwälzungen bildete, die erst ein halbes Jahrhundert später auf den Feldern von Waterloo ihr Ende fanden. Einem obskuren französischen Offizier verlieh sie Unsterblichkeit, weil sie seinen Namen mit dem seines Gegners verknüpfte, und Washington brachte sie für einen Augenblick vor die Augen der ganzen Welt, die sich nicht träumen ließ, daß dieser virginische Oberst vom Schicksal dazu ausersehen war, in dem großen Revolutionsdrama eine Hauptrolle zu spielen, wozu der eben beginnende Krieg nur ein Vorspiel war.

Washington zog sich sehr zufrieden mit seiner Leistung wieder zurück und überdachte, nachdem er seine Gefangenen nach Virginien geschickt hatte, seine Lage. Die Aussichten waren nicht gerade glänzend. Contrecoeur mit der Hauptmacht der Franzosen und Indianer, etwa tausend Mann stark, rückte vom Monongahela her heran. Das war natürlich zu erwarten gewesen, aber es scheint Washingtons Unternehmungslust durchaus nicht gedämpft zu haben. Sein Blut

war in Wallung, seine Kampflust aufs höchste erregt, und er beschloß, von neuem vorzurücken. Oberst Fry war inzwischen gestorben, so daß das Kommando an Washington fiel, aber dessen Truppen waren nun eingetroffen, und nicht lange danach kam auch noch eine nutzlose, „selbständige“ Kompanie aus Süd-Carolina an. So verstärkt rückte Washington unter großen Strapazen dreizehn Meilen vor und zog sich, als er sichere Kunde von dem Anmarsch der Franzosen in großer Zahl erhielt, unter Schwierigkeiten wieder zurück bis zu den Great Meadows, wo er wegen Erschöpfung seiner Leute Halt machen mußte. Er begann sofort die Befestigungen von Fort Necessity zu verstärken und bereitete alles auf eine verzweifelte Verteidigung vor, denn die Franzosen waren ihm auf den Fersen und erschienen am 3. Juli bei den Meadows. Washington bot ihnen den Kampf vor dem Fort an und zog sich, da dies abgelehnt wurde, in seine Laufgräben zurück. Das Gefecht dauerte den ganzen Tag, aber als die Nacht hereinbrach, war es klar, daß alles zu Ende war. Die Leute waren ausgehungert und erschöpft. Viele ihrer Flinten waren durch Regen untauglich gemacht, und ihr Pulver war verschossen. Die Indianer waren desertiert, und der Feind war in vierfacher Übermacht. Als die Franzosen daher eine Unterhandlung anboten, sah sich Washington gegen seinen Willen gezwungen, diese anzunehmen. Die Franzosen hatten wohl keine große Lust, weiter zu kämpfen, und ließen die Engländer mit ihren Waffen abziehen, indem sie nichts weiter verlangten als das Versprechen, innerhalb eines Jahres nicht mehr an den Ohio zu kommen.

So schloß Washingtons erster Feldzug. Sein Freund, der Halbkönig, der berühmte Seneca-Häuptling Chanacarihon, welcher beim Anrücken der Franzosen sich klüglich davonmachte, hat uns seine offene Meinung über Washington und seine Gegner hinterlassen. „Der Oberst“, sagt er, „war ein gut-

mütiger Mann, hatte aber keine Erfahrung; er unterfing sich, den Indianern wie Sklaven Befehle zu erteilen, und wollte, daß sie den ganzen Tag Kundschafterdienste taten und den Feind allein angriffen, aber die Ratschläge der Indianer wollte er durchaus nicht befolgen. Er verweilte an einer Stelle von einem Vollmond bis zum nächsten, ohne Befestigungen zu bauen außer den nutzlosen niedrigen Wällen auf den Meadows, während er, wenn er meinem Rate gefolgt wäre und solche Befestigungen errichtet hätte, wie ich sie ihm vorschlug, die Angriffe der Franzosen leicht hätte abschlagen können. Bei dem Kampf selbst benahmen sich die Franzosen wie Feiglinge und die Engländer wie Narren<sup>1)</sup>."

Es steckt ein gut Teil Wahrheit in diesen Ausführungen. Die ganze Expedition war höchst tollkühn, um nicht zu sagen leichtfertig. Als Washington von Will's Creek aufbrach, wußte er, daß er mit nur 150 ungedrillten Rekruten einer Streitmacht von 1000 Mann gegenüberstehen würde. Trotzdem rückte er in seiner Hartnäckigkeit vor, und nach der Affäre mit Jumonville setzte er seinen Vormarsch fort, obwohl er wußte, daß es in den Wäldern um ihn von Feinden schwärmte. Nachdem er zum Rückzug gezwungen worden war, setzte er sich bei den Meadows zur Wehr und bot seinen an Zahl überlegenen und vorsichtigeren Feinden einen offenen Kampf an; denn er gehörte zu den Männern, die denken, daß Mut alles andere ersetzt, und jede feindliche Übermacht verachten. Er war bereit, mit jeder Anzahl Franzosen und Indianer zu kämpfen, mit fröhlichem Selbstvertrauen und wirklicher Freude. In einem Briefe, der bald berühmt wurde, schrieb er, daß es ihm ein Genuß sei, die Kugeln pfeifen zu hören, eine weise Bemerkung, die er in späteren Jahren als einen Aus-

<sup>1)</sup> Enquiry into the Causes and Alienations of the Delaware and Shawnee Indians, etc. London, 1759. Von Charles Thomson, späterem Kongreßsekretär.

druck jugendlicher Torheit bezeichnete. Und doch hat dieser knabenhafte Ausspruch, so töricht er auch war, eine Bedeutung für uns, denn er birgt im tiefsten Innern Wahrheit. Washington besaß die wilde Freude am Kampf, die den Normannen eigen war. Er liebte Kampf und Gefahr und hat nie aufgehört, sie zu lieben; er liebte es, sich den damit verbundenen Aufregungen hinzugeben, obwohl er diese Empfindungen niemals wieder in solche renomnierenden Worte, die das Gespött der Welt erregten, gekleidet hat. Männer von solchem Charakter sind überdies oft anmaßend und kümmern sich durchaus nicht um die Folgen, mit dem Resultat, daß indianische und andere Verbündete ungeduldig und schließlich unbrauchbar werden. Der Feldzug war von Anfang an sinnlos, und wenn nicht die absolute Gleichgiltigkeit gegen jegliche Gefahr, die Washington zeigte, und die dadurch hervorgerufene Furchtsamkeit der Franzosen gewesen wäre, so wäre die hier in Betracht kommende Schar Virginier wohl für alle Zeiten dem britischen Reiche verloren gewesen.

Wir aber lernen hieraus vielerlei: Es geht daraus hervor, daß Washington nicht nur ein tapferer Mann war, sondern auch die Aufregung des Kampfes an und für sich liebte. Die ganze Expedition bezeugt einen eigenmächtigen Willen und die verwegenste Tapferkeit, wohl wertvolle Eigenschaften, aber hier noch ungezähmt und nur wenig mit Klugheit gemischt. Diese rauhen, durch unumstößliche und unüberwindliche Tatsachen gewonnenen Erfahrungen gaben Washington manche wertvolle Lehre. Er bekam in diesem Feldzug den ersten Vorgesmack der strengen Schule zu kosten, die im Lauf der Jahre die Selbstbeherrschung und Gewalt über sein Temperament, die ihn später so auszeichneten, entwickelte. Er trat nicht, wie so oft erzählt wird, als fertiger Mann — was ja auch unmöglich ist — ins Leben. Im Gegenteil, er wurde durch die Umstände erzogen, aber das Metall kam

aus dem Schmelzofen der Erfahrung als Edelmetall heraus; denn es war schon an und für sich vom besten und brauchte nur von wenigen Schlacken gereinigt zu werden. Außerdem errang er für den Augenblick das, was man heute einen europäischen Ruf nennen würde. In Paris war er als Mörder und in England, dank dem Briefe vom Pfeifen der Kugeln, als „Sanfaron“ und großer Renommist bekannt. Mit diesem Resultat ritt er langsam heim, in sehr niedergeschlagener Stimmung, aber durchaus nicht entmutigt und mit größerer Vorliebe als je für einen frischen, fröhlichen Kampf.

Virginien jedoch betrachtete den Feldzug in freundlicherem Lichte als sein geschlagener Soldat. Es würdigte die Tapferkeit, die ihn einen offenen Kampf anbieten ließ, sowie die Gesamthaltung der Truppen, und der Landtag beschloß ein Dankesvotum für Washington und seine Offiziere und ließ Geld an die Mannschaften verteilen. Im August nahm er den Dienst bei seinem Regiment wieder auf und erneuerte den vergeblichen Kampf gegen Unfähigkeit und Geldverschwendung, und, als ob dies nicht genug sei, wurde auch sein Ehrgefühl verletzt und er aufs höchste dadurch gereizt, daß der Gouverneur mit den Gefangenen aus dem Gefecht gegen Jumonville ein falsches Spiel trieb. Während dieser Widerwärtigkeiten traf die Nachricht ein, daß die Franzosen in Fort Duquesne nicht auf ihrer Hut seien, und Dinwiddie war dafür, von neuem ein Regiment unausgebildeter Truppen in die Wildnis marschieren zu lassen. Washington jedoch hatte etwas, wenn auch nicht viel, gelernt und wies die Torheit eines solchen Unternehmens so klar nach, daß er nicht widerlegt werden konnte.

Inzwischen kamen die Abgeordneten zusammen, und nachdem sie mehr Geld bewilligt hatten, verfiel Dinwiddie auf einen merkwürdigen Ausweg, um die Unstimmigkeiten zwischen den regulären und den Provinzsoldaten zu beseitigen, indem

er sämtliche Truppen in voneinander unabhängige Kompanien einteilte, bei denen kein Offizier einen höheren Rang als den eines Hauptmanns bekleidete. Washington, der einzige Offizier, der im Gefecht gestanden hatte, und der das Regiment kommandierte, ärgerte sich über dieses sinnlose Verfahren, nahm seinen Abschied und zog sich nach Mount-Vernon zurück, wo er sich der Verwaltung seines Besitztums und seinen eigenen Angelegenheiten widmete. Zu dieser Maßnahme wurde er hauptsächlich durch den ursprünglichen Grund von Dinwiddies Verfahren getrieben. Die englische Regierung hatte eine Verfügung erlassen, nach der die Offiziere mit königlichem Patent vor den Provinzoffizieren rangieren und die Provinzgenerale und Stabsoffiziere gar keinen Rang haben sollten, wenn ein General oder Stabsoffizier mit königlichem Patent dabei war. Die Herabwürdigung, daß er jedem dummen Jungen nachstehen sollte, der ein königliches Patent hatte, vielleicht weil er der uneheliche Sohn der abgedankten Maitresse eines Lords war, war mehr, als George Washingtons Stolz vertragen konnte, und als Gouverneur Sharpe, ein General mit königlichem Patent, der darauf brannte, sich die Dienste des besten Soldaten Virginians zu sichern, ihm eine Kompanie anbot und ihn drängte, das Anerbieten anzunehmen, antwortete er in einer Weise, die seine Exzellenz wohl etwas in Erstaunen gesetzt haben wird. „Sie sprechen in Ihrem Brief davon,“ schrieb er an Oberst Fitzhugh, den Stellvertreter des Gouverneurs Sharpe, „daß ich in meiner Stellung verbleiben und mein Oberstenpatent weiter behalten soll. Dieser Gedanke hat mich aufs äußerste befremdet, denn, wenn Sie von mir glauben, daß ich imstande bin, ein Patent zu behalten, das mir weder Rang noch Nutzen bringt, so müssen Sie eine sehr niedrige Meinung von mir haben und mich für noch nichtsagender halten, als das Patent selbst ist. . . Mit einem Wort, jeder Hauptmann mit könig-

lichem Patent, jeder Offizier auf Halbsold oder irgendein anderer, der ein solches Patent vorweisen könnte, würde vor mir rangieren . . . Dennoch hänge ich sehr am militärischen Beruf."

Es war für Washington eine bittere Enttäuschung, sein Soldatenleben aufgeben zu müssen, aber er hatte ein ausgesprochenes Gefühl für seine persönliche Würde, nicht die kleinliche Eitelkeit eines kleinlichen Geistes, sondern das Gefühl eines stolzen Mannes, der sich seiner Kraft und seines Wertes bewußt ist. Dies Gefühl ist in späteren Tagen dem amerikanischen Volke von ungeheurem Nutzen gewesen, und es liegt etwas sehr Bedeutsames in diesem frühen Sichauflehnen gegen die dumme Arroganz, die England stets für gut befunden hat, unserem Vaterlande gegenüber zu zeigen. Es hat dies teuer genug bezahlen müssen, aber selten hat es ihm mehr gekostet, als da es Washington aus seinen Diensten trieb und in seinem Geiste ein Gefühl von unwürdiger Behandlung und Ungerechtigkeit hinterließ.

Inzwischen hatten diese Kämpfe in Virginien eine große Bewegung entfacht. England war aus seinem Schlummer aufgewacht und beschloß, Frankreich in Neuschottland, von New York aus und am Ohio anzugreifen. Nach diesem Plane kam General Braddock am 20. Februar 1755 mit zwei Eliteregimentern in Virginien an und schlug ein Lager bei Alexandria auf. Dorthin ritt Washington öfters, betrachtete mit sehnsüchtigen Augen den militärischen Pomp und Glanz und wünschte, daß er daran teilhaben könne. Dies wurde bald bekannt, und als Braddock von den Erfahrungen des jungen Virginiers hörte, bot er ihm eine Stellung in seinem Stabe mit Oberstenrang an, wo er nur den Befehlen des Generals unterstand und als Freiwilliger dienen konnte. Er nahm daher die Stelle sofort an und stürzte sich mit Feuereifer in seine neuen Pflichten. Jeder Schritt war für ihn lehrreich. In

Annapolis traf er mit den Gouverneuren der anderen Kolonien zusammen, und die Bekanntschaft dieser hervorragenden Männer interessierte ihn und zog ihn an. Bei der Armee, der er zugeteilt war, studierte er mit größter Aufmerksamkeit die beste europäische Disziplin, beobachtete alles und übersah nichts und bereitete sich so unbewußt darauf vor, die auf diese Weise erworbenen Kenntnisse gegen seine Lehrmeister zu verwerten.

Er befreundete sich eng mit den englischen Offizieren und wurde von seinem Vorgesetzten rücksichtsvoll behandelt. Die übliche Gepflogenheit aller Engländer war es, die Kolonisten verächtlich zu behandeln; aber es war etwas an Washington, das dies unmöglich machte. Alle behandelten ihn mit ausgezeichnete Höflichkeit, in dem unbestimmten Bewußtsein, daß sich unter seiner freundlichen, ruhigen Art sich zu geben eine seltene Charakterstärke und außergewöhnliche Begabung verbarg, und daß er ein Mann sei, den man nicht ungestraft beleidigen könne. Es gibt keinen besseren Beweis für den bedeutenden Eindruck, den Washington auf andere machte, als den, daß er die Achtung und Zuneigung seines Generals genoß, der der letzte Mann in der Welt war, sich von einem jungen Provinzoffizier leicht imponieren zu lassen.

Edward Braddock war ein bewährter, alter Soldat, ein tüchtiger Kommandeur und ein strenger Vorgesetzter. Er war beschränkt, brutal und tapfer. In der Gesellschaft hatte er ein flottes Leben geführt, hatte sich niedrigen und wilden Ausschweifungen hingegeben und besaß den starren Stolz eines Mannes von engem Gesichtskreis und einen Charakter, dem physische Furcht vollständig unbekannt ist. Es konnte wohl kaum ein Mann gefunden werden, der weniger dazu geeignet war, einen Marsch durch die Wildnis zu leiten und die Franzosen vom Ohio zurückzutreiben, als er. Alles, was ihn umgab, war ihm fremd und lag außer-

halb seiner Erfahrung. Er verachtete die Provinzler, ohne die ein Erfolg für ihn unmöglich war, aus tiefstem Herzen und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ihnen dies zu zeigen. Die Kolonisten ihrerseits gaben ihm leider, besonders in Pennsylvanien, nur zu viel Grund zu Ärger und Geringschätzung. Sie waren hoch erfreut, als seine ausgezeichneten Soldaten aus England eintrafen, um ihre Schlachten zu schlagen, taten aber nichts als hin- und herstreiten und sich um alles drücken, verweigerten sowohl Geld als Verpflegungsmittel und leisteten garnichts. Braddock in seinem Zorn fluchte wütend und ließ Tag um Tag tatenlos verstreichen. Washington setzte alles daran, ihm zu helfen, verteidigte aber seine Landsleute furchtlos gegen übertriebene und ungerechte Beschuldigungen.

Schließlich setzte sich die Armee doch in Bewegung, aber so langsam und nach so großem Zeitverlust, daß sie erst Mitte Mai Will's Creek erreichte. Hier entstand ein neuer, ärgerlicher Aufenthalt, dem nur Franklin durch seine unermüdlige Tätigkeit, seine Geschicklichkeit und sein Geld ein Ende machte, indem er für die nötigen Wagen sorgte. Dann rückten die Truppen, aber auch wieder nur äußerst langsam, endlich weiter vor. Unter großen Schwierigkeiten legten sie auf ihrem Marsche eine breite Straße über das Gebirge an und kamen so erst am 16. Juni bei den Little Meadows an. Nun erst fragte Braddock seinen jungen Adjutanten um dessen Meinung, die dieser schon öfters vergeblich vorgetragen hatte. Auf Washingtons Rat wurde die Armee geteilt, so daß die Hauptmacht mit leichtem Gepäck schnell vordringen konnte, während eine Abteilung mit dem schweren Gepäck folgte. Nachdem dieser Plan angenommen war, begann der Vormarsch, wobei die Soldaten nach Washingtons Ansicht doch noch zu viel zu tragen hatten, aber doch passender für die Wildnis ausgerüstet waren als vorher. Ihr beschleunigtes

Vorgehen erschien Washington immer noch langsam, aber er erkrankte an Fieber und wurde schließlich von Braddock gezwungen, bei der Furt des Noughiogann zur Erholung zurückzubleiben. Er ließ sich von Braddock versprechen, daß er nachtransportiert werden würde, bevor die Armee Fort Duquesne erreiche, und schrieb an seinen Freund Orme, daß er die bevorstehende Schlacht nicht um 500 Pfund verpassen möchte.

Sobald sein Fieber ein wenig nachließ, nahm er Abschied von Oberst Dunbar und wurde, da er noch nicht imstande war, zu Pferde zu sitzen, auf einem Wagen in die Front gebracht. Am 8. Juli langte er wieder bei der Armee an. Er kam gerade noch zur Zeit, denn am nächsten Tage durchwateten die Truppen den Monongahela und marschierten zum Angriff auf das Fort. Der prachtvolle Anblick der Soldaten, als sie über den Fluß setzten, erregte Washingtons Enthusiasmus, aber er hatte auch seine Bedenken. Schon Franklin hatte Braddock vor der Gefahr eines plötzlichen Überfalls gewarnt, der ihm mit Verachtung geantwortet hatte, daß diese Wilden wohl für undisziplinierte amerikanische Milizsoldaten gefährliche Feinde sein könnten, aber nicht für ausgebildete Truppen. Jetzt im letzten Moment warnte Washington den General nochmals, wurde aber zornig zurückgewiesen.

Weiter marschierten die Truppen, glänzend und prächtig, in wohlgeordneten Reihen. Da plötzlich fielen Schüsse an der Front, und bald darauf wurde der Vortrab auf die Hauptmacht zurückgeworfen. Lautes Geschrei und wilde Kriegsrufe ertönten von allen Seiten, während der unsichtbare Feind ein verheerendes Feuer unterhielt. Washington beschwor Braddock, seine Leute in den Wald zu führen, aber umsonst. In Reih und Glied sollten sie kämpfen oder gar nicht. Das Ende davon war, daß sie überhaupt

nicht zum Kampfe kamen. Eine Panik brach aus; von Furcht überwältigt, drängten sie sich zusammen, bis sie sich endlich, als Braddock tödlich verwundet fiel, auflösten und in wilder Flucht davonrauten. Von den regulären Truppen wurden 700 und von den Offizieren, die ausgezeichneten Mut bewiesen, 62 von 86 getötet oder verwundet. 200 Franzosen und 600 Indianer erfochten diesen glänzenden Sieg. Der einzige tatkräftige Widerstand, der auf englischer Seite geleistet wurde, wurde von den Virginiern, den „undisziplinierten amerikanischen Milizsoldaten“, geleistet, die als Schützen auswichen, dem Feinde mutig entgegen gingen und beinahe bis auf den letzten Mann niedergemacht wurden.

Washington stürzte sich gleich zu Anfang Hals über Kopf in den Kampf. Er ritt hierhin und dorthin, überbrachte Befehle und versuchte, die Feiglinge, wie er später die regulären Truppen bezeichnete, zum Stehen zu bringen. Er bemühte sich, die Artillerie heranzuschaffen, aber die Leute weigerten sich, die Kanonen zu bedienen, obwohl er selbst eine richtete und abschoss. Durch dieses ganze schreckliche Blutbad galoppierte er dahin, tobend in der Aufregung des Kampfes und sein Leben von Anfang bis zu Ende rücksichtslos aufs Spiel setzend. Noch jetzt schlägt unser Herz schneller, wenn wir ihn uns vorstellen, wie er in dem Pulverdampf und dem Gemetzel der Schlacht hin- und herjagte, mit flammendem Gesicht und blitzenden Augen, in denen wilde Kampfeslust glühte, und wie er an der Spitze seiner getreuen Virginier vordrang, in dem fast übermenschlichen Bemühen, das Unheil zum Guten zu wenden. Zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen, und vier Kugeln durchbohrten seinen Kopf. Die Indianer glaubten, daß er gegen jede Verwundung gefeit sei, während die Nachricht von seinem Tode in den Kolonien verbreitet wurde und so-

gar seine letzten Worte berichtet wurden, die er sich, wie er trocken an seinen Bruder schrieb, noch nicht überlegt hatte.

Als die Truppen sich auflösten, war es Washington, der die Flüchtlinge sammelte und den sterbenden General in Sicherheit brachte. Er war es, der dem heranrückenden Dunbar entgegenritt und es den elenden Überresten der stolzen Streitmacht ermöglichte, ihren Rückmarsch nach den Ansiedlungen aufzunehmen. Er war es, der Braddock vier Tage nach der Niederlage begraben ließ und über dem Toten die feierlichen Worte des englischen Begräbniszeremoniells las. Weise, vernünftig und tätig beim Vormarsch, unglaublich tollkühn am Tage der Schlacht, kaltblütig und besonnen auf dem Rückzug, war Washington der einzige, der aus dieser schweren Niederlage mit neuem Ruhm hervorging. Wieder stellt er sich in erster Linie als Kampfesnatur dar, heißblütig und wild in der Schlacht und vollständig gleichgültig gegen alle Gefahren, die ihn nur freudig erregten. Die früheren Erfahrungen waren aber nicht nutzlos an ihm vorübergegangen. Er zeigte eine Klugheit und Weisheit im Rate, die in seinem ersten Feldzuge nicht zutage getreten war, und er war nicht mehr der Ansicht, daß Mut jede Schwierigkeit überwinden könne und ein Feind verachtet werden dürfe. Er war eben einer von denen, die aus Erfahrungen etwas lernen. Seine erste Erfahrung hatte gute Früchte getragen, und nun waren ihm wieder eine Reihe von neuen und wertvollen Lehren beigebracht worden. Mit eigenen Augen hatte er die ausgezeichnetste europäische Disziplin beobachtet, sowohl im Lager wie auf dem Marsch. Er hatte sie studiert und in sich aufgenommen, hatte mit Veteranen gesprochen und vieles von ihnen gehört, das er nirgends anders hätte erfahren können. Nochmals war ihm in einer Weise, die ihm unvergeßlich blieb, beigebracht worden, daß man niemals seinen Gegner unterschätzen soll.

Er hatte auch unter die Oberfläche der Dinge geschaut und gesehen, was bald der ganze Kontinent wußte, daß englische Truppen nicht unbefiegbar seien, daß sie von Indianern geschlagen werden konnten und im Grunde nicht mehr waren als andere. Das war es, was Braddocks Niederlage Washington und die Kolonisten lehrte, und was sie nie vergaßen, und dies Wissen war es, das der britischen Herrschaft schließlich ein Ende machte. Hätte er in die Zukunft blicken können, so hätte er in dieser unglücklichen Expedition ein Abbild im kleinen von einem gut Teil späterer Geschichte gesehen. Die Expedition begann mit stupider Verachtung Amerikas und alles Amerikanischen und endete mit einer furchtbaren Niederlage. Es war eine bittere Erfahrung, der die Kolonisten viel Aufmerksamkeit schenkten, die aber England, dessen Indifferenz sich später schwer rächte, vollständig unbeachtet ließ.

Nach dem eiligen Rückzug floh Oberst Dunbar, von panischem Schrecken ergriffen, alles im Stich lassend, weiter nach Philadelphia, und Virginien geriet nun natürlich in die größte Besorgnis. Der Landtag trat zusammen, bewilligte jetzt endlich in seiner Angst reichliche Geldmittel und ordnete an, daß ein Regiment von tausend Mann ausgehoben werden sollte.

Washington, der krank und durch die Strapazen erschöpft nach Mount-Vernon zurückgekehrt war, wurde von vielen ersucht, sich um das Kommando zu bewerben; aber Bewerben war nicht seine Sache, und er lehnte ab, es zu tun. Am 14. August schrieb er an seine Mutter: „Wenn es mir möglich ist, ein nochmaliges Vorgehen an den Ohio zu vermeiden, so werde ich es tun; sollte mir aber das Kommando von der öffentlichen Meinung der Kolonie aufgedrängt und unter solchen Bedingungen angeboten werden, gegen die sich nichts einwenden läßt, so würde es eine Schande für mich sein, wenn ich es ablehnte.“ Am selben Tage wurde ihm das Kommando über alle virginischen Truppen unter ihm selbst

überlassenen Bedingungen angeboten, und er nahm es an. Virginien glaubte an Washington, und er war bereit, dem Rufe Folge zu leisten.

Er übernahm das Kommando sofort und begab sich nach Winchester, ein General ohne Armee, aber schon seine Gegenwart allein genügte, die bestehende Panik in Schranken zu halten. So machte er sich denn tapfer an die aufreibende, fruchtlose Arbeit, die ihm bevorstand. Im April 1757 schrieb er: „Seit über zwanzig Monaten bin ich nun an unserer kalten und öden Grenze postiert, um, ich kann wohl sagen, Unmögliches zu leisten, nämlich eine Bevölkerung, die auf einer Linie von dreihundertundfünfzig Meilen Länge verstreut ist, mit einer für die Aufgabe zu schwachen Truppenmacht vor den Einfällen eines grausamen, verschlagenen, wilden Feindes zu schützen.“ Diese einfache, klare Mitteilung sagt eigentlich alles, was über die nächsten drei Jahre gesagt werden kann: ein langer Kampf gegen einen wilden Feind vor ihm und Beschränktheit, Eifersucht und Dummheit hinter seinem Rücken — anscheinend ohne die Möglichkeit, etwas zu erreichen oder Ruhm und Lohn zu ernten. Truppen wurden zwar von den Abgeordneten bewilligt, aber ihre Aushebung war schwierig, und wenn sie ausgehoben waren, wurden sie von dem Gouverneur und dem Abgeordnetenhaus, die ewig im Streit lagen, vernachlässigt und schlecht behandelt, was großen, nur schlecht verhehlten Zorn in der Brust des Oberkommandierenden entfachte, der Tag und Nacht bemüht war, eine bessere Disziplin im Lager einzuführen, und lange Briefe nach Williamsburg schrieb, worin er die bestehenden Übel schilderte und um die Einführung eines neuen Milizgesetzes bat.

Es war in der That ungeheuer schwierig, die Truppen auszuheben, selbst in dieser Zeit brennender Gefahr, und als sie endlich da waren, taugten sie so gut wie nichts. Von

einem „waderen Hauptmann“, der sich weigerte zu kommen, schrieb Washington: „Kaltblütig und besonnen hat dieser große Anführer geantwortet, daß seine Frau, seine Familie und sein Korn bedroht seien, ebenso stände es bei seinen Soldaten, und daß er daher nicht kommen könne. Das ist das Beispiel, das ein Offizier gibt, so ist das Benehmen der Soldaten, und von solchen Menschen hängt das Schicksal unseres Vaterlandes ab!“ Aber während die Soldaten vernachlässigt wurden, die Abgeordneten zögerten und die Miliz den Gehorsam verweigerte, setzten die Franzosen und Indianer an der langen, schwach verteidigten Grenze ihr Werk fort. Dort herrschte Panik; Farmhäuser und Dörfer gingen in Flammen auf, und die Felder wurden bei jedem neuen Einfall mit Blut getränkt. Die Herren in Williamsburg, die in Sicherheit waren, ertrugen all dies Unglück mit großer Standhaftigkeit; aber Washington tobte gegen die Mißstände und die Untätigkeit und schwor, daß nur die drohende Gefahr ihn daran hindere, seine Stellung niederzulegen. „Die flehenden Tränen der Frauen,“ schrieb er, „und die rührenden Bitten der Männer erregen einen so tiefen, tödlichen Schmerz in mir, daß ich mich ohne Zögern dem blutgierigen Feinde als williges Opfer anbieten würde, vorausgesetzt, daß das den armen Menschen Erleichterung schaffen könnte.“ Das ist einer der seltenen Blitze persönlicher Empfindung, die das Dunkel seines Innenlebens erhellen, und die den wahren Charakter des Mannes enthüllen, sein warmes Herz und heißes Temperament, sein großes, menschliches Mitgefühl, den Mann, der seiner heißen Empörung in Worten Ausdruck verlieh, die noch heute, trotzdem anderthalb Jahrhundert seitdem vergangen sind, in unseren Herzen klar und stark wiederklingen.

Ernste Sorgen wurden durch kleinliche Ärgernisse noch verschlimmert. Ein Hauptmann aus Maryland, der dreißig

Mann führte, erdreistete sich, einen höheren Rang als der virginische Oberbefehlshaber zu beanspruchen, weil er früher einmal königlicher Offizier gewesen war, und Washington sah sich gezwungen, nach Boston zu reisen, um diesen nichtigen Gesellen durch Gouverneur Shirley zur Raison bringen zu lassen. Nachdem dies erledigt war, kehrte er zurück, um den alten, zermürbenden Kampf wiederaufzunehmen. Seine unverhohlenen ausgesprochene Verurteilung der törichten Pläne Dinwiddies und der Mängel der Regierung hatte zur Folge, daß sich bald Verleumder und Unzufriedene gegen ihn in Williamsburg regten. „Die Befehle, die ich erhalte“, sagte er, „sind dunkel, unsicher und schwankend; heute beschloffen, werden sie morgen verworfen. Ich bin so gezwungen, aufs Geratewohl zu handeln und vorzugehen; dabei bin ich für die Folgen verantwortlich und werde getadelt, ohne mich verteidigen zu können.“ Er beschloß jedoch, seine schweren Sorgen weiter zu ertragen bis zur Ankunft Lord Loudons, des neuen Oberbefehlshabers, von dem er bessere und energischere Maßregeln erwartete. Leider brachte ihm der neue General nichts als Enttäuschungen; denn Lord Loudon war nur ein unfähiger Mann mehr in der allgemeinen Verwirrung. Um den Süden kümmerte er sich nicht, im Norden ging alles schlecht wie zuvor, und Virginien blieb sich hilflos selbst überlassen. So mühte sich denn Washington in seiner aufreibenden Stellung weiter ab, und die unangenehmen Angriffe gegen ihn mehrten sich. Daß dies der Fall war, ist nicht überraschend, denn er schrieb an den Gouverneur, bei dem er jetzt ganz in Ungnade gefallen war, an den Sprecher und überhaupt an jeden mit der verletzendsten Offenheit. Man vergesse nicht, er war erst fünfundzwanzig Jahre alt und hatte sein hitziges Temperament noch nicht unter vollständiger Kontrolle. Zu jener Zeit seines Lebens war er nichts weniger als diplomatisch und

weit davon entfernt, Geduld zu üben, gebrauchte er Worte von großer Schärfe und Kraft mit einer besonderen Vorliebe für eine rücksichtslose Ironie etwas grimmiger Art. Als man ihm schließlich vorwarf, daß er Berichte über imaginäre Gefahren verbreiten lasse, schäumte sein Temperament über. Zornig forderte er von dem Gouverneur Gerechtigkeit und fügte in einem Brief an seinen Freund, den Hauptmann Peachen, hinzu: „Was Oberst C.'s gemeine und niederträchtige Bemerkungen über mein Verhalten im vergangenen Frühjahr betrifft, so genügt es wohl im Augenblick hervorzuheben, daß die Freiheit, mit der er sich erlaubt hat, mit meinem Charakter umzuspringen, nur eine komische Wirkung erzielen kann. Sie zeigen klar und deutlich die leidenschaftliche Verehrung, die er Deinem Freunde entgegenbringt, seine unerschütterliche Wahrheitsliebe, sein abgrundtiefes Wissen und die meisterhafte Weise, in der er es anzuwenden versteht. Ich ermächtige Dich gern, von jedem meiner Briefe, den ich je an Dich geschrieben habe, jeden beliebigen Gebrauch zu machen; denn wenn ich auch von den Briefen an meine Freunde keine Abschriften mache und mich nicht des Inhalts aller erinnern kann, so weiß ich doch, daß nichts Unwahres und nichts Ungerechtes darin steht, und daß ich mich ihrer nicht zu schämen brauche, wenn auch strenge Kritiker meinen Stil tadeln mögen.“

Ein wenig mehr Geduld hätte vielleicht bessere Resultate gezeitigt; wir aber freuen uns an dem Manne, der in jener Zeit der Dummheit und Unfähigkeit in so wahrhaft erfrischender Weise frei von der Leber weg redete. Verwunderlich ist nur, daß man ihn nicht seines Kommandos entsetzte. Daß man es ihm ließ, beweist besser als alles andere, daß er schon einen so starken Rückhalt an der öffentlichen Meinung Virginiens hatte, daß die Behörden, obwohl sie seine Angriffe erbohten, es doch nicht wagten, mit ihm zu brechen.

Dinwiddie und sein Anhang konnten es wohl hintertreiben, daß ihm ein Offizierspatent in der königlichen Armee verliehen wurde; aber seine geachtete Stellung bei seinen Landsleuten vermochten sie nicht zu erschüttern.

Im Winter 1758 brach seine Gesundheit vollständig zusammen. Er war so krank, daß er glaubte, seine Konstitution sei schwer geschädigt, und aus diesem Grunde zog er sich nach Mount-Vernon zurück, wo er sich langsam erholte. Inzwischen war in England endlich ein großer Mann ans Ruder gekommen, und, von William Pitt angefeuert, zogen Armeen und Flotten zu Kampf und Sieg aus. Die Aussicht auf Besserung der Verhältnisse gab Washington neue Lebenskraft, und er bot General Forbes seine Dienste an, der gekommen war, die Aufgabe zu lösen, an der Braddock gescheitert war. Wiederum erschienen englische Truppen, und eine große Armee wurde zusammengebracht. Dann begann aber auch wiederum die alte Geschichte, und Washington, dessen angebotene Dienste man mit Freuden angenommen hatte, sah mit Zorn und Groll das neue Schauspiel der Verzögerungen und der Dummheit, das ihm vorgeführt wurde. Seine Ratschläge wurden unbeachtet gelassen, und die ganze ermüdende Arbeit des Bauens neuer Straßen durch die Wildnis wurde wieder aufgenommen. Eine Abteilung, die gegen seine Ansicht vorgefandt wurde, erlitt das gleiche Schicksal wie Braddock, und während der Sommer verging und aus dem Herbst Winter wurde, schien es, als ob durch all die Mühe und Vorbereitungen nichts gewonnen werden sollte. Aber Pitt hatte das Ohioland in Canada erobert, die Kunde vom Rückzuge der Franzosen traf ein, die Armee beschleunigte ihren Vormarsch und rückte, Washington an der Spitze, in die rauchenden Trümmer des Fort Duquesne ein, das von nun ab der Welt als Fort Pitt bekannt war.

So schloß die erste Periode von Washingtons öffentlichem Leben. Wir haben sie in allen ihren Stadien beobachtet. Sie zeigt ihn uns als unternehmungslustigen Pionier, als tollkühnen Grenzkämpfer und als vielversprechenden Soldaten. Er hat in dieser Zeit viel in der rauhen Schule des Mißgeschicks gelernt. Bei seinen Bemühungen, die Franzosen und Indianer zu besiegen, studierte er die Kriegskunst und lernte zu gleicher Zeit, mit der Dummheit und Unfähigkeit der Regierung, der er diente, Geduld zu haben und sie zu überwinden. Er wurde durch die Umstände gezwungen, Selbstbeherrschung zu üben, um seine Zwecke zu erreichen und in der Leitung von Männern sich Geschick anzueignen. Eine bessere Vorschule für das große Werk, das er in späteren Jahren vollenden sollte, konnte er gar nicht haben, und die Zukunft hat gezeigt, wie er sich ihre Lehren zunutze gemacht hat. Wir wollen uns nun auf kurze Zeit der sanfteren und freundlicheren Seite seines Lebens zuwenden und wollen, nachdem wir gesehen haben, was Washington im Kampfe war und leistete, versuchen, ihn auf dem ebenso wichtigen und bei weitem anziehenderen Gebiete des Privat- und Familienlebens kennen zu lernen.

---

#### 4. Kapitel.

### Liebe und Ehe.

Lewis Willis aus Fredericksburg, ein Schulkamerad Washingtons, erzählt von ihm, daß er ein ungewöhnlich fleißiger und eifriger Knabe war, daß es daher ihn und seine Kameraden sehr überraschte, als sie ihn eines Tages „mit einem der größten Mädchen herumtollen sahen“<sup>1)</sup>. Ein halbes Jahrhundert später, als die Tage des Herumtollens längst vorüber waren, schrieb ein Herr bei Erwähnung einer Mrs. Hartley, die von Washington sehr bewundert wurde, daß der General stets stattliche Frauen geliebt habe<sup>2)</sup>.

Es scheint aber, daß er vom Herumtollen sehr bald zu einer ernstern Art von Flirt überging, denn schon mit 14 Jahren, wie wir hören, war er sterblich verliebt in Mary Bland aus Westmoreland, die er seine „Tieflandschönheit“ nennt, und an die er verschiedene Gedichte richtet, die zwischen den Feldmeßnotizen in seinem Tagebuche von 1747–48 aufbewahrt sind. Die alte Tradition identifiziert die „Tieflandschönheit“ vielleicht ganz richtig mit Miß Lucy Grimes; aber es finden sich Entwürfe von Briefen an eine „Dear Sally“, die vermuten lassen, daß es mehrere Damen

<sup>1)</sup> Zitiert aus dem Willis Ms. von Mr. Conway im Magazine of American History, März 1887, S. 186.

<sup>2)</sup> Magazine of American History 1, 324.

gab, die auf diesen Titel Anspruch erheben konnten. In den folgenden Sätzen aus einem Briefentwurf an einen männlichen Seelenfreund (ebenfalls in dem verräterischen Tagebuch von 1748 aufbewahrt) befindet sich eine Andeutung, die mit Sicherheit darauf schließen läßt, daß die Beständigkeit des Liebhabers nicht ganz einwandfrei war. „Lieber Freund Robin,“ schreibt er, „ich befinde mich augenblicklich zu Besuch bei seiner Lordschaft, wo ich mich, wenn mein Herz frei wäre, sehr gut amüsieren könnte, denn wir haben im Hause eine sehr nette junge Dame, die Schwester von Oberst George Fairfax' Frau. Aber das gießt nur Öl ins Feuer; denn das häufige unvermeidliche Zusammensein mit ihr entflammt aufs neue meine frühere Leidenschaft für die „Tieflandschönheit“. Käme ich nun weniger mit anderen jungen Damen zusammen, so würde es mir leichter werden, meinen Schmerz zu begraben und dieser keuschen, qualvollen Leidenschaft zu entsagen; ich weiß auch recht gut, daß es das einzige Gegengift oder Heilmittel wäre.“ Unser junger Melancholiker nahm jedoch nicht zur Einsamkeit seine Zuflucht, um die Schmerzen verschmähter Liebe zu heilen, sondern zog es vor, sein Gemüt in Gesellschaft dieser selben Schwägerin von George Fairfax, Miß Mary Cary, zu beruhigen. Die eine Tieflandschönheit, Lucy Grimes, heiratete Henry Lee und wurde die Mutter des „Legion Harry“, eines jungen Offiziers und Lieblingskameraden von Washington, und die Großmutter von Robert E. Lee, dem tapferen Kämpfer der Südstaaten. Die Geschichte mit Miß Cary ging scheinbar mehrere Jahre so weiter und spann sich mit Unterbrechungen in der Zeit zwischen Kriegen und Indianerkämpfen fort, ab und zu durch Anknüpfung anderer zarter Bande unterbrochen. Die erste Abschweifung fand um 1752 herum statt, wo Washington an William Sauntleron nach Richmond schreibt, daß er zu ihm kommen möchte, um seine Schwester, Miß Betsy,

zu besuchen, und daß er hoffe, daß sie ihren früheren grausamen Entschluß zurückgenommen habe<sup>1)</sup>. Miß Betsy aber scheint hartnäckig geblieben zu sein, und wir hören längere Zeit nichts mehr von Liebesgeschichten, erst später wieder bei Gelegenheit einer viel ernstern Affäre.

Als Kapitän Dagworth, der 30 Mann in marylandischen Diensten kommandierte, kraft seines königlichen Offizierpatentes sich dem Oberbefehlshaber der virginischen Streitkräfte an Rang vorsehen wollte, entschloß sich Washington, diese Frage einmal endgültig festsetzen zu lassen. Er begab sich daher, wie schon erzählt worden ist, nach Boston, sprach mit Gouverneur Shirley, und der Streit wurde zu seinen Gunsten entschieden. Er machte die Reise zu Pferde und hatte zwei seiner Adjutanten und zwei Diener mit. Ein zufällig erhaltener alter Brief, der Bestellungen auf verschiedene Ausrüstungsstücke, die er sich wahrscheinlich in Aussicht auf diese Reise kommen ließ, an seine Londoner Agenten enthielt, gibt uns ein Bild von seiner Ausstattung. In Braddocks Feldzug war der junge Feldmesser und Grenzsoldat in eine Schar höchst eleganter junger Offiziere, die eben von London kamen, hineingeraten und hatte ihr Äußeres aufs sorgfältigste studiert. Washington war in jeder Hinsicht ein durchaus einfacher Mann, aber er war auch ein Mann von Geschmack und liebte militärische Akkuratess. Er hatte einen äußerst lebhaften Sinn für das, was sich schickt, eine schätzenswerte Eigenschaft, die ihm während seiner ganzen Laufbahn, sowohl in wichtigen wie in nebensächlichen Dingen sehr zu statten kam, und die sich in seiner Jugend ganz besonders in seiner Kleidung und seinen äußeren Formen geltend machte. Er war ein schöner Mann und liebte es, gut gekleidet zu gehen, und für sich und seine Diener alles

---

<sup>1)</sup> Historical Magazine, 3. Series 1873. Der Brief ist mitgeteilt von Fitzhugh Lee.

vom Besten zu haben. Er war aber durchaus nicht ein slavischer Nachahmer und Anhänger der Mode. Für die amerikanische Ledergamasche und das gefranste Jagdhemd behielt er stets eine Vorliebe und führte sie auch als die geeignetste Uniform für Hinterwälderkämpfe in die revolutionäre Armee ein. Aber bei Braddock lernte er, daß auch die Paradeuniform einen wirklichen militärischen Wert hat, ebenso wie der Dienstanzug, und als er zu der bewußten Auseinandersetzung Kapitän Dagworthy's wegen nordwärts reiste, fühlte er deutlich, daß er zum erstenmal als Repräsentant seiner Truppen und seiner Kolonie zur Parade ging. Darum kleidete er sich auch mit feinem Gefühl, wie es die Situation erforderte, und entsprach damit gleichzeitig seinem eigenen guten Geschmack.

Dank dieser Vorsicht muß die kleine Kavalkade, die Virginien den 4. Februar 1756 verließ, ein farbenprächtiges Bild abgegeben haben, wie sie so durch den dunklen Wald ritt. Zuerst kam der Oberst, natürlich glänzend beritten, denn er war ein großer Liebhaber und Kenner von Pferden seit den Tagen, wo er ohne Sattel über die Wiesen jagte, bis zu jener späteren Zeit, wo er als Preisrichter beim Pferderennen fungierte und zusehen mußte, wie sein eigenes Lieblingspferd, Magnolia, geschlagen wurde. Bei dieser Expedition trug er selbstverständlich seine gelb-blaue Uniform mit dem weiß und scharlachroten Mantel über den Schultern und einer rot-goldenen Degenquaste an der Seite. Seine „Pferdeausrüstung“ war von feinsten Londoner Arbeit, mit Borten eingefast und dem Washingtonschen Wappen auf der Schabracke eingestickt. Ihm dicht zur Seite ritten seine beiden Adjutanten, ebenfalls in gelb-blauer Uniform, und hinter ihm kamen seine Diener in der Washingtonschen Livree, weiß und scharlach, mit silbergalonierten Hüten. So ausgerüstet ritten sie alle zusammen gen Norden.

Der Ruf des Obersten war ihm vorausgegangen, denn der Held von Braddocks unglücklichem Gefecht und der Befehlshaber der virginischen Streitmacht war in der ganzen Kolonie rühmlich bekannt. Jede Thür tat sich auf, wenn er vorüberkam, und mit Begeisterung begrüßte jeder den jungen Soldaten. Er wurde in Philadelphia von allen bewirtet und gefeiert, ebenso in New York, wo er sich scheinbar nach ganz kurzer Zeit in eine reiche Erbin, Mary Philipse, die Schwägerin seines Freundes, Beverly Robinson, verliebte. Er entriß sich aber gewaltsam dieser Versuchung und ging nach Boston, damals der bedeutendsten Stadt des Kontinents und dem Hauptquartier des Oberbefehlshabers Shirley. Die kleine neuenglische Stadt, die für die damaligen Verhältnisse reich genannt werden konnte, war durch das lustige Leben und Treiben, das die königlichen Offiziere hineintrugen, mit einem Schläge aus ihrer puritanischen Abgeschlossenheit herausgerissen worden. Hier verbrachte Washington zehn Tage, plauderte mit dem Gouverneur über Krieg und Politik, besuchte in Gala den hohen Gerichtshof, tanzte jede Nacht auf irgendeinem Ball und ließ sich von den Spitzen der Stadt zu Dinern laden und feiern. Nachdem er seine Geschäfte erledigt hatte, kehrte er nach New York zurück, verweilte dort eine Zeitlang, seiner neuesten Liebe wegen, kam aber zu keinem Entschluß und gab schließlich, wie der Soldat im Liede, seinem Pferde die Sporen und ritt gen Süden, der bedrängten und verwüsteten Grenze Virginians zu.

Wieviel sagt uns nicht diese kleine Episode, die versteckt in irgendeinem Winkel der Geschichte ruht, von dem wirklichen Leben dieses Mannes! Wie schmelzen alle die statuesten, eitlen und feierlichen Gestalten, die die Mythe gebildet, davor hinweg! Weise und stark über seine Jahre hinaus, sich seiner großen Verantwortlichkeit voll bewußt, mutig im Kampf und nüchtern im Urteil, das ist die andere, mehr mensch-

liche Seite Washingtons. Man stellt sich gern diese vornehme, tapfere, jugendliche Gestalt vor, wie sie in ihrer farbenfreudigen, leuchtenden Männlichkeit fröhlich von einer kleinen Kolonialstadt zur anderen ritt, Feste feierend, tanzend, flirtend und sich amüsierend. Für ihn waren Myrte und Efeu mit Lorbeer umwunden und der Ruhm versüßt durch Jugend. Er verstand es, aus dem Leben alles Beste, was Schicksal und Glück ihm lächelnd in den Schoß streuten, zu ziehen, und genoß die Freude offen und mit einem ehrlichen Herzen.

Wir wissen, daß er bei seiner Mission Erfolg hatte, und daß er den Hauptmann mit den 30 Leuten auf seinen gebührenden Platz verwies, aber niemand kann sagen, wie tief er von den Reizen Miß Philippses gefesselt wurde. Tatsache ist daß er sich schon sehr bald gründlich zu trösten verstand. Als er im Frühling 1758 wieder von Mount-Vernon mit Depeschen, diesmal nach Williamsburg, abritt, nahm er einen kleinen Aufenthalt in William's Ferry, um mit seinem Freund, Major Chamberlaine, zu dinieren, und lernte dort Martha Dandridge, die Witwe von Daniel Parke Custis, kennen. Sie war jung, hübsch, intelligent und eine reiche Erbin, und wie es schien, fesselte sie den jungen Soldaten sofort. Der Nachmittag ging hin, die Pferde standen zur verabredeten Zeit vor der Tür, aber nachdem sie eine Weile auf und ab geführt worden waren, wurden sie schließlich wieder in den Stall gestellt. Die Sonne ging unter, und der Oberst zögerte noch immer. Am nächsten Morgen ritt er weiter mit seinen Depeschen, aber auf seiner Rückreise hielt er vor White House, dem Heim von Mrs. Custis, an und verlobte sich auf der Stelle mit der reizenden Witwe. Die Werbung war kurz und entscheidend, und der erfolgreiche Liebhaber zog ins Feld hinaus, um mehr denn je die Bummelerei britischer Offiziere und die Mängel der

Kolonialregierung zu empfinden. Sobald Fort Duquesne gefallen war, eilte er nach Hause, nahm seine Entlassung in der letzten Woche des Dezembers und wurde am 6. Januar 1759 getraut. Es war eine glänzende Gesellschaft, die sich an jenem Wintertag in der kleinen Kirche, in der Nähe von White House, versammelte. Da sah man Francis Fauquier, den heiteren, freidenkenden, lebenslustigen Gouverneur, prächtig in Scharlach und Gold gekleidet, britische Offiziere in roten, goldgestickten Uniformen und die ganze Nachbarschaft in den elegantesten Toiletten, die London auf Kredit liefern konnte. Die Braut war in Seide und Atlas, Spitzen und Brokat gehüllt, mit kostbaren Perlohringen und einem Kollier geschmückt, während der Bräutigam in einem blauen, mit Scharlach besetzten und mit Silber bestickten Anzug prangte und an den Knien und auf den Schuhen goldene Schnallen trug. Nach der Zeremonie wurde die Braut in einer Kutsche mit sechs Pferden nach Hause gefahren, während ihr Gemahl auf einem prachtvollen Pferd, begleitet von allen Herren der Gesellschaft, neben ihr ritt.

Der helle Sonnenschein paßte so recht zu dem Glanz des Hochzeitstages und schien wie ein Sinnbild von Washingtons Leben; denn er hatte nun alles erreicht, wonach sich eines Mannes Herz nur sehnen kann. Eben siebenundzwanzig Jahre alt, in der ersten Blüte seiner jungen Männlichkeit, raschen Geistes und doch überlegen, bot ihm das Leben alle seine Reize dar. Er hatte die Armee mit wohlverdientem Ruhm verlassen und war dann heimgekehrt, um, von allen geliebt und geehrt, das Weib seines Herzens heimzuführen. Während seines letzten Feldzuges war er zum Mitglied des Landtages gewählt worden, und als er drei Monate nach seiner Hochzeit nach Williamsburg zog, um seinen Sitz dort einzunehmen, dankte ihm Mr. Robinson, der Sprecher, öffentlich in beredten Worten für seine Verdienste um das

Vaterland. Washington erhob sich zu einer Gegenrede, war aber so völlig unfähig, über sich selbst zu sprechen, daß er, errötend stammelnd, vor der Versammlung stand, bis der Sprecher sagte: „Setzen Sie sich nieder, Mr. Washington, Ihre Bescheidenheit gleicht Ihrem Mut, und der ist größer, als ich in Worten ausdrücken kann.“ Es ist eine nette kleine Episode, die uns so recht das dankbare Empfinden für Washington zeigt, denn der Sprecher gab dem Gefühl ganz Virginiens Ausdruck. In einer solchen Atmosphäre von wohlverdienter Anerkennung und Bewunderung ließ sich das neue Leben wohl gut beginnen, und alles, was sonst noch zum Glück gehört, war auch vorhanden.

Er begnügte sich aber nicht damit Jahr für Jahr im Landtag zu sitzen und bei der Regierung Virginiens zu helfen, sondern er beteiligte sich auch an der Gemeindevertretung und hielt so die Zügel der Lokalregierung in der Hand. Er hatte eine entzückende Frau geheiratet, schlicht, offen und sympathisch, frei von Kleinlichkeit und Anmaßung und ebenso praktisch veranlagt wie er selbst. Von Geburt ein Mitglied der virginischen Aristokratie, wurden seine Beziehungen durch seine Frau noch immer weiter ausgedehnt. Nachdem er durch den Tod von Lawrence Washingtons Tochter schon ein schönes Besitztum ererbt hatte, wurde er durch seine Heirat einer der reichsten Männer des Landes. Als der erste Feldherr des Kontinents anerkannt, im öffentlichen Leben geehrt und geachtet, glücklich und erfolgreich in seinem Privatleben, hatte er, noch ehe er an die dreißig kam, alles erreicht, was Virginien ihm an Glück, Reichtum und Ehre geben konnte, eine Tatsache, deren er sich wohl bewußt war; denn es gab wohl keinen Menschen, der sein Glück mit vollerm Bewußtsein genoß als George Washington in jener Zeit.

Er gründete sein Heim in Mount-Vernon, das er noch

durch Ankauf verschiedener Ländereien vergrößerte, und dessen Bewirtschaftung er seine besten Kräfte widmete. Es ist wohl überflüssig zu bemerken, daß er auch damit Glück hatte, denn er hatte Erfolg mit allem, was er unternahm. Er liebte das Landleben und war der beste und wohlhabendste Pflanzer in Virginien, was wirklich schwerer zu erreichen war, als man denkt.

Ein erfolgreicher Pflanzer war in Virginien eine Seltenheit; denn das allgemein herrschende System der Bepflanzung war schlecht. Die Kultivierung eines einzigen, großen Handelsartikels, der durch rücksichtslose Ausnützung des Bodens leicht hervorgebracht wurde, und dessen Jahresernten an Wert sehr weit differierten, verleitete unwillkürlich zu Leichtsinne und Spekulation. Alles wurde auf weitgehenden Kredit, den die Londoner Kaufleute gaben, gekauft, und das verleitete ebenfalls zu Sorglosigkeit und Verschwendung. Der chronische Geschäftszustand eines Pflanzers waren Schulden, und der Mangel an Kapital machte die Führung seiner Geschäfte übermäßig teuer. Trotz aller Sorgfalt und guter Einteilung litt selbst Washington oft an Geldmangel, und es war nur seiner Gründlichkeit und Vorsicht zu verdanken, daß er vorwärts kam und Geld verdiente, während so viele seiner Nachbarn mit ihren Schulden kämpften und sich einem leichtfertigen Luxus hingaben, ohne sich heute darum zu kümmern, was das Morgen bringen würde.

Ein sehr viel ernsterer Übelstand als die schlechte Geschäftsführung, der damals wenig beachtet wurde, aber in Wirklichkeit das ganze Gesellschafts- und Geschäftssystem von Grund aus ruinierte, war die Art der Arbeit, durch die die Plantagen bebaut wurden. Jetzt weiß man, daß Sklavenarbeit die teuerste und schlechteste Art der Arbeit ist, die man anwenden kann. Mitte des 18. Jahrhunderts wurde dieses Übel aber noch nicht so erkannt, weder vom öko-

nomischen noch vom moralischen Standpunkt aus. Hier ist nicht der Platz, um ausführlich über die afrikanische Sklaverei in Amerika zu sprechen. Aber es ist wichtig, Washingtons Meinung über eine Einrichtung kennen zu lernen, die bestimmt war, einen so gewaltigen Einfluß auf das Land auszuüben, und sie in einem Moment in Betracht zu ziehen, wo die Sklaven einen praktischen Faktor in seinem Leben als virginischer Pflanzler abgaben.

Washington übernahm das System, wie er es vorfand, wie die meisten Menschen die sozialen Einrichtungen, in denen sie geboren sind, hinnehmen. Er war in einer Welt aufgewachsen, in der Sklaverei immer existiert hatte, und wo ihre Berechtigung niemals in Frage gestellt worden war. Solange er an der Grenze wohnte, mit Vermessungsarbeit und Kriegsdienst beschäftigt, hatte er niemals Gelegenheit, die Sache richtig in Erwägung zu ziehen, bis er sich plötzlich im Besitz großer Ländereien fand, deren Gedeihen von der Arbeit der Sklaven abhing. Die erste praktische Frage war daher, wie er diese Arbeit mit bestem Vorteil anwenden sollte. Ein Mann von seiner klaren Auffassungsgabe mußte schnell die Fehler des Systems entdecken, und die Folge war, daß er zunächst der Kleidung und Ernährung der Sklaven sowie ihrer allgemeinen Versorgung große Sorgfalt und Aufmerksamkeit widmete. Parkinson<sup>1)</sup> sagt einmal gelegentlich, daß Washington seine Sklaven rauh behandelte, sie hart anfuhr und seiner sehr strengen militärischen Disziplin seine Erfolge als Pflanzler verdanke. Der Erfolg war ohne Zweifel da, und die militärische Disziplin war es wohl auch, aber der Vorwurf der Härte ist von keiner anderen Autorität bestätigt worden. Ja, Parkinson selbst widerspricht sich; denn an anderer Stelle sagt er, daß Washington niemals einen Sklaven ge-

<sup>1)</sup> Tour in America, 1798–1800.

kauft oder verkauft habe, ein Beweis höchster und intelligentester Humanität, und er fügt noch der Charakterbeschreibung des Generals hinzu, daß er nicht nur „unfähig war, irgend etwas Unrechtes zu tun, sondern alle Menschen so behandelte, wie er von ihnen behandelt zu werden wünschte. Darum kann man kaum glauben, daß er einem Neger gegenüber nicht gerecht gewesen sein sollte.“ Das stimmt auch mit dem überein, was wir aus allen anderen Quellen erfahren. Human von Natur, hatte er großes Interesse und Mitleid mit diesen hilflosen Geschöpfen und behandelte sie mit Güte und Wohlwollen. Mit einem Wort, er war ein ebenso kluger und milder als erfolgreicher Gebieter und die Lage seiner Sklaven war glücklich und ihre Arbeit so lohnend, als es bei einem solchen System nur sein konnte.

So gingen die Jahre vorüber; es kam der Krieg und dann die Bildung der Regierung, und Washingtons Gedanken wendeten sich immer mehr und mehr, wie die Gedanken der meisten Männer dieser Zeit des Wechsels und neuer Ideen, der Frage der menschlichen Sklaverei in ihrer moralischen, politischen und sozialen Bedeutung zu. Die Entwicklung seiner Ansichten im einzelnen zu verfolgen, wäre überflüssig; es genügt, das Endresultat anzugeben, denn das Ergebnis seiner Behandlung und Erfahrungen ist wichtiger als der Denkprozeß, durch den er dazu gelangte. Washington gewann die Überzeugung, daß das ganze System durch und durch schlecht sei; auch stand es im völligen Widerspruch mit den Ideen, für welche die Revolution kämpfte und auf denen die Regierung der Vereinigten Staaten aufgebaut war. Mit einem für jene Tage und jene Dinge wunderbaren Scharfblick sah er voraus, daß die Sklaverei für die Vereinigten Staaten das Aufwachsen zweier absolut feindlicher Systeme bedeutete, sowohl in sozialer wie in

wirtschaftlicher Hinsicht, daß sie zu einem Kampf um die politische Oberherrschaft führen mußte, von der er fürchtete, daß er in seinem Verlauf die Union gefährden würde. Aus diesem Grunde war er gegen die Einführung der Sklavenfrage in die Debatten des ersten Kongresses, da er ihre Bedeutung erkannte und nicht glaubte, daß die Union oder die Regierung in jenen frühen Tagen die Gefahr einer solchen Frage aushalten würde.

Zugleich fühlte er, daß eine gründliche Lösung gefunden werden mußte oder unabsehbare Übel daraus entspringen würden. Das ihm innewohnende, unauslöschliche Unrecht des Systems ließ ihm sein Weiterbestehen unmöglich erscheinen. Solange es noch bestand, meinte er, daß das Gesetz, welchem es entsprang, aufrechterhalten werden mußte, da er glaubte, daß eine Verletzung desselben die Hinzufügung eines neuen Unrechtes zu dem alten bedeuten würde. Er bezweifelte auch, wie wir in einem späteren Kapitel erfahren werden, wo ein Gespräch von ihm mit John Bernard wiedergegeben wird, ob es möglich sein würde, die Neger, sowohl mit Rücksicht auf ihre eigene als auf die Sicherheit der Weißen mit einem Schlage aus dem gegenwärtigen Zustande der Unwissenheit, Unbildung und Hilflosigkeit zu befreien. Der Plan, den er hegte, und auf den er anscheinend seine ganze Hoffnung setzte, war das Unterbinden des Sklavenimports, dem eine allmähliche Befreiung folgen sollte, mit genügender Entschädigung für die Besitzer und einer angemessenen Erziehung für die Sklaven. Er teilte den Geistlichen Asbury und Cofe, als er sie in dieser Angelegenheit besuchte, mit, daß er für die Emanzipation sei und bereit sei, in diesem Sinne einen Brief an den Landtag zu schreiben<sup>1)</sup>. Er wünschte glühend, daß die ganze Bevöl-

<sup>1)</sup> Magazine of American History, 1880, S. 158.

ferung des Landes die gleiche Ansicht gewinnen möge; aber er schrieb an Lafayette, daß er bezweifle, ob er dieses Wunder noch erleben werde. Vor seinem Ende tat er alles, was in seiner Macht lag, um sie zu seinen Ansichten zu befehren, indem er bestimmte, daß nach dem Tode seiner Frau alle seine Sklaven freigelassen werden sollten. Aber sein Beispiel und Vorbild in dieser schwerwiegenden Angelegenheit blieben bei der nachfolgenden Generation jahrelang unbeachtet. Doch jetzt, wo die Sklaverei zur Freude aller Menschen nicht mehr existiert, dürfte es wohl angemessen sein, daran zu erinnern, daß in dieser schrecklichen Frage Washingtons Ansichten die eines humanen Mannes waren, der das Unrecht haßte, und eines vornehmen, weitblickenden Staatsmannes, der das Übel, das sein Land bedrohte, sorglich im Auge hatte.<sup>1)</sup>

Nach dieser kleinen Abschweifung wollen wir wieder zu dem virginischen Farmer zurückkehren, der sich bisher noch nicht den Kopf mit Gedanken über das Schicksal der Vereinigten Staaten oder mit Betrachtungen über die Rechte der Menschheit zerbrochen hatte, der aber um so eifriger bemüht war, ein ordentliches Einkommen aus seinen Gütern herauszuschlagen. Um dies zu erreichen, beschäftigte er sich sowohl mit dem Allgemeinsystem als mit den Details, nach dem alle Plantagen zu jener Zeit verwaltet wurden. Er suchte beständig nach Verbesserungen, stand früh auf, arbeitete unaufhörlich, überwachte jede Arbeit persönlich und führte seine Bücher mit wunderbarer Genauigkeit. Es war daher kein Wunder, daß seine Produkte überall gesucht waren, daß er stets großen Kredit hatte, und daß er soviel Geld verdiente, als es unter den bestehenden Umständen

<sup>1)</sup> Über Äußerungen von Washingtons Ansichten über Sklaverei siehe Sparks, Bd. VII, 414; Bd. IX, 159–163; und Bd. X, 224.

möglich war. Und wie Shakespeare nach Bischof Blougrams Aussage

„Spart er Geld und gab es aus,  
erkannt' den Wert der Dinge“,

und war weit entfernt von einer übersensitiven Verachtung des Geldes und der Güter dieser Welt, die er zwar nicht nach dem Wert, den niedrige Gemüter darin suchen, sondern nach ihrem wahren Werte schätzte. Er war damals ein zufriedener, vernünftiger, gleichmütiger Mann, der die Überzeugung hatte, daß alles, was er tat, wohlgetan war. So wirtschaftete er, ebenso wie er focht und regierte, besser als irgend jemand sonst. Während er so zu Hause seine Güter selbst verwaltete, ging er außerhalb beständig auf die Suche nach Kapitalsanlagen, behielt dabei die westlichen Länder im Auge und kaufte klug und umsichtig, wenn sich irgendeine Gelegenheit bot. Er machte sich auch jetzt wie später zum Fürsprecher der Soldaten, für die er die größte Sympathie und Liebe hatte. Ein großer Teil seiner Korrespondenz jener Zeit ist ihren Ansprüchen auf Ländereien, die ihnen der Landtag bewilligt hatte, gewidmet. Er merzte aber sorgfältig diejenigen unter ihnen aus, die nichts taugten. So schrieb er z. B. dem Major des Regiments, der bei den Great Meadows von dem öffentlichen Dank abgeschlossen worden war, folgendes: „Ihr unverschämter Brief wurde mir gestern übergeben. Da ich nicht gewohnt bin, solche Briefe von irgend jemand zu bekommen und mir eine solche Sprache auch persönlich nicht hätte gefallen lassen, ohne meiner Empörung deutlich Ausdruck zu geben, möchte ich Sie dringend davor warnen, mir ein zweites Mal in einem solchen Ton zu schreiben. Wenn Sie nicht zu dumm und beschränkt gewesen wären, hätten Sie aus der „Public Gazette“ ersehen müssen, daß Ihnen Ihre 10000 Acker Land voll bewilligt worden sind. Aber gesetzt den Fall, Sie wären

wirklich zu kurz gekommen, denken Sie, daß Ihr außergewöhnliches Verdienst Sie zu einer Bevorzugung vor den andern berechtigt hätte? . . . Ich ärgere mich nur, daß ich mich überhaupt mit einem so undankbaren Burschen wie Sie eingelassen habe."

Der Schreiber des betreffenden Briefes war, nebenbei bemerkt, derselbe Mann, von dem Mr. Weems und andere erzählen, daß er einmal vor seinen Soldaten niedergeschlagen wurde und dann seinen Angreifer um Entschuldigung bat. Man darf wohl annehmen, daß es gut für den Empfänger des Briefes war, daß er keine persönliche Auseinandersetzung mit dem Verfasser hatte, und es erscheint mehr als zweifelhaft, ob er später jemals eine solche nachgesucht hat. Denn Washington, so großmütig er war, hatte ein sehr hitziges Temperament, das für gewöhnlich im Zaume gehalten, gelegentlich einer Ungerechtigkeit, Frechheit oder Überverteilung um so heftiger hervorbrechen konnte. Er war ein friedlicher Mann, der ein friedliches Leben führte; aber die wilde Kampflust schlummerte nur in ihm, um dann plötzlich bei irgendeinem Unrecht in einer für den Übeltäter erschreckenden Form loszubrechen.

Ganz abgesehen von Geld und Gut und der Verwaltung öffentlicher und privater Angelegenheiten gab es noch viele andere Interessen, die alle ihren Anspruch an Washingtons Zeit und Gedanken erhoben. Er war ein sehr guter Ehemann und sorgte für seine Stiefkinder mit rührender Liebe. Er bewachte und behütete sie, und als die Tochter nach einer langen unheilbaren Krankheit 1773 starb, trauerte er um sie, als ob sie sein eigenes Kind gewesen wäre, mit der tiefen Zärtlichkeit einer stillen, innigen Natur. Dem Knaben John Custis war er von Anfang an Freund und Gefährte, und seine Briefe an den heranreisenden Jüngling sind ebenso weise wie wohlbedacht. Er widmete der Frage seiner Erziehung

viel Zeit und Überlegung, und nachdem er ihn von den besten Lehrern hatte erziehen lassen, brachte er ihn 1773 nach New York, wo er im Columbia-College immatriculiert wurde. Der junge Custis blieb aber nicht lange dort, denn er verliebte sich sehr bald und heiratete schon im folgenden Jahre Eleanor Calvert, nicht ohne einige Bedenken von seiten Washingtons, der den etwas leichtfertigen Charakter seines Mündels kannte und sich wegen seiner Zukunft Sorgen machte. Er war nach innen wie nach außen ein sehr zurückhaltender Mensch; aber er hatte in reichem Maße die wahre Liebe, die viel selbstloser und wirksamer arbeitet als eine, die, sich laut äüßernd, viel Lärm macht wie ein seichter Bach.

Aus den Versuchen, die er mit dem jungen Custis machte, geht hervor, daß Washington den Wert einer guten Erziehung sehr hoch einschätzte, und daß er das Wissen um seiner selbst willen achtete, wie es jeder ernstdenkende Mann tut. Er las gern gute Bücher — wenn ihm auch sein tätiges Leben nicht Zeit ließ, viel zu lesen — wie wir deutlich aus seinem kräftigen Englisch und seinen gelegentlichen Anspielungen sehen. Seine Londoner Aufträge zeigen, daß die ganze Einrichtung seines Hauses einen Mann von feinstem Geschmack verriet. Sein lebhafter Sinn für alles Schöne und sein unfehlbarer Instinkt für das, was sich schickt, sind überall deutlich erkennbar. Seine Kleidung, seine Einrichtung, seine Pferdegeschirre, die Sachen für die Kinder, alles zeigt dieselbe Neigung zur Einfachheit und doch den Hang, immer alles vom Besten haben zu wollen. Wir können jeden Menschen sehr gut aus der Einrichtung seines Hauses kennen lernen und aus den Bildern, die an seinen Wänden hängen; denn diese stummen Dinge sagen uns, wen von den Großen dieser Welt sein Besitzer bewundert, und weisen auf den Geschmack hin, der bei ihm am meisten ausgeprägt ist. Als

Washington zuerst mit seiner Frau nach Mount-Vernon kam, bestellte er von Europa die Büsten Alexanders des Großen, Karls XII. von Schweden, Julius Caesars, Friedrichs des Großen, Marlboroughs und des Prinzen Eugen, und weiter bestellte er die Statuetten von „zwei wilden Tieren“. Der Kombination von Soldat und Staatsmann galt vor allem seine Bewunderung, dann kommt der furchtlose, kühne, militärische Abenteurer und schließlich das Leben wilder Tiere und die Jagd. Jedenfalls kann der Geschmack des Mannes, der diese Aufträge erteilte, die zu uns aus der Vergangenheit herübersprechen, nicht mißverstanden werden.

Aber wie Washingtons Leben sich hauptsächlich im Freien abspielte, so auch seine Vergnügungen. Er liebte das frische Leben in der freien Natur, in Wald und Feld, und fand dort seine größten Freuden. Er schoß und fischte, aber ohne besondere Leidenschaft; sein Steckenpferd war die Hezjagd, die gleichzeitig seiner Liebhaberei für Pferde und Hunde und einer Passion für die heftigen Erregungen der Jagd entsprach, die für ihn erst durch Gefahren Reiz gewann. Er zeigte bei seinem Sport dieselbe Gründlichkeit und den Wunsch nach Vollkommenheit wie bei allem anderen; seine Ställe waren mit den besten Pferden, die Virginien liefern konnte, gefüllt. Da waren die Vollblutkutschpferde für Mrs. Washingtons Equipage, dann Magnolia, ein Vollblut-Araber, den Washington bei seinen Spazierritten benützte, ferner die Ponys für die Kinder und schließlich die edlen Jagdpferde Chinkling und Valiant, Ajax und Blueskin usw., alle sorgsam von der Hand ihres Herrn selbst in einer Liste verzeichnet. Sein erster Besuch des Morgens galt den Pferdeställen, der nächste dem Hundezwinger, um die Hunde, die auch alle ganz methodisch registriert und beschrieben waren, zu besichtigen und zu prüfen, so daß wir die Namen der Hunde Vulcan und Ringwood, Singer und Truelove,

Musik und Sweetlips, von deren Gebell die virginischen Wälder vor anderthalb Jahrhundert wiederhallten, heute noch kennen. Seine Hunde gaben ihm viel zu denken und wurden so systematisch nach Schnelligkeit, Spürsinn und Kraft ausgewählt, daß sie der Tradition nach in voller Jagd so dicht zusammenliefen, daß man sie, wie der klassische Ausdruck lautet, mit einem Bettuch hätte bedecken können. Die Meute jagte während der Saison dreimal in der Woche, gewöhnlich von Mount-Vernon aus, manchmal von Belvoir. Sie brachen bei Tagesanbruch auf, Washington in der Mitte seiner Hunde, großartig beritten, gewöhnlich auf seinem Favoriten Blueskin, einem kraftvollen, stahlgrauen Pferd von großer Schnelligkeit und Ausdauer. Er trug einen blauen Rock mit scharlachroter Weste, Buckskinhosen und eine Sammetmütze. Dicht hinter ihm kamen die Piköre, dann die benachbarten Herren mit den Damen, an ihrer Spitze wahrscheinlich Mrs. Washington in einem scharlachroten Kleid. So ritt er nach dem ausgewählten Fuchslager und ließ seine Hunde los. Bald hatten sie das Wild aufgestöbert, und dann begann das Jagen, gewöhnlich hinter einem grauen Fuchs, manchmal auch hinter einem großen schwarzen, der selten gefangen wurde. Das Terrain war meist wild und ohne Hecken, uneben und gefährlich passierbar für die Pferde, aber Washington machte es sich zur Regel, immer bei seinen Hunden zu bleiben. Vorsichtige oder ängstliche Reiter konnten, wenn sie Lust hatten, mit den Damen die Waldwege entlang galoppieren und sich hin und wieder mit einem Blick auf die Jagd begnügen, aber der Master ritt immer an der Spitze. Die Jagdteilnehmer waren oft nur gering an Zahl, aber Washington hielt Jagden ab, auch wenn er mit seinem Stiefsohn Custis ganz allein war. Seine Tagebücher wimmeln von Sporterinnerungen: „Ging jagen mit Jack Custis, fing einen Fuchs nach dreistündiger Jagd;

fand ihn in der Bucht." „Mr. Bryan Fairfax, Mr. Granson und Phil. Alexander kamen bei Sonnenaufgang zurück. Jagte und fing mit ihnen, Lord Fairfax, seinem Bruder und Oberst Fairfax, nebst Mr. Fairfax und Mr. Wilson aus England, einen Fuchs; die Herren dinierten nachher hier." Und wieder am 26. und 29. November: „Jagte wieder mit derselben Gesellschaft." „1768, d. 8. Jan. Jagte wieder mit derselben Gesellschaft. Stöberten einen Fuchs auf und jagten ihn 4 Stunden. Nahmen die Hunde von der Fährte bei Nachtanbruch." „15. Jan. Hühnerjagd." „16. Jan. den ganzen Tag zu Hause; Kartenspiel; es schneit." „23. Jan. Ritt nach Muddy Hole, ließ Wege zur Fuchsjagd aushauen." „12. Febr. Fang zwei Füchse." „13. Febr. Fang noch zwei Füchse." „2. März. Fang einen Fuchs mit verkürztem Schwanz und verschnittenen Ohren nach sieben Stunden Jagd, wobei fast alle Hunde versagten." „5. Dez. Fuchsjagd mit Lord Fairfax, seinem Bruder und Oberst Fairfax. Stöberte einen Fuchs auf und verlor die Fährte wieder. Dinierte in Belvoir und kam Abends wieder zurück." <sup>1)</sup>

So geht es weiter mit den Eintragungen; denn er jagte fast jeden Tag in der Saison, gewöhnlich mit Erfolg, immer aber mit großer Ausdauer. Wie alle echten Sportsleute hatte Washington ein Grauen vor unrechtmäßigem Sport irgendwelcher Art, und wenn er auch noch so selten mit dem Gewehr auf Jagd ging, so konnte er sich doch sehr über jeden Vagabunden ärgern, der in den kleinen Buchten auf seinen Besitzungen herumwilderte und ihm seine Enten wegschuß. Als er eines Morgens den Knall einer Flinte hörte, ritt er durch die Büsche und sah den Wilddieb gerade noch in einem Kanoe abstoßen. Der Kerl erhob sein Gewehr und

<sup>1)</sup> Ws. Tagebücher im Staatsdepartement.

zielte auf seinen Verfolger, worauf Washington, der kaltblütige, bedächtige Mann, wie wir ihn aus den Erzählungen kennen, mit seinem Pferde Hals über Kopf ins Wasser sprang, das Gewehr ergriff, das Kanoe erfaßte und, es nach dem Ufer lenkend, den Mann herausriß und ihn tüchtig durchprügelte. Wenn der Mann gleich klein beigegeben hätte, wäre er gewiß gnädig genug davongekommen; aber in dem Augenblick, wo er nach ihm zielte, erwachte in Washington wie immer in solchen Momenten die wilde Kampflust.

Die Jagdsaison war natürlich die der verschwenderischsten Gastfreundschaft. Sie brachte immer eine Masse Diners außerhalb mit sich; aber Mount-Vernon blieb doch der Hauptsammelpunkt, und seine stets offenen Türen ließen ebensoviel Leute herein, die über die Jagd nur plaudern wollten, als solche, die selbst zum Jagen kamen. Geselligkeit war die Regel und Einsamkeit die Ausnahme. Wenn die Familie einmal allein beim Diner war, trug Washington diese seltene Tatsache sorglich in sein Tagebuch ein, denn er war die Gastfreundschaft in Person, und obgleich er früh zu Bett ging, liebte er doch Geselligkeit und ein Haus voll Menschen. So zurückhaltend und verschlossen seine Natur auch sonst war, und so sehr er die Zurückgezogenheit liebte, soweit seine eigenen Gefühle und Gedanken in Betracht kamen, so war er doch weit davon entfernt, das, was die Welt einen einsamen Menschen nennt, zu sein. Er liebte Leben, Lustigkeit und Unterhaltung, er liebte Musik und Tanz oder ein Spielchen, wenn das Wetter schlecht war, und freute sich aufrichtig an der Anwesenheit junger Leute und seiner eigenen Freunde. So war Mount-Vernon immer voller Gäste, und sein Herr notierte in sein Tagebuch, daß er noch Butter kaufen müsse, obgleich er mehr als hundert Kühe hatte, eine Erfahrung, die wohl so mancher Gutsherr macht, und die darauf hindeutet, daß es niemals an Gesell-

schaft in diesem gastfreien, offenen Hause an dem Potomac fehlte.

Außerhalb der Grenzen seines eigenen Gutes hatte er auch allerlei Beschäftigung und Unterhaltung. Er war Mitglied des Abgeordnetenhauses und beteiligte sich mit Eifer an der Regierung der Kolonie. Ebenso eifrig war er in kirchlichen Angelegenheiten tätig, desgleichen in der Gemeindeversammlung, dem Sitz der Lokalregierung in Virginien. Wir hören von ihm auch als dem Unternehmer von Lotterien, die übliche Form, um Geld für irgendeinen lokalen Zweck zu beschaffen, die dort der direkten Besteuerung vorgezogen wurde. Mit einem Wort, er war auf das lebhafteste an allen öffentlichen Angelegenheiten beteiligt und erfüllte all die kleinen Pflichten, die seine Stellung verlangte, mit demselben Eifer, den er später dem Kommando großer Armeen oder der Regierung des ganzen Volkes entgegenbrachte. Aber er hatte nicht nur Geschäfte, sondern auch Vergnügungen außerhalb Mount-Vernons. Er liebte es, seine Nachbarn zu besuchen und sich an ihrer Gastfreundschaft zu erfreuen, wie sie es an der seinen taten. Wir hören von ihm im Gerichtsgebäude an den Gerichtstagen, wo sich alle Umwohner zusammenfanden, um den Rechtsanwälten zuzuhören und Neuigkeiten zu sammeln; aus Williamsburg erzählt uns sein Tagebuch von einer Reihe von Dinern, beim Gouverneur beginnend, von Besuchen im Klub und von einem regelmäßigen Besuch des Theaters, sobald nur Schauspieler in die kleine Hauptstadt kamen. Sowohl zu Hause wie außerhalb nahm er Anteil an allen ernstesten Angelegenheiten, an allem Interessanten und an jedem vernünftigen Vergnügen, das die Kolonie bot.

Alles in allem war es ein männliches, gesundes, vielseitiges Leben. Es erhielt Washington jung und stark, so-

wohl geistig wie körperlich. Noch mit 40 Jahren schleuderte er die Eisenstange bei einer sportlichen Veranstaltung in einem Dorfe so weit, daß ihm kein anderer gleichkam.

Kein Mann in ganz Virginien verstand es, ein Pferd so kraftvoll und sicher zu reiten wie er. Keiner war so gut zu Fuß wie er; kein anderer in Williamsburg konnte bei den Empfangsabenden des Gouverneurs so würdevoll repräsentieren, und keiner hatte den gleichen kraftvoll-elastischen Gang. Und wie sein Körper, so war auch sein Geist. Er rostete nie ein. Ein gelernter Zimmermann und Schmied, brachte er dem Schmieden des Eisens und dem Fällen und Zerfägen der Bäume dieselbe ruhige Besonnenheit und denselben festen Willen entgegen, die er bei den Kämpfen gegen Frankreich entfaltet hatte. Das Leben eines Landedelmannes machte ihn nicht stumpf und einseitig, noch verlockte es ihn zu rohen Ausschweifungen. Er blieb schlank und elastisch, stark und ausdauernd, scharf im Erfassen und Beurteilen der Dinge und warm in seinen Gefühlen und Neigungen. Mancher würde wohl träge und bequem in diesen Jahren ruhigen Landlebens geworden sein, aber Washington wurde nur immer reifer, und, wie alle sich langsam entwickelnden Menschen, wurde er stärker, fähiger und weiser in diesen glücklichen Jahren der Ruhe und des Wartens, die zwischen seiner Jugend und seinem Mannesalter lagen.

Während so das tägliche Leben sanft in Mount-Vernon dahinfließ, rauschte draußen der große Strom der öffentlichen Ereignisse. Er lief anfangs nach dem Kriege noch sehr ruhig, später aber mit immer stärker werdendem Brausen, das sich schließlich in ein drohendes Getöse verwandelte, als die Annahme des Stempelgesetzes im englischen Parlament in Amerika bekannt wurde. Washington hatte seine Pflichten als Abgeordneter stets sehr gewissenhaft erfüllt und besaß trotz seines Mangels an Rede- und Debattier-

kunst kraft seiner Persönlichkeit mehr Einfluß als irgendein anderes Mitglied des Repräsentantenhauses. Er war dabei, als Patrick Henry am 29. Mai 1765 seine berühmten Resolutionen vorbrachte und der königlichen Regierung in Worten, die über den ganzen Kontinent hallten, drohte. Die Resolutionen wurden angenommen, und Washington ging voll Sorge im Herzen nach Hause, um die politische Lage mit seinem Freund und Nachbarn, George Mason, einem der scharfsinnigsten und befähigsten Männer Virginiens, zu besprechen. Die unglaubliche Torheit der Politik, die sich in dem Stempelgesetz verkörperte, war Washington sofort klar. Mit jenem Scharfblick, der ihn besonders auszeichnete, entdeckte er, was bisher kaum einer geträumt hatte, daß Beharrlichkeit in diesem Kurs sicherlich zu einer gewaltsamen Trennung vom Mutterlande führen mußte, und es ist interessant, sich bei dieser Gelegenheit, wo er zum erstenmal berufen war, eine politische Frage von großer Bedeutung zu lösen, seinen Scharfblick und die Klarheit seiner Auffassung vor Augen zu führen. In allem, was er schrieb, war keine Spur eines ehrgeizigen Plänemachers, kein Drohen, kein Renommieren, weder schlecht angebrachte Niedergeschlagenheit noch übermäßige Hoffnungsfreudigkeit, sondern nur ein stilles Verstehen aller Umstände, ein völliges Freisein von Selbstbetrug und die Gabe, Tatsachen genau so zu sehen, wie sie waren. All dies ist charakteristisch für seine geistige Auffassung, und darauf müssen wir immer und immer wieder zurückkommen.

Die Widerrufung des Stempelgesetzes wurde von Washington mit ruhiger, aber aufrichtiger Freude aufgenommen. Er hatte „entsetzliche“ Resultate und „unselige“ Folgen von der Erzwingung des Gesetzes erwartet, und er sagte offen, daß er für diejenigen, die den Widerruf durchgesetzt hatten, ein Gefühl tiefster Dankbarkeit empfinde. Er war kein Agitator

und war in dieser Sache überhaupt nicht in den Vordergrund getreten; darum zog er sich wieder zu seinen Pflanzungen und seiner Jagd nach Mount-Vernon zurück und verfolgte von dort aus mit lebhaftem Interesse den Verlauf der Ereignisse. Die Gefahr, die in dem Vorbehalt des Prinzips lag, erschien ihm höchst bedenklich; er beobachtete in Boston die wachsende Stärke von dem, was die weisen Minister Georgs III. Aufruhr nannten; er bemerkte die Ankunft britischer Truppen in der aufrührerischen, puritanischen Stadt, und er sah deutlich genug, im Hintergrunde drohend, die schließliche Entscheidung durch die Waffen. Er schrieb an Mason (5. April 1769): „Zu einer Zeit, wo unsere hochmütigen Herren in Großbritannien sich mit nichts weniger als der Vernichtung der amerikanischen Freiheit begnügen wollen, muß irgend etwas geschehen, um den Schlag abzuwenden und die Freiheit zu erhalten, die wir von unseren Vorfahren übernommen haben. Aber wie man diesem Anschlag am erfolgreichsten begegnen soll, das ist die Frage. Daß keiner auch nur einen Augenblick Bedenken haben oder zögern sollte, seine Waffen in Verteidigung eines so teuren Gutes zu erheben, ist meine feste Überzeugung. Und doch sollten die Waffen, das möchte ich noch hinzufügen, die letzte Zuflucht, „le dernier ressort“ sein.“ Er befürwortete dann noch die Annahme des einzigen Mittelweges, des Nichtimportierens; aber er hatte nicht viel Vertrauen zu diesem Ausweg, obgleich er aufrichtig wünschte, daß das Mittel erfolgreich sein möchte.

Als der Landtag im Mai zusammentam, begrüßte er den neuen Gouverneur, Lord Botetourt, mit großer Herzlichkeit und brachte dann scharf und energisch gefaßte Resolutionen vor, in denen die eigenen Rechte und die von Massachusetts verteidigt wurden. Das Resultat war die sofortige Auflösung. Daraufhin begaben sich die Abge-

ordneten in das Gasthaus Raleigh, wo sie eine Anzahl Beschlüsse zu Gunsten der Nichtimportierung faßten und einen Bund gründeten. Die Resolutionen, die durch Washington vorgebracht wurden, waren das Resultat seiner stillen, ländlichen Spaziergänge mit Mason. Als der Augenblick zum Handeln gekommen war, trat Washington sofort in den Vordergrund und kehrte dann ruhig nach Mount-Vernon zurück, um wieder nach seinen eigenen Angelegenheiten zu sehen und den drohenden politischen Horizont zu studieren. Virginien hielt sich aber nicht streng an diesen ersten Beschluß über das Nichtimportieren und faßte später einen neuen. Washingtons Art jedoch war es nicht, Beschlüsse nur zum Schein zu fassen; denn in ihm steckte nichts vom Schauspieler; seine Beschlüsse waren ernst gemeint, und er selbst hielt sich streng daran. Weder Tee noch irgendein anderer der verbotenen Artikel war in seinem Hause erlaubt. Die meisten Führer machten sich den Ernst der Situation nicht klar; aber Washington, der stets mit scharfen, klaren Blicken vorwärts schaute, nahm alles grimmig ernst und war sich voll bewußt, daß mit dem Vortragen seiner Beschlüsse das letzte friedliche Mittel versucht war, und der nächste Schritt der Krieg sein mußte.

Trotzdem ging er ruhig wie gewöhnlich seinen vielen Geschäften nach und bewies seine alte Liebe für die Grenze durch eine Reise nach Pittsburgh wegen Ländereien und Ansprüchen von Soldaten und von dort den Ohio hinab und in die Wildnis hinein mit seinen alten Freunden, den Trappern und Pionieren. Er besuchte die indianischen Dörfer wie in den Tagen seiner französischen Mission und bemerkte bei den Wilden eine unheilbedeutende Ruhelosigkeit, die ähnlich wie das Flattern der Vögel beim herannahenden Sturm einem dumpfen Instinkt zu entspringen schien. Die Wolken teilten sich aber ein wenig unter der

gütigen Geschäftsleitung Lord Botetourts, um sich dann beim Antritt seines Nachfolgers, Lord Dunmore, wieder um so dichter zusammenzuballen. Mit beiden Männern stand Washington auf dem freundschaftlichsten Fuße. Er besuchte sie oft und wurde von ihnen um Rat befragt, wie es ja auch natürlich war, daß sie den einflußreichsten Mann innerhalb ihrer Machtsphäre um Rat fragten. Trotzdem war er auf seiner Hut, beobachtete alles und las sorgfältig die Nachrichten, die aus dem Norden eintrafen. Binnen kurzem hörte er, daß Teekisten im Hafen von Boston herumschwämmen, und von jenseits des Wassers kam die Kunde von der Hafensbill und anderen Maßregeln, die bestimmt waren, die kleine rebellische Stadt niederzuzwingen.

Als das virginische Repräsentantenhaus wieder zusammentraf, gratulierten die Abgeordneten dem Gouverneur zur Ankunft Lady Dunmores, und während alles im besten Gange war, kam plötzlich ein Brief von dem korrespondierenden Komitee, das Washington geholfen hatte einzusetzen, und meldete die Maßregeln gegen Boston. Alles andere wurde nun schnell beiseite geschoben, ein energischer Protest abgefaßt und der 1. Juni, der Tag, an dem die Hafensbill in Kraft treten sollte, zu einem Fast- und Betttag bestimmt. Die erste Folge dieses Beschlusses war die sofortige Auflösung des Hauses; die nächste war ein weiteres Zusammentreffen in dem großen Zimmer des Raleigh-Gasthauses, bei dem die Bostoner Bill verurteilt wurde, neue Resolutionen der Nichtimportierung gefaßt wurden und das korrespondierende Komitee beauftragt wurde, Schritte zur Einberufung eines allgemeinen Kongresses zu tun. Die Ereignisse drängten jetzt mit beängstigender Schnelligkeit vorwärts. Washington dinierte noch denselben Abend mit Lord Dunmore, ritt mit ihm und erschien den nächsten Abend auf dem Ball von Lady Dunmore. Es war nicht seine Art,

es jemandem nachzutragen, wenn er politisch mit ihm nicht übereinstimmte, oder den Anstand seiner Beweggründe in Frage zu ziehen. Aber als der 1. Juni kam, notierte er in sein Tagebuch, daß er den ganzen Tag gefastet und dem Gottesdienst beigewohnt habe. Er meinte es immer so, wie er sagte; denn er war eine schlichte Natur, und wenn er fastete und betete, so lag darin eine ernste Bedeutung, etwas, das Seine Excellenz der Gouverneur, der den Umgang mit diesem angenehmen Gesellschafter und weisen Ratgeber liebte, hätte berücksichtigen sollen, anstatt es, wie es wohl der Fall war, ganz unbeachtet zu lassen. Er hätte sich überlegen müssen, was er ohne Zweifel versäumte, daß, wenn Männer wie George Washington wegen politischer Sünden fasten und beten, es für ihre Gegner an der Zeit ist, auf ihrer Hut zu sein.

Inzwischen hatte Boston Aufforderungen ergehen lassen, zwischen den Kolonien eine Liga zu bilden, und daraufhin wurde ein weiteres Zusammentreffen im Raleigh-Gasthaus abgehalten und ein Brief geschrieben, der den Abgeordneten riet, die Frage einer allgemeinen Liga zu besprechen und die Stimmung ihrer verschiedenen Grasschaften auszuforschen. Virginien und Massachusetts hatten sich jetzt die Hand gereicht und rissen die anderen Kolonien unwiderstehlich mit sich fort. Was Washington anlangt, so kehrte er nach Mount-Vernon zurück und machte sich, wie er es übernommen hatte, sofort daran, die öffentliche Meinung seiner Grasschaft zu erkunden. Ehe er das tat, hatte er noch einen Briefwechsel mit seinem alten Freunde Bryan Fairfax. Die Familie Fairfax nahm natürlich Partei für das Mutterland, und Bryan war sehr schmerzlich bewegt über das Vorgehen Virginien und erhob energisch Einspruch durch einen heftigen Brief gegen gewaltsame Maßregeln. Washington erwiderte ihm: „Scheint es nicht klar wie die Mittagssonne,

daß ein regelrechter, systematischer Plan besteht, uns die Besteuerung durch das Mutterland aufzuzwingen? Spricht nicht das einheitliche Verhalten des Parlaments schon seit einigen Jahren dafür, daß es sich so verhält? Geht es nicht aus allen Debatten im Unterhause, aus den Reden der Regierungspartei und besonders aus denen, die uns eben zugegangen sind, deutlich hervor, daß Amerika besteuert werden soll, um England in seinen Geldnöten zu helfen, und daß dieses keine eigenen Hilfsquellen mehr besitzt? Kann man danach noch irgend etwas von einer Petition erwarten? Ist nicht der Angriff auf die Freiheit und den Besitz von Boston, ehe noch der Ersatz des Verlustes der India Company verlangt wurde, ein klarer und überzeugender Beweis des Ziels, nach dem sie streben? Zeigen uns nicht die folgenden Anträge (jetzt darf ich wohl sagen Beschlüsse), nach welchen die Massachusetts Bay ihres Freibriefs beraubt worden ist und wonach jeder Übertreter nach anderen Kolonien oder nach Großbritannien geschafft werden soll, wo der Sachlage nach keine Gerechtigkeit erwartet werden kann, daß die Regierung unter allen Umständen ihren Willen durchsetzen will? Sollten wir da nicht unseren Mut und unsere Stärke der schwersten Probe aussetzen?" Er sei, fuhr er fort, zu allem bereit, außer zur Konfiskation britischer Schulden, die ihm als unehrenhaft erschien. Das waren deutliche, inhaltsreiche Fragen, aber was uns daran und in all seinen Briefen aus dieser Zeit auffällt, ist das Fehlen konstitutioneller Streitpunkte, die damals überall in Amerika diskutiert wurden. Er beschränkt sich auf eine unmittelbare Darstellung der großen politischen Frage, die allem zugrunde lag. Washington ging immer gerade auf sein Ziel los, und so sah er jetzt auch durch all den Staub juristischen und konstitutionellen Streites, daß das einzige wirkliche Streitobjekt das war, ob es Amerika er-

laubt werden sollte, sich selbst in seiner eigenen Weise zu regieren oder nicht. In den Handlungen des Ministeriums sah er eine Politik, die nach ausschlaggebender Macht strebte, und er glaubte, daß es nur ein Resultat haben könnte, wenn das Ministerium auf einer solchen Politik bestände.

Die Versammlung der Grasschaft Fairfax wurde abgehalten, und Washington präsiidierte. Die üblichen Resolutionen für die Selbstregierung und gegen die gehässigen Maßnahmen gegen Massachusetts wurden angenommen. Union und Nichtimportierung wurden befürwortet; dem Kongreß, für den sie eintraten, wurde anempfohlen, eine Petition und einen Protest an den König zu schicken und ihn zu bitten, „in dieser letzten Stunde noch einmal alles reiflich zu erwägen“. Alles sollte versucht, alles sollte getan werden; aber wo Washington zugegen war, wurde das äußerste Mittel nie aus den Augen verloren, und der letzte Satz der Resolutionen der Grasschaft Fairfax war sehr charakteristisch für den Leiter der Versammlung. Zwei Tage später wiederholte und erweiterte er dem würdigen, immer noch remonstrierenden Bryan Fairfax seine früheren Fragen und fügte hinzu: „Gab nicht General Gages Verhalten seit seiner Ankunft dadurch, daß er die Denkschrift seines Rates zurückwies und eine Proklamation erließ, die sich besser für einen türkischen Pascha als einen englischen Gouverneur geeignet hätte, worin er es als Hochverrat erklärte, sich in irgendeiner Weise zusammen zu tun, bei der der Handel von Großbritannien berührt würde, — gab dies Verhalten nicht einen beispiellosen Beweis des allerdespotischsten Systems von Tyrannei, die jemals in einem freien Lande ausgeübt worden ist? . . . Sollen wir nun noch nach Hilfe jammern, nachdem wir bereits alles umsonst versucht haben? Oder sollen wir stillsitzen und zusehen, wie eine Kolonie nach der anderen ein Opfer des Despotismus wird?“ Die Kämpfernote des

Mannes regte sich. Das war kein rasches, unbedachtes Vorwärtsgelien, kein törichtes Schreien nach Krieg noch Verhüllen des wirklichen Streitgrundes, das war nur ein klares Vorhersehen der Dinge, das durch nichts getrübt werden konnte, und ein Erfassen der Tatsachen, das nichts irre machen konnte.

Am 1. August war Washington in Williamsburg, um seine Grafschaft in der Versammlung der Abgeordneten von ganz Virginien zu vertreten. Die Versammlung nahm Beschlüsse ähnlich den Resolutionen der Grafschaft Fairfax an und wählte Abgeordnete für einen allgemeinen Kongreß. Der große Schweiger trat nun in Aktion. Er „hielt die glänzendste Rede, die je gehalten worden ist,“ und sagte darin: „Ich werde tausend Mann ausheben, sie mit eigenen Mitteln unterhalten und sie zum Entsatz nach Boston führen.“ In dieser Lage brachte er es fertig, mit Feuer und Energie zu sprechen, er, der sonst so ruhig und zurückhaltend war. Sobald es wirklich etwas zu sagen gab, konnte er es so sagen, daß es alle, die ihm zuhörten, packte, weil sie hinter den Worten die Herrschernatur fühlten. Er sah dem schrecklichen Ausgange ernst und fest entgegen; aber sein Blut war in Wallung, die Kampflust in ihm war erwacht, und die Versammlung erwählte ihn zu einem der sechs Abgeordneten Virginien für den allgemeinen Kongreß. Er blieb noch zurück, um einige Anordnungen in Mount-Vernon zu treffen, und schrieb noch einen Brief an Fairfax, der uns interessiert, da er die Geistesstärke zeigt, mit der er aus den spärlichen Zeitungsberichten den Charakter Gages und der Opposition in Massachusetts erkannte. Dann reiste er nach dem Norden ab, um den ersten Schritt auf dem langen und schwierigen Pfade, der vor ihm lag, zu unternehmen.

## 5. Kapitel.

### Übernahme des Kommandos.

Es war an einem heißen Tage gegen Ende des August, als eines Morgens eine Gesellschaft von drei Herren von Mount-Vernon abritt, um die lange Reise nach Philadelphia anzutreten. Unwillkürlich kommt einem der Gedanke, ob Washington nicht eine leise, etwas traurige Erinnerung aufstieg, als er an das letzte Mal dachte, wo er gen Norden geritten war, vor beinahe zwanzig Jahren. Damals war er ein fröhlicher, junger Soldat gewesen, und er und seine Adjutanten ritten freudig durch den Wald, trotzdem sie einer unangenehmen Auseinandersetzung entgegengingen. Ihre glänzenden Uniformen und die blitzenden Tressen und Waffen leuchteten im Sonnenschein über den Weg, während sie im voraus alle Freuden der Jugend besprachen, die sie in dem neuen Lande erwarteten. Jetzt war er in bester Manneskraft und sah mit prophetischen Augen in die Zukunft, nüchtern, wie es seine Art war, wenn kommende Verantwortlichkeit seinen Pfad dunkel überschattete. Mit ihm ritten der vier Jahre jüngere Patrick Henry und Edmund Pendleton, der jetzt schon über sechzig Jahre zählte. Alle waren schweigsam und ohne Zweifel in ernster Stimmung; aber Washington war der ernsteste von ihnen, weil er wahrer gegen sich und andere war und klarer voraussah, was kommen mußte. So

machten sie die Reise gen Norden und trafen an dem denkwürdigen 5. September mit ihren Brüdern aus den anderen Kolonien in Carpenter's Hall in Philadelphia zusammen.

Der Kongreß tagte 51 Tage und beschäftigte sich mit Debatten und Verhandlungen. Schwerlich haben sich fähigere, ehrenwertere oder bedeutendere Männer jemals versammelt, um über das Schicksal einer Nation zu entscheiden. Nach vielen großen, ernstesten und erschöpfenden Debatten gelangten sie zu einer Erklärung der Kolonialrechte in einer Adresse an den König, einer zweiten an das kanadische und einer dritten an das englische Volk — meisterhafte, staatsmännische Aktenstücke, die selten übertroffen worden sind und selbst England Bewunderung abnötigten. Soweit wir heute ermitteln können, hatte Washington keinen Anteil an diesen Verhandlungen und Dokumenten. Im Kongreß verhielt er sich schweigsam, und wenn er von den Komitees um Rat gefragt worden ist, was ohne Zweifel der Fall war, so haben wir heute keine Kunde mehr davon. Einfache Tatsache ist es, daß seine Zeit noch nicht gekommen war. Er sah, daß Männer von scharfem Geiste, freier Anschauung, patriotischer Gesinnung, in juristischen Dingen erfahren und mit historischem Sinne begabt, die Arbeit, die der Augenblick erforderte, in der bestmöglichen Weise leisteten. Wenn irgend etwas falsch ausgeführt oder vergessen worden wäre, so hätte Washington seine Stimme schnell genug erhoben und wieder eine „der glänzendsten Reden, die jemals gehalten worden sind,“ gehalten, wie erst kurz vorher im virginischen Landtag. Wenn es nötig war, konnte er öffentlich sprechen, aber jetzt war es nicht nötig, und nichts rüttelte ihn dazu auf. Die Arbeit des Kongresses folgte dem Zuge der Politik, die im virginischen Landtage angenommen worden war, und diese stimmte wieder mit den Beschlüssen der Grafschaft Fairfax überein, so daß Washington nur zufrieden

sein konnte. Er verbrachte seine freie Zeit, wie wir aus seinem Tagebuche ersehen, mit Besuchen bei den Abgeordneten der anderen Kolonien, um Informationen über ihre Ansichten und Ziele und die der Wähler, welche sie vertraten, zu erlangen. Er arbeitete im stillen für die Zukunft, da gegenwärtig alles in den besten Händen lag. Dieser schweigsame Mann, der bald hier, bald dort war und bald mit diesem oder jenem Mitglied in angenehmer Weise plauderte, machte in einer oder der anderen Weise einen tiefen Eindruck auf die Abgeordneten; denn Patrick Henry sagte: „Wenn man nach soliden Kenntnissen und gesundem Urteil geht, so ist Oberst Washington zweifellos der bedeutendste Mann des Hauses.“

Wir besitzen aus dieser Zeit einen Brief, der deutlich zeigt, welcher Meinung Washington war, und wir sehen wieder, wie seine Energie wuchs, als er mehr und mehr einsah, daß das Ultimatum unvermeidlich sei. Der Brief ist an einen britischen Offizier in Boston und alten Freund, den Hauptmann Mackenzie, gerichtet. „Erlaube mir, mit dem Freimut eines Freundes“, so begann er, „(denn Du weißt ja, daß ich Dich immer hochgeschätzt habe), Dir meinen Kummer darüber auszudrücken, daß das Schicksal Dich in den Dienst einer Sache gestellt hat, deren Führern der ewige Fluch der ganzen Menschheit anhaften muß, und wenn Ihr Erfolg habt, (was, nebenbei gesagt, unmöglich ist), so werden die Verwünschungen auch jeden Helfer des Verbrechens treffen.“ Das war deutlich gesprochen und nicht übermäßig friedfertig, wie man gestehen muß. Er fuhr dann fort: „Laß mich noch hinzufügen, und ich glaube, ich kann es Dir als eine feste Tatsache mitteilen, daß es weder der Wunsch noch die Absicht dieser Regierung [Massachusetts] oder irgendeiner anderen auf diesem Kontinent ist, einzeln oder gemeinsam für uns die Unabhängigkeit zu erstreben; aber zu gleicher

Zeit kannst Du Dich darauf verlassen, daß keine davon den Verlust jener wertvollen Rechte und Privilegien über sich ergehen lassen wird, die unbedingt notwendig zum Glück eines jeden freien Staates sind, und ohne die Leben, Freiheit und Besitz vollständig im Unsichern stehen. . . . Weiter laß mich hinzufügen, daß ich der Ansicht bin, daß in dieser Angelegenheit mehr Blut vergossen werden wird, wenn das Ministerium beschließt, die Sache bis zum äußersten zu treiben, als nach den geschichtlichen Annalen Nordamerikas jemals bisher geflossen ist, daß ferner dem Frieden dieses großen Landes eine so tiefe Wunde beigebracht werden wird, daß selbst die Zeit sie nicht heilen oder die Erinnerung an sie jemals auslöschen kann.“ Washington war kein politischer Agitator wie Sam Adams, der mit unbeirrter Klugheit auf die Unabhängigkeit hinarbeitete. Im Gegenteil, er sprach die Wahrheit, wenn er erklärte, daß die Unabhängigkeit nicht gewünscht würde. Aber obgleich er dafür war, Verhandlungen jeglicher Art und jedes friedliche Mittel zu versuchen, so fühlte er augenscheinlich doch, daß jetzt nur noch ein Ausweg möglich und die gewaltsame Trennung vom Mutterlande unvermeidlich sei. Hier ist der Punkt, in dem er von seinen Genossen und der großen Masse des Volkes abwich, und dieser geistigen Wahrhaftigkeit verdankte er seine Weisheit und seinen weiten Blick ebenso wie seine Erfolge, als die Zeit für ihn kam, die Hand an den Pflug zu legen.

Als der Kongreß vertagt wurde, kehrte Washington nach Mount-Vernon zurück zu den Beschäftigungen und Vergnügungen, die er liebte, zu seiner Familie und seiner Farm, zu seinen Hunden und Pferden, mit denen er manch fröhliche Jagd unternahm, die letzten, die er auf Jahre hinaus genießen sollte. Er kehrte auch zurück, um abzuwarten, zu wachen und zu sehen, wie die Kriegswolken im Osten immer drohender

wurden. Als der virginische Landtag wieder zusammentrat, wurden Beschlüsse zur Ausrüstung und Ausbildung von Mannschaften gefaßt, und Henry erklärte, indem er für sie eintrat, daß nur ein Aufruf an die Waffen und an den „Herrn der Heerschaaren“ übrig bleibe. Washington sagte nichts, war aber Mitglied des Komitees, das einen Verteidigungsplan entwerfen sollte, und begann dann, die Freikorps, die überall im Entstehen begriffen waren, zu inspizieren. Zur selben Zeit schrieb er an seinen Bruder John, der eine Kompanie zusammengebracht hatte, daß er den Befehl über dieselbe übernehmen wolle, falls es gewünscht würde, da es seine „ehrliche Absicht sei, wenn nötig, Leben und Gut für die gute Sache, die wir vertreten, einzusetzen“. In Mount-Vernon begannen seine alten Kameraden aus dem Kriege gegen Frankreich aufzutauchen, um Ermutigung und Unterstützung bei ihm zu finden. Dorthin kam auch Charles Lee, ein typischer militärischer Abenteurer jener Zeit, der, ein geborener Engländer, in den Diensten der verschiedensten Nationen gestanden hatte, ein glänzender, launenhafter und unausgeglichener Mensch. Auch Horatio Gates erschien, ebenfalls ein Engländer, der in seiner Laufbahn zu Hause Schiffbruch gelitten hatte, zwar weniger abenteuerlustig als Lee, aber auch weniger glänzend und nicht viel wertvoller.

So ging der Winter hin, der Frühling begann, und gegen Ende April reiste Washington wieder nach Norden ab, beschäftigt mit gewissen Nachrichten aus Lexington und Concord, die sich gerade damals über das ganze Land verbreitet hatten. Er sah klar genug, was sie zu bedeuten hatten, und als er die Tatsache festgestellt hatte, daß die Kolonisten kämpften, und zwar gut kämpften, schrieb er an George Fairfax in England: „Der Gedanke stimmt traurig, daß der eine Bruder sein Schwert in die Brust des anderen

gestoßen hat, und daß die einst so glücklichen, friedlichen Kolonien Amerikas entweder in Blut getaucht oder von Sklaven bewohnt werden müssen. Eine trübe Alternative! Aber darf ein ehrenwerter Mann bei der Wahl zögern?" Der Kongreß jedoch glaubte, daß noch recht viel Zeit übrig sei, sowohl für ehrenwerte Männer als auch für andere, so daß sie nach Art dieser Menschen beschloßen, noch etwas länger zu debattieren und zu verhandeln, ehe sie einen entscheidenden Schritt unternahmen. Nach großem Widerstand und langen Diskussionen wurde eine zweite „ehrerbietige und pflichtgetreue Petition“ an den König angenommen, aber im krassen Gegensatz dazu zur selben Zeit ein Bündnis geschlossen, worauf der Kongreß begann, die oberste Gewalt, mit der er bekleidet war, auszuüben. Die drückendste und lästigste Frage war, wie man sich mit der Armee, die Boston einschloß, und mit den bereits ausgebrochenen Feindseligkeiten abfinden sollte.

Washington seinerseits ging ruhig seinen Weg, sagte nichts, beobachtete aber viel und hatte als Vorsitzender des Militärkomitees viel zu tun, da er Pläne für die Verteidigung und die Aushebung einer Armee ausarbeitete. Eine einzige Handlung Washingtons fällt in dieser kritischen Zeit bedeutsam in die Augen. Bei diesem zweiten Kongreß nämlich erschien er stets in der blau und gelben Uniform eines virginischen Obersten. Auf diese Weise gab er seine Ansicht kund, daß die Stunde zur Tat gekommen sei, und daß er wenigstens zum Kampfe bereit sei, sobald der Ruf an ihn erginge.

Bald darauf wurde er berufen. Müde des Wartens, hatte John Adams endlich erklärt, daß der Kongreß die Aufstellung einer Armee billigen, und Washington, der bei der Nennung seines Namens den Saal verließ, zum Oberbefehlshaber ernennen müsse. Am 15. Juni wurden formelle Anträge

nach dieser Richtung hin gestellt und einstimmig angenommen; am Tage darauf erschien Washington vor dem Kongreß und nahm den verantwortlichen Posten an. Seine Rede war kurz und einfach. Er gab dem Gefühl seiner eigenen Unzulänglichkeit für die Aufgabe Ausdruck und erklärte, daß ein pekuniärer Vorteil ihn nicht veranlassen könne, das Kommando zu übernehmen, daß er daher jede Bezahlung oder Belohnung ablehne und von dem Kongreß nur die Bestreitung seiner Unkosten erwarte. In demselben Geiste schrieb er an seine Soldaten in Virginien, an seinen Bruder und endlich auch in schlichten, ergreifenden Worten an seine Frau. Das war keine falsche Bescheidenheit, sondern wirklich ernstes Mißtrauen gegen sich selbst; denn Washington erkannte und beurteilte die Größe seiner Aufgabe besser als irgendein anderer. Er wußte, daß er den besten Truppen Europas gegenüberstehen würde, und hatte aus Erfahrung gelernt, daß er sich, wenn die erste Begeisterung vorüber war, auf ein Volk verlassen mußte, das zwar tapfer und patriotisch, aber auch ohne Disziplin, ungeübt und unvorbereitet auf den Krieg war, ohne Geldmittel, ohne Waffen, ohne Bundesgenossen oder Kredit dastand und sich in selbstsüchtigen, lokalen Interessen zersplitterte. Keiner konnte das besser beurteilen als er mit seinem Überblick über die tatsächliche Lage, und doch sah er der Pflicht fest entschlossen ins Auge. Er wies sie nicht von sich, weil er sich selbst unfähig fühlte; mußte er sich doch in seiner Aufrichtigkeit gestehen, daß kein anderer Amerikaner auch nur ein Zehntel seiner Fähigkeiten, Erfahrungen oder militärischen Leistungen aufweisen konnte. Er wußte, was kommen mußte, wußte es ohne Zweifel schon in dem Augenblicke, als er seine Uniform zum ersten Male anzog, und er nahm das Kommando sofort an.

John Adams spricht in seiner Autobiographie von der

Notwendigkeit, einen General aus den Südstaaten zu wählen, und erwähnt gleichzeitig, daß sich sogar unter den virginischen Abgeordneten Opponenten gegen die Wahl Washingtons fanden. Es besteht wohl kein Zweifel darüber, daß aus Gründen politischer Art ein Virginier genommen wurde. Jedoch kam dieser Widerspruch, selbst wenn er überhaupt bestand, nie zum Ausdruck, ausgenommen bei John Hancock, der in sonderbarer Eitelkeit diesen verantwortungsvollen Posten für sich selbst in Anspruch nehmen zu dürfen glaubte. Als Washington vorgeschlagen wurde, rührte sich keine Opposition; denn es gab keinen, der auch nur einen Augenblick einen Vergleich mit Washingtons Fähigkeiten ausgehalten hätte. Seine Wahl war unvermeidlich, das fühlte er auch selbst. Er sah sie kommen und hätte sich wohl gern dieser großen Aufgabe entzogen; aber der Gedanke an Ablehnung kam ihm nicht in den Sinn. Da er völlig frei von konstitutionellen Spitzfindigkeiten war, bemerkte er wohl, daß ein absolutes Parlament seine Herrschaft über die Kolonien auszudehnen gedachte. Dem aber wollte er sich nicht unterwerfen, und er wußte, daß diese Frage nur durch Nachgeben der einen Partei oder durch den furchtbaren Appell an die Waffen gelöst werden konnte. Es war eine Frage der Wirklichkeit, der harten, unerbittlichen Wirklichkeit, die nun durch den Krieg entschieden werden sollte, und auf ihm lag die Bürde, die Sache seines Landes zu führen. In diesem Geiste nahm er sein Kommando auf sich und ritt zur Inspizierung der Truppen ab.

Mit lautem Jubel wurde er begrüßt, wohin er auch immer kam. Die Menschen werden oft durch Äußerlichkeiten beeinflusst, und wer Washington in den Straßen von Philadelphia sah, fühlte seinen Mut wachsen und sein Herz fest werden bei dem Anblick der männlichen, kraftvollen Gestalt, die hoch zu Pferde an ihm vorbeiritt, stattlich, würdevoll

und selbstbeherrscht. Das Volk sah zu ihm auf in dem Vertrauen, daß er würdig und fähig sei, alles zu wagen und alles zu leisten.

Am 2. Juli machte er sich in Begleitung von Lee, Schuyler und einem glänzenden Gefolge auf den Weg. Er war noch keine zwanzig Meilen geritten, als ihn die Nachrichten von dem Gefecht bei Bunker Hill erreichten. „Hat die Miliz gekämpft?“ fragte er sofort in seiner charakteristischen Weise, und als die Frage bejaht wurde, rief er aus: „Dann ist die Freiheit des Landes gerettet.“ Washington fühlte, daß er, wenn erst einmal die Kampfesbegeisterung geweckt war, alles erreichen konnte. Erfüllt von dieser wichtigen Nachricht eilte er nach Newark, wo er von einem Komitee des Provinzialkongresses empfangen wurde, das den Oberbefehlshaber nach New York begleiten sollte. Hier weilte er lange genug, um Schuyler das Kommando der militärischen Angelegenheiten dieser Kolonie zu übergeben, nachdem er sich auf seinem Wege mit ihrer verwickelten sozialen und politischen Lage gründlich beschäftigt hatte. Auf seiner weiteren Reise durch Connecticut kam er nach Watertown, wo er am 21. Juli von dem Provinzialkongreß von Massachusetts mit dem Ausdruck der Verehrung und des Vertrauens begrüßt wurde. Mit dieser Zeremonie hielt er sich kaum eine Stunde auf, sondern ritt nach dem Hauptquartier in Cambridge, und als er die Reihen der Soldaten erreichte, kündete das Jubelgeschrei der Mannschaften und der Donner der Kanonen den Engländern in Boston seine Ankunft an.

Am folgenden Tage ritt er angesichts einer großen Menge aus, um eine Truppenparade abzuhalten, zog dann sein Schwert unter der historischen Ulme und übernahm dabei das Kommando. „Seine Exzellenz“, schrieb Dr. Thatcher in sein Tagebuch, „war in Begleitung einiger Offiziere zu Pferde. Es war leicht, ihn von allen andern zu unter-

scheiden; denn er ist groß und gutgewachsen, und sein Gesichtsausdruck ist wahrhaft edel und majestätisch.“ „Er ist groß und von konziliantem, gewandtem Wesen“, hatte der Engländer treugesinnte Curwen einige Wochen vorher bemerkt, während die warmherzige, kluge Mrs. John Adams nach der Ankunft des Generals an ihren Mann folgende Zeilen schrieb: „Würde, Gewandtheit und Selbstbewußtsein vereinigen sich bei diesem ritterlichen Soldaten zu einem schönen Ganzen. Jede Linie, jeder Zug seines Gesichtes verrät Bescheidenheit. Mir kamen sofort Drødens Worte in den Sinn:

„Sieh seine majestätische Gestalt! Er ist ein Tempel,  
Durch die Geburt geheiligt und von Götterhand gebaut;  
Sein Auge zeigt den göttlich klugen Geist, der in ihm wohnt,  
Und auch die äußere Gestalt ist dieses Geistes wert.“

Die Dame, der Jurist, der Arzt, der Patriot und der Tory, alle geben daselbe Urtheil ab, und wie sie fühlte ganz Neu-England. Als Sklavenbesitzer, Aristokrat und Anhänger der anglikanischen Kirche kam Washington nach Cambridge, um, auserwählt vor allen amerikanischen Generälen, das Oberkommando der neuenglischen Armee zu übernehmen, unter einem demokratischen Volke, das hart arbeitete und eine einfache Lebensweise führte, dessen Mitglieder Dissenter vom reinsten Wasser waren und die bischöfliche Kirche für ebenso schlimm als das Papsttum und für vollständig gleichbedeutend mit dem Cornsmus hielten. Dennoch kam das Jubelgeschrei, das die Soldaten und das Volk an diesem schönen Julimorgen auf den Wiesen bei Cambridge erschallen ließen, ohne mißtönenden Beiflang von Herzen. Einige der politischen Führer murrten später über Washington; aber Soldaten und Volk, hoch und niedrig, reich und arm blieben ihm in unbegrenzter Anhänglichkeit treu. Auf den Schlachtfeldern und durch acht Jahre politischer Streitigkeiten hindurch standen die Männer Neu-Englands auf seiten

des großen Virginiers mit einer Verehrung und Treue, die an keinen Abfall dachte. Hier tritt uns wieder ganz klar die Persönlichkeit des mächtigen Mannes entgegen, der sich so unmittelbar die Anhänglichkeit dieses von Natur kalten und zurückhaltenden Volkes zu eigen zu machen verstand. Was sahen sie eigentlich an ihm, das ihnen auf einmal ein so großes Vertrauen einflößte? Sie sahen einen schlanken, schönen Mann in einfacher Uniform, der über der Brust ein breites blaues Seidenband trug, welches mancher als Merkmal und Symbol eines gewissen feierlichen Bundes und Übereinkommens betrachtet haben mag, eines Bundes, der in der Englisch sprechenden Welt einst von großer Bedeutung war. Sie sahen seine ruhige, stolze Haltung und bemerkten in jedem Zuge seines Gesichtes die Zeichen von Kraft und Mut. Dennoch muß es noch etwas mehr gewesen sein, das das Vertrauen erweckte, welches ihm so bereitwillig entgegengebracht wurde, und das ihm niemand jemals lange versagte. Sie alle fühlten dunkel, aber nichtsdestoweniger ganz sicher, daß dies ein starker, tüchtiger Mann war, fähig, Schwierigkeiten zu überwinden, wie bedeutend sie auch immer sein mochten, und mit seinen größeren Zielen zu wachsen. Und da er außerdem klaren Kopfes und warmen Herzens war, schenkte ihm das Volk von Neu-England instinktiv seine Sympathie und sein Vertrauen und hat es ihm auch nie entzogen.

Er Das Jubelgeschrei und der Beifall verflangen, und Washington kehrte nach seinem vorläufigen Quartier in Wadsworth zurück, um die Aufgabe, die ihm bevorstand, zu lösen. Die erste große Probe seines Mutes und seiner Fähigkeiten war gekommen; aber er sah ihr ruhig ins Angesicht, nachdem die Erregung, die seine Ankunft verursacht hatte, vorbei war. Er sah, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „eine buntgemischte Volksmenge vor sich, ohne

Disziplin, Aufsicht oder Leitung". Einer seiner Adjutanten<sup>1)</sup> schrieb folgendes darüber: „Die ganze Armee, wenn sie überhaupt diesen Namen verdiente, war nichts als eine Ansammlung tapferer, begeisterter, undisziplinierter Bauernburschen, die Offiziere im allgemeinen in militärischen Angelegenheiten ebenso unerfahren wie die Truppen, mit Ausnahme einiger älterer Leute, die bei den Provinztruppen unter Lord Amherst gedient hatten.“ Mit diesen schlecht postierten und unvollkommen verschanzten Truppen sollte Washington die Engländer aus Boston vertreiben. Sein erster Schritt war eine Zählung seines Heeres; aber die Beschaffung der nötigen Angaben nahm acht Tage in Anspruch, während es bei einem geordneten Heere nur eine Stunde gedauert hätte. Nach Beendigung dieser Zählung ergab sich, daß anstatt 20 000 Soldaten, wie man ihm gesagt hatte, augenblicklich nur 14 000 tatsächlich im Dienst standen. Nichtsdestoweniger schrieb der Kaplan, Mr. Emerson, kurz darauf in sein Tagebuch, daß es ihn geradezu verblüffe, wieviel geschehen sei, und „daß die Befestigungslinien so weit ausgedehnt und die Schanzen so geschickt angelegt worden seien, daß es für den Feind so gut wie unmöglich sei, herauszukommen, ausgenommen an einer Stelle, die absichtlich offen gelassen worden sei.“ Kurz darauf schrieb derselbe Beobachter: „Im Lager ist eine große Umwälzung bezüglich der Ordnung und Disziplin vor sich gegangen; neue Herren, neue Gesetze. Die Generale Washington und Lee besichtigen die Schanzen jeden Tag. Eine außerordentlich strenge Leitung hat die Zügel in die Hand genommen, und zwischen Offizieren und Soldaten ist ein großer Unterschied festgelegt worden.“ Truppenteile, die bis dahin, wie es der Zufall fügte, verstreut waren, wurden durch wohlverteilte Streitkräfte ersetzt, die geschickt an den geeigneten

<sup>1)</sup> John Trumbull, Reminiscences, S. 18.

Stellen postiert wurden. Es nimmt wenig wunder, daß der würdige Kaplan so überrascht von dem allen war, und auch wir können jetzt bei genauerer Betrachtung wahrnehmen, wie allmählich Ordnung aus dem Chaos entstand, und das Wachsen eines Heeres unter der Führung eines überlegenen Geistes und der beständigen Beeinflussung eines unbeugsamen Willens beobachten.

Auch Disziplin fehlte gänzlich, denn die Armee war aus ungeübten Milizsoldaten gebildet, die ihre Offiziere selbst erwählten und Krieg führten, wie sie wollten. In einer Stelle eines Briefes, die von Mr. Sparks unterdrückt worden ist, sagte Washington: „Es ist geradezu unmöglich, Offiziere dieser Art dazu zu bekommen, Befehle auch auszuführen; für sie scheint es die Hauptsache zu sein, sich mit den Leuten (von denen sie gewählt worden sind, und von deren Zufriedenheit sie eine Wiederwahl erhoffen) in ein gutes Einvernehmen zu setzen. Ich habe eine nette Erfahrung mit dieser Sorte Offiziere gemacht, von denen Massachusetts wimmelt, seit ich in dieses Lager gekommen bin: ein Oberst und zwei Hauptleute sind wegen Feigheit bei dem Gefecht von Bunker Hill Knall und Fall entlassen worden, ferner zwei Hauptleute, die mehr Sold und Provisionsgelder für ihre Kompanie einzogen, als sie berechtigt waren zu beanspruchen, endlich einer, weil er nicht auf seinem Posten stand, als der Feind erschien und dicht daneben ein Haus in Brand steckte. Außer diesen halte ich augenblicklich einen Oberst, einen Major, einen Hauptmann und zwei Leutnants zur Untersuchung in Arrest. Kurz, ich schone keinen; aber ich fürchte, daß es dennoch nichts helfen wird, denn Leute dieser Art scheinen sich um alles zu kümmern, nur nicht um ihr eigenes Interesse.“ Das ist kurz und bündig, aber ohne jede Phrase gesprochen, und die rasche Energie der Worte zeigt uns, wie die neuenglischen Farmer und Fischer schnell zur Diszi-

plin geführt wurden. Jedoch war die Disziplinierung der Armee nur ein kleiner Teil seiner Aufgabe. Wir müssen vielmehr alle großen und kleinen Schwierigkeiten während dieser Zeit durchsprechen und aufzählen, um eine richtige Vorstellung von der Charakterstärke und Vielseitigkeit des Mannes, der sie bezwang, zu erhalten.

Außerdem hatte Washington nicht nur mit seinem Heere, sondern auch mit dem allgemeinen Kongreß und dem Landtag der Kolonie zu tun. Er mußte sie belehren, da sie von allem, was zum Kriege nötig war, keine Ahnung hatten, und nicht wußten, wie sie ihre Truppen organisieren und verpflegen sollten. Denn es gab keine Intendantur, keine Uniformen, kein Munitionslager, keine Handwaffen, keine Kanonen und endlich auch keine Mittel, um diese für den Krieg nötigen Dinge zu beschaffen. Nach und nach brachte er den Kongreß dazu, bis zu einem gewissen Grade wenigstens dafür Sorge zu tragen, und entwickelte allmählich, was er brauchte, so daß er infolge seines eigenen Scharfsinnes und durch das rasche Auffassen jedes Ratschlages von anderer Seite mit mehr oder weniger Glück einen Mangel nach dem anderen behob. Er hatte mit verschiedenen Regierungen und mit verschiedenen Kolonien zu tun, von denen jede ihr Vorurteil, ihre Eifersüchteleien und ihre Mängel besaß. Er mußte ferner neue Truppen ausheben bei einem Volk, das des Krieges entwöhnt war, und mit unendlicher Ruhe und Geduld unter beständigen körperlichen und geistigen Anstrengungen die Rangstreitigkeiten der Offiziere beschwichtigen, wofür er keinen anderen Maßstab hatte als seine eigene Einsicht. Endlich mußte er die Ausrüstung von Kaperschiffen anregen und organisieren, die durch den Schaden, den sie dem britischen Handel verursachten, bestimmt waren, einen mächtigen Einfluß auf den Ausgang des Krieges zu üben. Eine solche Arbeit war weder auffällig noch anziehend; aber sie

bedeutete eine Lebensfrage, und daher wurde sie geleistet.

Gegen Ende Juli war die Armee in einer besseren Verteidigungslage; aber bei Beginn des nächsten Monats, als die Aussichten besser wurden, entdeckte man plötzlich, daß kein Schießpulver da war. So stand denn einer disziplinierten Armee ein ungeübtes, unvollkommen organisiertes Heer gegenüber, dessen Soldaten nur neun Schuß in ihren Patronentaschen besaßen. Doch auch jetzt zeigt sich kein fürchtbares Bedenken in den Briefen aus dem Hauptquartier. Sorge und Nervenanspannung sind darin zu erkennen, aber darüber erhebt sich ein tatkräftiger Wille, der mit großer Geschicklichkeit im Auffinden von Hilfsquellen verbunden ist. Kuriere eilten durch das ganze Land und baten in jeder Stadt und in jedem Dorfe um Pulver. Ein Schiff wurde sogar nach den Bermudas = Inseln abgeschickt, um dort von einem Pulvermagazin, von dem der immer wachsame General gehört hatte, Besitz zu ergreifen. So wurde die augenblickliche drückende Sorge für den Moment behoben; aber die Kriegsvorräte blieben den ganzen Winter über auf einem erbärmlichen und gefährlich niedrigen Niveau.

Inzwischen aber hatte Washington, so überhäuft er auch mit den Sorgen in seiner unmittelbaren Umgebung war, doch ein aufmerksames Auge auf das übrige Land. Er hielt seinen Blick scharf auf Johnson und seine Indianer im Mohawk = Tal gerichtet; er beobachtete jede Bewegung Tröns und der Tories in New York genau; er schlug es ernst, aber fest ab, Truppenteile nach Connecticut und Long Island zu senden, da er wohl wußte, wann er geben konnte und wann er „nein“ sagen mußte: ein schwieriges Wort, obwohl es nur eine Silbe umfaßt, für den General revolutionärer Kolonien. Aber wenn er keine Truppen nach einer Stelle

absenden wollte, so war er um so bereiter, es nach einer anderen zu tun. So schickte er eine Expedition unter Montgomery über den Lake Champlain nach Montreal und vertraute Arnold auserlesene Truppen zum Marsch durch die wilden Gebiete von Maine an, um Quebec zu nehmen. Die Unternehmung war kühn und glänzend, sowohl im Plan als auch in der Ausführung, und war nahe daran, Canada für immer der britischen Krone zu entreißen. Eine Reihe kleiner Zufälle, von denen jeder ebenso verhängnisvoll wie unvermeidlich war, ein momentanes Zögern auf den „Plains of Abraham“ machten den ganzen Feldzug zu einem Fehlschlag, und doch zeigt der Plan ein Erfassen der Umstände, eine Klarheit des Gedankens und eine Umsicht, die ihn zu dem Werk eines großen Feldherrn stempeln, der neben der militärischen Bedeutung den enormen politischen Wert überblickte, den die Möglichkeit eines solchen Sieges bot.

Der kühne, weitgehende Plan dieser canadischen Expedition entsprach Washingtons Charakteranlage mehr als die ermüdende Arbeit einer Belagerung. Was ein Mensch überhaupt zu leisten vermochte, wurde vor Boston getan; dennoch erwartete der Kongreß das Unmögliche und murrte, weil Washington ohne Schiffe den Hafen nicht in Besitz nehmen konnte. Er selbst aber, während ihn eine solche Kritik immerhin fränkte, litt unter dem eintönigen Dienst in den Schanzen. Seine Natur strebte danach, endlich zum Kampf zu kommen, und war, wie man zugeben muß, vollkommen bereit, das Unmögliche auf eigene Faust zu wagen. Anfang September machte er den Vorschlag, die Stadt in Booten und von der Landenge von Roxbury aus anzugreifen, aber der Kriegsrat war einstimmig dagegen. Etwa einen Monat später plante er einen neuen Angriff, wurde aber wieder von seinen Offizieren überstimmt. Ein Kriegsrat ist niemals für den Kampf, wie man sagt, und in diesem Falle

war es vielleicht gut, daß dem so ist; denn die Pläne kommen uns heute ziemlich gewagt vor. Uns aber dienen sie dazu, uns den Charakter und die Selbstbeherrschung des Mannes zu zeigen; denn Washington war stets bereit, Beratungen außer acht zu lassen, wenn er sich selbst frei von jedem Zweifel fühlte.

So ging das Planen von Feldzügen in der Ferne und in der Nähe weiter, und zur selben Zeit schritt auch der Gang der schwierigen, unabwendbaren Ereignisse vorwärts, die schnelle, kraftvolle Entschlossenheit verlangten. Der Krieg machte es notwendig, unsere Beziehungen zu unseren Feinden zu ordnen, und daß diese Beziehungen in richtiger Weise klargelegt wurden, war von größter Bedeutung für unsere Sache, die um ihre Anerkennung kämpfte. Die Hauptfrage war die der Gefangenen, worüber Washington am 11. August an Gage folgende Zeilen schrieb:

„Ich habe gehört, daß die Offiziere, die für die Freiheit ihres Vaterlandes kämpfen und durch den Zufall des Krieges in Ihre Hände geraten sind, mit Verbrechern ohne Unterschied in dasselbe Gefängnis geworfen worden sind, daß ferner auch keine Rücksicht auf Offiziere von hohem Range, die außerdem noch unter ihren Wunden litten, genommen worden ist, und daß einige sogar in dieser unwürdigen Lage operiert worden sind.

„Mag nun Ihre Ansicht von den Prinzipien, nach denen diese Herren handeln, sein, wie sie will, Herr General, so müssen Sie doch bedenken, daß sie von der edelsten aller Regungen beeinflusst werden, nämlich von der Liebe für Freiheit und Vaterland. Aber politische Prinzipien scheinen mir hier nicht herzugehören. Die Verpflichtungen, die auf den Rechten der Humanität und der Rangansprüche beruhen, sind ganz allgemein bindend und verbreitet, außer im Falle der Wiedervergeltung. Diese hätten, wie ich gehofft hatte,

denjenigen, die durch Zufall oder Kriegsglück in Ihre Macht geraten sind, eine freundlichere Behandlung sichern müssen. Auch kann ich nicht umhin, darauf hinzuweisen, daß ein Vorgehen dieser Art den unglücklichen Zwiespalt vergrößern muß, den Sie und die Minister, nach deren Befehlen Sie handeln, nach Ihren eigenen Worten gern für immer beseitigt sehen möchten.

„Meine Pflicht ist es nun, Sie davon in Kenntnis zu setzen, daß ich in Zukunft mein Benehmen allen Herren gegenüber, die in unsere Hand fallen sollten oder schon gefallen sind, nach der Art regeln werde, mit der Sie Ihre Gefangenen zu behandeln belieben.

„Wenn Strenge und Härte Sie bei Ihrer Behandlung leiten, so werden Ihre Gefangenen, so schmerzlich es mir sein wird, darunter zu leiden haben. Wenn aber unseren Gefangenen Freundlichkeit und Humanität bewiesen wird, so will ich mit Freude die Gefangenen in meiner Hand nur als Unglückliche betrachten, und sie sollen von mir eine Behandlung erfahren, auf die unglückliche Menschen immer Anspruch haben.“

Dieser Brief ist wohl einer näheren Betrachtung wert. Jetzt erscheint uns die Angelegenheit nicht sehr bedeutungsvoll, aber damals traf sie den Kern der Dinge; denn dieser Brief mußte in der ganzen Welt bekannt werden, und Amerika und die amerikanische Sache mußte nach ihrem Führer beurteilt werden. Wäre in diesem Briefe etwas Prahlerei oder Grausamkeit, wären darin irgendwelche lächerlichen oder pathetischen Ausdrücke gewesen, so hätte die ganze Welt über diesen Brief gespottet, ihn verurteilt oder verlacht. So aber konnte ihn niemand lesen, ohne dabei die Bemerkung zu machen, daß er voll Würde und Kraft, voll Gerechtigkeit und Klugheit war, mit gerade so viel Pathos und Beredsamkeit, daß er dem Herzen nahe ging.

Man konnte zwar anderer Meinung als der Schreiber sein; aber man konnte ihn nicht verlachen oder mißachten.

Gage antwortete wie es seine Art war. Er war eine unbedeutende Persönlichkeit, beschränkt, mit guten Absichten, wohl zum Kommando einer Garnisonstadt geeignet, jetzt aber wurde er hin und her gerissen durch die großen Ereignisse, in die er hineingeraten war. Seine Auftraggeber waren dumm und anmaßend, und er eiferte ihnen mit großem Erfolge nach, nur daß die Anmaßung bei ihm zur Frechheit wurde. In seiner Antwort leugnete er alles ab und erhob Gegenbeschuldigungen, belehrte den amerikanischen General über die politische Lage und sprach von unrechtmäßiger Gewalt, von „Rebellen“, „Verbrechern“ und „Menschen, die für den Strick reif seien“. Washington, als ein Mann von Wort, schritt nun dazu, einige englische Gefangene ins Gefängnis zu werfen, und schrieb dann einen zweiten Brief, in dem er Gage eine kleine Lektion über anständiges Benehmen gab, in der vergeblichen Hoffnung, ihm beizubringen, daß anständige Leute sich nicht gegenseitig beschimpfen und mit Schmähungen überhäufen, nur weil sie Gegner sind. Er behandelte wiederum die Angelegenheit in vollster Ruhe und Kaltblütigkeit wie das erste Mal, benachrichtigte Gage, daß er die Gegenanklage der Grausamkeit untersucht und grundlos gefunden habe, und fuhr dann fort: „Sie weisen mich an, der Wahrheit die Ehre zu geben, und falsche Darstellungen und Lügen zu bestrafen. Wenn die Erfahrung den Wert des Rates bestimmt, so muß der Ihre eine Bedeutung besitzen, auf die nur wenige Anspruch erheben können. Sie selbst können am besten beurteilen, wie die Umwälzung, die ein so großes Unglück über beide Länder gebracht und das mächtige britische Reich in seinen Grundfesten erschüttert hat, auf diese bössartigen Ursachen zurückgeführt werden kann.“

„Sie geben vor, Herr General, jeden Rang, der nicht denselben Ursprung hat wie der Ihrige, zu verachten. Ich aber finde, es gibt keinen ehrenvolleren als den, der von der unbefleckten Wahl eines tapferen, freien Volkes herührt, von dieser reinsten Quelle und dem alleinigen Ursprung aller Macht. Weit davon entfernt, dies als eine Ausrede für Grausamkeiten zu gebrauchen, würden wahre Großmut und ein großzügiger Geist dies begreifen und achten.“

Washington hatte instinktiv die allgemeine Wahrheit erfaßt, daß Engländer geneigt sind, Höflichkeit für Kriecherei zu halten und dann beleidigend werden, während sie achtungsvoll und höflich sind, wenn man sie mit Gleichgültigkeit, Tadel oder selbst Rücksichtslosigkeit behandelt. Bald mußte er all dies Sir William Howe noch einmal auseinandersetzen, nur noch etwas schärfer, und diese Angelegenheit der Gefangenen tauchte während des ganzen Krieges immer wieder auf, wenn auch in immer längeren Zwischenräumen. Aber als die britischen Generäle ihre Offiziere ins Gefängnis wandern sahen und bemerkten, daß ihre Dreistigkeit und Überhebung mit scharfem Tadel aufgenommen wurde, fühlten sie allmählich, daß Washington nicht der Mann war, mit dem man spielen konnte, und daß in ihm ein Stolz und eine Würde wohnte, die über ihre eigene hinausragte und stärker war, weil sie auf Verantwortlichkeit, Leistungen und dem tiefen Bewußtsein einer großen, gerechten Sache beruhte.

Für Washington war es wahrscheinlich ein Vergnügen und eine Erleichterung, Gage und Sir William Howe eine kleine Lektion über militärischen Anstand und gute Manieren im allgemeinen zu geben; aber bei dem Vorgehen gegen die Schwierigkeiten, die auf amerikanischer Seite entstanden, kam nichts heraus als endloser Ärger. Als die Tage kürzer

wurden und die Blätter fielen, sah sich Washington dem neuenglischen Winter gegenüber, ohne Geldmittel und ohne Kleidung und Verpflegung für seine Truppen. Durch lange Briefe an den Kongreß und rastlose persönliche Anstrengungen wurden diese Bedürfnisse so gut es ging gedeckt. Dann aber wurden die Leute unruhig, begannen Heimweh zu bekommen, und Soldaten sowie Offiziere verschwanden und kehrten auf ihre Farmen zurück, was Washington, der Unrecht gegenüber keine Nachsicht kannte, ein „gemeines und verderbliches Betragen“ nannte und demgemäß auch bestrafte. Allmählich lief auch die Dienstzeit ab, und die Regimenter schmolzen dahin, sogar schon vor dem eigentlichen Schlußtermin. Die Rekrutierung ging nur langsam und unter Schwierigkeiten vorwärts, neu ausgehobene Leute trafen langsam ein, und der Kongreß konnte nicht dazu gebracht werden, Anwerbungen auf beschränkte Dienstzeit aufzugeben. Dennoch wurde die Arbeit getan. Die alte Armee zog ab, und eine neue nahm ihren Platz ein; die Posten wurden verstärkt und Kriegsvorräte beschafft.

Unter diesen Verstärkungen befanden sich auch einige virginische Schützen, und es muß Washingtons Herz erwärmt haben, wieder einmal diese tapferen, abgehärteten Kämpfer in ihrem ihm wohlbekannten Jagdhemd und den ledernen Gamaschen zu sehen. Jedenfalls machten sie ihn in ganz anderem Sinne warm dadurch, daß sie sich an einem Wintertage in eine Schlägerei mit einigen Fischern aus Marblehead einließen. Als der Streit auf dem Höhepunkte angelangt war, ritt plötzlich der Oberbefehlshaber in das Gewühl. Er stieg schnell ab, packte zwei der Kämpfenden, die er tüchtig schüttelte, schalt sie heftig — wenn man der Überlieferung Glauben schenken darf — wegen ihrer lokalen Eifersüchteleien, und unterdrückte so mit starker Hand den Streit. Gewiß hat er sich auch oft danach ge-

sehnt, mehr als einen Kolonialgouverneur oder Magnaten bei der Kehle zu packen und ihn ebenso tüchtig durchzürütteln, wie er es mit den Soldaten aus den virginischen Wäldern und von den Felsen von Marblehead getan hatte; denn seinem Temperament sagte nichts so sehr zu als eine schnelle, entscheidende Tat. Gouverneure und Landtage konnte er jedoch nicht in dieser Weise zur Raison bringen, und dennoch leitete er sie und erhielt auch, was er brauchte, durch seine Geduld und seinen Takt, deren Ausübung ihm sehr schwer gefallen sein muß, da er von Natur herrisch und leidenschaftlich war.

Weitere Sorge bereitete ihm die Instandsetzung und Aussendung von Kaperschiffen, die ihm gute Dienste leisteten. Sie brachten manch wertvolle Prise nach Hause, wodurch er endlosen Ärger hatte, und zwangen Washington, nicht nur als Marinesekretär zu fungieren, sondern machten ihn auch zu einer Art Admiralitätsrichter. Er beschwor den trägen Kongreß, ihn von dieser Last zu befreien, und legte einen Plan vor, welcher zur Bildung eines Sonderkomitees führte und der Ursprung des föderierten Gerichtswesens der Vereinigten Staaten war. Außer den lokalen und persönlichen Eifersüchteleien, den Kaperschiffen und ihren Preisen mußte er auch noch der Habgier und Selbstsucht geldgieriger Spekulanten entgegentreten, die wie Untraut unter dem Einfluß von Armeelieferungen und großen Ausgaben bei einem Volke, das gewöhnt ist, Handel zu treiben und vom Kriege nichts versteht, emporzuschießen pflegen. Washington schrieb zornige Briefe über diese Übelstände, ging aber trotz aller Hindernisse und Ärgernisse geradewegs auf sein Ziel zu.

Inmitten dieser quälenden und drückenden Beschäftigungen wurde er wie gewöhnlich mit Beschwerden und Kritiken überschüttet. Von einigen erhielt er Kenntnis durch seinen

Freund und Adjutanten, Joseph Reed, dem er als Antwort einen der edelsten Briefe schrieb, die je ein Mann geschrieben hat, der mit widrigen Zufällen kämpfte und dem neidischen Schicksal den Sieg abrang. Unter anderem schrieb er, daß er gern bereit sei, eine Kritik zu berücksichtigen, einen Rat zu hören und die Meinung der Welt kennen zu lernen. „Da ich nur ein großes Ziel im Auge habe, so möchte ich wohl wünschen, daß meine Handlungsweise den Wünschen der Allgemeinheit entspräche, soweit ich es verantworten kann, aber natürlich ohne mich dabei von der großen Richtschnur der Pflicht zu entfernen, die, obwohl sie durch eine seltsame Verkettung von Umständen für einige Zeit unter einer Wolke verborgen ist, doch wohl eine Prüfung aushalten kann.“ So hielt er an „der großen Richtschnur der Pflicht“ fest, obwohl er augenblicklich hart durch die Nachrichten aus Canada bedrückt wurde, wo ein glänzendes Unternehmen elend geendigt hatte. Eine einzige Freude wurde ihm durch die Ankunft seiner Frau bereitet, die eines Tages in ihrem Dierspanner ankam, mit schwarzen Postillionen in rot und weißer Livree auf den Pferden, ohne Zweifel zur großen Verwunderung der nüchternen Neuengländer.

Nun aber brach doch endlich Licht durch das Dunkel um ihn her. Henry Knox, der zu diesem Zwecke ausgesandt worden war, kehrte glücklich mit den bei Ticonderoga eroberten Kanonen zurück, und so wurde auf diese Weise schweres Geschütz und Schießpulver beschafft. Mitte Februar froz der Hafen zu, so daß Washington den Plan faßte, das Eis zu überschreiten und Boston im Sturm zu nehmen. Wieder redete ihm der Kriegsrat ab, konnte ihn aber dieses Mal nicht zurückhalten. Wenn er das Eis nicht überschreiten sollte, so wollte er zu Lande vorgehen. Die Verschanzungen hatte er während des ganzen Winters langsam, aber sicher vorgeschoben und entschloß sich nun zu einem

entscheidenden Schlag. Am 4. März, einem Montagabend, marschierte er unter Deckung eines schweren Bombardements, das die Aufmerksamkeit des Feindes ablenkte, mit einer großen Truppenabteilung nach den Dorchester Höhen und begann dort Redouten aufzuwerfen. Die Arbeit ging schnell vor sich, denn Washington ritt die ganze Nacht durch die Reihen, um die Leute anzufeuern. Die neuenglischen Soldaten hatten sein Temperament schwer auf die Probe gestellt, und mancher ernste Angriff, manche bittere Kritik, finden sich in seinen Briefen über sie, die meistens von Mr. Sparks unterdrückt oder doch gemildert wurden, nun aber ans Licht gekommen sind, wie es bisweilen mit Tatsachen der Fall ist. Allmählich jedoch hatte der General seine Truppen besser kennen gelernt, denn sechs Monate später schrieb er an Lord Washington einen Brief, in dem er seine nördlichen Truppen in den höchsten Ausdrücken lobt. Selbst jetzt schon verstand er sie besser als früher; denn als er sie in dieser rauhen Märznacht beobachtete, wie sie mit der Energie und Intelligenz ihrer Rasse arbeiteten, fühlte er wohl, daß ihre Fehler nur oberflächlich, ihre Tugenden, ihre Zähigkeit und ihr Mut aber ausdauernd und stark waren.

Als es Tag wurde und die Engländer die drohenden Schanzwerke, die in der Nacht emporgewachsen waren, erblickten, griff eine große Aufregung in der Stadt um sich, wo man ratlos hin und her lief. Unbeirrt aber fuhren die Männer auf den Hügeln in ihrer Arbeit fort, und Washington ritt noch immer durch die Reihen. Er war freudig erregt, daß der Kampf nun nahte, den er für unvermeidlich hielt, und wie immer, wenn ihn etwas tief bewegte, öffneten sich die verborgenen Quellen seines leidenschaftlichen Charakters. Er erinnerte die Soldaten daran, daß es der Jahrestag des Bostoner Blutbades sei und beschwor sie, eingedenk dieses Tages, sich zum Kampfe mit dem Feinde zu rüsten. Wie

bei den Hugenotten bei Ivry: „Gedenkt der Bartholomäusnacht! So ging's von Mann zu Mann.“

Aber der Kampf kam nicht. Die britischen Truppen waren schon zum Angriff bereit, als sich ein Sturm erhob, so daß sie nicht über die Bucht setzen konnten. Am folgenden Tage goß es in Strömen, und am dritten Morgen war es zu spät. Die amerikanischen Verschanzungen erhoben sich drohend über der Stadt und begannen, einige Boten von schlimmer Vorbedeutung in Gestalt von Kugeln und Granaten auf die Häuser herabzusenden. Jetzt wurde es klar, daß die Stadt nicht mehr zu halten war, und Howe beschloß daher, sie zu räumen. Ein inoffizielles Gesuch, die Truppen unbehelligt abziehen zu lassen, blieb unbeantwortet; aber Washington unterbrach die Beschießung, und die Engländer machten sich zum Abmarsch fertig. Doch zögerten sie noch und warteten, bis Washington seine Werke noch weiter vorgeschoben hatte; aber daraufhin zogen sie nun endlich am 17. März unter großer Verwirrung, Plünderung und Unordnung ab, wobei sie Kanonen sowie manches andere zurückließen und Zuflucht bei ihren Schiffen suchten.

Alles war zu Ende, und die Stadt befand sich nun in den Händen der Amerikaner. Darüber lauten Washingtons eigene Worte: „Einen Posten in Gewehrschußweite des Feindes sechs Monate hindurch ohne Pulver halten, zur selben Zeit eine Armee auflösen und eine neue bilden, während einige zwanzig englische Regimenter in jener Entfernung stehen, ist mehr, als jemals versucht worden ist.“ Es war allerdings eine glänzende Waffentat, die hier durch den entschlossenen Willen und starken Geist eines einzigen Mannes vollbracht wurde. Die Truppen verhielten sich auf beiden Seiten tapfer; aber die Engländer hatten Vorteile, die mehr taten, als den Unterschied an Zahl auszugleichen, der meist nur gering, oft aber mehr imaginär als wirklich vorhanden

war. Die Briten hatten 12 000 Mann, die gut diszipliniert, erfahren, wohl ausgerüstet und vorzüglich verpflegt waren. Ferner standen ihnen die besten Waffen, Kanonen und reichliches Schießpulver zur Verfügung. Weiter beherrschten sie die See durch eine starke Flotte und waren auf der Innenlinie konzentriert und daher imstande, schnell und mit überwältigender Macht von jedem Punkte der weit auseinandergezogenen Posten aus vorzugehen. Washington aber faßte sie mit einem eisernen, immer enger werdenden Griff, bis sie in wilder Flucht zu den Schiffen eilten, ohne einen einzigen Schlag getan zu haben. Die Ursachen dieses Ausganges waren Washingtons großes Feldherrntalent und die Unfähigkeit der ihm gegenüberstehenden Generäle. Wenn Robert Clive z. B. den Kampf gegen ihn geführt hätte, so wäre der Ausgang wohl derselbe gewesen; aber vorher hätte doch eine blutige Schlacht stattgefunden. Die Erklärung für diese schmachvolle Übergabe Bostons liegt in der Dummheit der englischen Regierung, die den Wind gefät hatte und dann die übliche Ernte mit gleicher Dummheit einsammelte.

Es gab genug große Männer in England, doch führten sie weder die Regierung noch die Armeen. Lord Sandwich hatte im „House of Lords“ erklärt, daß jeder „Nantee ein Feigling sei“, eine einfache und befriedigende Behauptung, die schnell von der Regierungspartei aufgenommen und die den englischen Soldaten ins Gesicht geschleudert wurde, als sie zum zweiten Male von den blutigen Hügeln von Bunker Hill zurückwichen. Von diesem angenehmen Gedanken ganz erfüllt, sandte England als Befehlshaber seiner amerikanischen Armee einige Günstlinge des Ministeriums und des Hofes aus, Männer durchaus zweiten Ranges, denen die Aufgabe anvertraut wurde, den bedeutendsten Feldherrn und tapfersten Soldaten des Jahrhunderts zu schlagen. Trotz der riesigen

materiellen Überlegenheit Großbritanniens, trat doch das natürliche Resultat dieses Kampfes der Howes, Gages und Clintons gegen George Washington ein, und die erste Lehre wurde durch die Räumung Bostons erteilt.

Washington ruhte aber keineswegs auf den Lorbeeren seines Sieges aus. Schon während die britische Flotte noch vor dem Hafen kreuzte, fing er an, Truppen nach New York zu senden und sich für den nächsten Angriff vorzubereiten. Er zog in Boston ein, um dafür Sorge zu tragen, daß jede Vorsichtsmaßregel gegen die Ausbreitung der Blattern getroffen wurde und machte sich dann selbst zur Abreise fertig. In diesem ersten Winter des Kampfes hatten sich zwei Ideen seinem Geiste fest eingepägt, die zweifellos seine zukünftige Handlungsweise stark beeinflussten. Die eine bestand in der Überzeugung, daß der Kampf bis auf den letzten Tropfen Blut ausgefochten und entweder Unterwerfung oder völlige Unabhängigkeit bringen mußte. Im Februar schrieb er darüber: „Soweit ich selbst in Betracht komme, habe ich mich nie mit dem Gedanken an einen Ausgleich mit England getragen, seit ich von den Maßregeln gehört habe, die nach dem Kampfe bei Bunker's Hill getroffen worden sind“, und etwas früher hatte er geschrieben: „Ich hoffe, daß sich meine Landsleute aus Virginien durch etwaige Verluste, die ihnen die englische Kriegsflotte beibringen könnte, nicht einschüchtern lassen werden, und daß auch die Zerstörung von Norfolk und die angedrohte Verwüstung anderer Orte keine andere Wirkung haben wird als die Vereinigung des ganzen Landes zu einem unlösbaren Bund gegen eine Nation, die jeden Sinn für Tugend und solche Gefühle, die ein zivilisiertes Volk von barbarischen Wilden unterscheiden, verloren hat.“ Von solchen Gedanken erfüllt, versuchte er, dem Kongreß die wahrscheinlich lange Dauer des Ringens klar zu machen,

und wandte alle Energie an, um seiner Armee dauernden Halt und jedem Feldzug entscheidende Bedeutung zu verleihen. Der andere Gedanke, der ihm während der ermüdenden Belagerung gekommen war, war der, daß die Tories gefährliche Subjekte seien und keine Gnade verdienten. In seinem zweiten Briefe an Gage nahm er mit dem Freimut, der ihm charakteristisch war, wenn er heftig erregt wurde, auf die Tories als „fluchwürdige Brudermörder“ Bezug und beschloß, sie in New York und auch sonst überall mit der äußersten Strenge zu behandeln. Wenn Washington erst einmal gereizt war, so trat in seinem Charakter ein sehr ernster, unbarmherziger Zug zutage, der mit seiner unerschütterlichen Festigkeit in Einklang stand. Seine Ansicht in diesem Punkte scheint jetzt sehr hart, wo die alten Tories nicht mehr sehr schreckenerregend aussehen. Aber damals waren sie noch gefährlich, und Washington in seinem ehrlichen Haß gegen alles, was ihm an Niedrigkeit und Verrat zu grenzen schien, schlug vor, sie erbarmungslos zu unterdrücken und so unschädlich zu machen, da er in seiner klarschauenden Art fest davon überzeugt war, daß Krieg nicht Friede bedeute und Milde gegen den einheimischen Feind sehr wenig am Platze sei.

Seine Aufgabe in Neuengland war nun aufs beste gelöst. Der Sieg war errungen und alles in Boston in Ordnung gebracht, so daß Washington seine Armee vorausandte und auch selbst nach New York aufbrach, um dort die schweren Prüfungen, die ihn noch erwarteten, zu bestehen.

---

## 6. Kapitel.

### Der Retter der Revolution.

Als Washington Boston verlassen hatte, reiste er, immer Truppen vorschiebend, durch Rhode Island und Connecticut und erreichte New York am 13. April. Hier sah er sich sofort von denselben Schwierigkeiten, mit denen er bei Boston gekämpft hatte, umringt, nur daß diese ganz neu und in vollster Blüte waren. Das Heer war vollständig unzulänglich, und die Stadt, der Mittelpunkt der Kolonien, war ebenso wie der große Strom, an dem sie lag, völlig ungedeckt. Die Truppen waren größtenteils Rohmaterial und ganz ungeübt, das Sicherheitskomitee schwankte hin und her, die Tories waren gefährlich und tätig und standen beständig mit Tryon in Verbindung, der auf einem britischen Kriegsschiffe ihre Briefe abwartete, während von Norden her Nachrichten von Rückzug und Niederlagen eintrafen. All diese aufregenden Schwierigkeiten umdrängten den Oberbefehlshaber bei seiner Ankunft. Um ihn genügend zu würdigen, muß man die Situation kennen und sich ihre Bedeutung und Folgen vorstellen, obwohl die Einzelheiten geringfügig erscheinen. Erst wenn wir die gefahrvolle Lage erkannt haben, können wir die Größe des Mannes verstehen, der ihr besonnen und schweigsam ins Angesicht sah und sie überwand. Manche machte er zum Teil, andere ganz unschäd-

lich; aber alle behandelte er in einer Weise, die es ihm ermöglichte, stetig vorwärts zu schreiten. Durch seine Anwesenheit erhielt das Provinzkomitee plötzlich Halt und Kraft. Nun wurde auch der Briefwechsel mit Trnon abgeschnitten, die Tories wurden unterdrückt und auf Long Island Schritte unternommen, um diese „eitelhaften Pestbeulen der menschlichen Gesellschaft“, wie der Oberbefehlshaber sie in seiner deutlichen Weise nannte, gänzlich auszurotten. Ferner wurden Forts angelegt, energisch Soldaten ausgehoben und gedrillt, und Vorbereitungen für die Gefangenen getroffen; aber trotz aller gegenwärtigen Sorgen wurde doch der kanadische Feldzug nicht vernachlässigt, vielmehr wurden Ideen und Expeditionen, Befehle und anfeuernde Vorschläge den entmutigten Generalen und haltlosen Truppen im Norden in reichem Maße zuteil.

Eine Angelegenheit jedoch überragte alles andere an Wichtigkeit. Washington hatte es sich schon vor nahezu einem Jahre klargemacht, daß die Aussicht auf einen Vergleich mit Großbritannien ausgeschlossen sei. In seinem Geiste stand es fest, daß der Kampf seinem Charakter nach eine endgültige Entscheidung fordere. Eine Trennung von dem Mutterlande mußte daher sofort vor sich gehen, damit die öffentliche Meinung diesen Punkt erfaßte, und vor allem dem Heere Ständigkeit gegeben wurde. Washingtons Bestreben war es gewesen, diese Ideen dem Kongreß, dessen Mitglieder den Tatsachen gegenüber weniger klar sahen als er, beizubringen, und während die Wochen und Monate dahinschwanden, wurden seine Briefe immer dringender. Dennoch zögerte der Kongreß, und zuletzt begab sich Washington selbst nach Philadelphia, um mit den hervorragendsten Mitgliedern zu konferieren. Was er gesagt hat, ist verloren gegangen, aber die Energie des Kongresses wuchs nach seinem Besuch in bedeutender Weise. Die angriffslustigen

Führer sahen ihre Macht so sehr verstärkt, daß sie etwa einen Monat später eine Unabhängigkeitserklärung durchsetzten, die der General der Armee feierlich mit Worten des Dankes vorlas, hocherfreut, alle Brücken hinter sich abgebrochen und die militärischen und politischen Angelegenheiten auf den rauhen Boden der Wirklichkeit gestellt zu haben.

Bald nach seiner Rückkehr von Philadelphia erhielt er einen überzeugenden Beweis, daß seine Ansichten betreffs der Tories vollkommen richtig waren. Eine Verschwörung, die von Tryon geplant war, der augenscheinlich die Ermordung des Oberbefehlshabers im Sinne und seine Leibwache zu diesem Zwecke bestochen hatte, wurde entdeckt und auseinandergesprengt, noch ehe sie eine bestimmte Form annehmen konnte. Der Bürgermeister der Stadt und einige andere Personen wurden verhaftet und ins Gefängnis geworfen, und das Hauptwerkzeug der Verschwörung, ein Soldat der Leibwache, namens Thomas Hicken, vor einer ungeheuren Volksmenge gehängt. Washington schrieb einen kurzen, geschäftsmäßigen Bericht über die Angelegenheit an den Kongreß, aus dem wohl kaum jemand vermutet hätte, daß es sich um sein eigenes Leben gehandelt hatte: ein bemerkenswertes Beispiel seiner kalten Gleichgültigkeit gegen persönliche Gefahr. Die Verschwörung war mißlungen; das genügte ihm, denn er hatte an andere Dinge zu denken als an sich selbst. „Wir sehen einem blutigen Sommer in New York und Canada entgegen“, schrieb er an seinen Bruder, und gerade als die kanadische Expedition ihr ruhmloses Ende erreichte und feindliche Invasion anstatt der erhofften Eroberung brachte, liefen täglich englische Kriegsschiffe in den Hafen ein, während eine große Armee auf Staten Island zusammengezogen wurde. Der Jubel über die Unabhängigkeitserklärung war kaum verhallt, als die Schiffe des Feindes

den Hudson stromaufwärts führen, ohne durch die im Entstehen begriffenen Forts oder die in den Strom gelegten Hindernisse aufgehalten zu werden.

Am 12. Juli kam Lord Howe mit neuen Truppen und weitgehenden Vollmachten, Amnestie zu gewähren oder zu verhandeln, an. Sofort versuchte er eine Korrespondenz mit Washington zu eröffnen; aber Oberst Reed weigerte sich aus Rücksicht auf den General, den Brief, der nur „Mr. Washington“ adressiert war, anzunehmen. Darauf sandte Lord Howe durch einen Offizier einen zweiten Brief mit der Adresse „George Washington, Esq. 1c., 1c.“ in das amerikanische Lager. Der Überbringer wurde höflich empfangen, der Brief aber zurückgewiesen. „Das 1c., 1c. schließt aber alles ein“, sagte der Engländer. „Es kann aber ebensogut auch alles mögliche heißen“, antwortete Washington und fügte dann hinzu, daß, was die Vollmacht Howes, Amnestie zu gewähren, betreffe, hier von Gnade keine Rede sein könne, da keine Schuld bestände und keine Vergebung verlangt worden sei. Das Resultat dieser Verhandlungen war, daß Lord Howe nach England schrieb, es wäre angebracht, Mr. Washington den ihm gebührenden Titel zu geben. Scheinbar ist diese Frage der Form der Adresse ohne Bedeutung für einen ernsten Historiker, aber sie war damals dennoch von großer Wichtigkeit. Der Welt gegenüber vertrat Washington die junge Republik und war dazu entschlossen, England die erste Anerkennung der Unabhängigkeit abzurufen, indem er es zwang, die Amerikaner als kriegführende Nation anzuerkennen, anstatt sie als Auführer zu behandeln. Washington machte sich sehr wenig aus leerem Prunk, besaß aber eine hohe Auffassung von persönlicher Würde und der Würde seiner Sache und seines Vaterlandes. Keine davon sollte, solange er sie vertrat, verletzt werden. Er schätzte die Wirkung von Formen und Titeln auf die Mensch-

heit richtig ein und bestand mit unbeirrbarem Urtheil auf allem, was er als wirklich wichtig erkannte. Dies ist einer der frühesten Beweise der Würde und des Tactes, die für sein Vaterland von so unschätzbarem Werte waren.

Er hatte auch hinreichend Gelegenheit, gerade diese Eigenschaften bei der Behandlung seiner Soldaten in Anwendung zu bringen, wozu noch unermüdlige Geduld und feinstes Tactgefühl kommen mußten. Sein gegenwärtiges Heer war aus einem weiteren Umkreis zusammengezogen als die Armee, die Boston eingenommen hatte, und partikularistische Eifersüchteleien und Streitfragen, die dem Oberbefehlshaber von Tag zu Tag verhafter wurden, schossen wie Unkraut aus der Erde empor. Die Leute aus Maryland hielten die aus Connecticut für Bauernlummel, die letzteren aber die ersteren wieder für Stutzer und Gecken. Solche und hundert andere Streitigkeiten schwirrten und summteten um Washington herum, erregten sein heftiges Temperament und nahmen seine ernste Selbstzucht bei der starken Anstrengung, sie zu unterdrücken und auszurotten, allzusehr in Anspruch. John Adams sagt sehr richtig darüber: „Es gehören größere Klarheit des Charakters, tieferes Verstandnis und mehr Mut als Marlborough je besessen hat dazu, um solchem Sturme standzuhalten.“ Glücklicherweise standen ihm alle diese Eigenschaften zu Gebote und dazu eine zielbewußte Ehrlichkeit und unbeugsame Geradheit des Charakters, die dem großen Feldherrn der Königin Anna gänzlich fremd waren.

Während die inneren Schwierigkeiten langsam abnahmen, wuchsen die Streitkräfte des Feindes sehr schnell. Erstens wurde es klar, daß Angriffe nicht möglich seien, so daß also nur noch die Wahl zwischen verschiedenen Verteidigungsmethoden in Frage kam. Aber selbst hierüber stiegen große, bedrückende Zweifel auf, da der Feind, der die Herrschaft zur See innehatte, seine Truppen zusammenziehen und an-

greifen konnte, wo er Lust hatte. Dazu kam, daß die Engländer 30 000 der bestdisziplinierten und wohlorganisiertesten Truppen Europas zur Verfügung hatten, während Washington nur einige zwanzig Tausend zählte, von denen ein Viertel dienstunfähig war; mit den übrigen drei Vierteln, die zum größten Teil aus ungeübten Rekruten bestanden, mußte er eine ausgedehnte Postenlinie verteidigen, und zwar ohne Kavallerie und ohne Mittel zur schnellen Konzentrierung seiner Truppen. Wenn Washington sich nur von militärischen Überlegungen hätte leiten lassen, so würde er die Einwohner entfernt, New York niedergebrannt und nach Zusammenziehung seiner Truppen einen sicheren Beobachtungsposten eingenommen haben. Indessen würde die Zerstörung der Stadt nicht nur die Furchtsamen und die Zweifler entsetzt und in die Arme der Tories getrieben, sondern würde auch die Patrioten entmutigt haben, die jetzt noch kein Verständnis für die Härten des Krieges besaßen, und so wäre die amerikanische Sache schwer geschädigt worden. Daß Washington selbst die Notwendigkeit einer solchen Aktion einsah, ist klar, sowohl aus den umlaufenden Gerüchten, daß die Stadt niedergebrannt werden sollte, als auch aus der Tatsache, daß es sein dringender Wunsch war, Frauen und Kinder aus New York zu entfernen. Aber politische Erwägungen überragten die militärische Notwendigkeit — und er schonte die Stadt. Ein solches Hindernis war schlimm genug; aber Washington war noch mehr in anderer Weise gebunden, da er seine Truppen, ohne einen Kampf zu wagen, nicht mehr sammeln und sich in das Hochland zurückziehen konnte. Er mußte kämpfen, um die öffentliche Meinung aufrecht zu erhalten, und war so gezwungen, einer beinahe sicheren Niederlage entgegenzugehen.

Als der Tag der Schlacht herangekommen war, schien

sich alles gegen ihn zu verschwören. Am 22. August begann der Feind auf Long Island zu landen, wo Greene starke Verschanzungen hinter dem Dorfe Brooklyn aufgeworfen hatte, um die Hügel, die New York beherrschten, zu verteidigen. Auch hatte er alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, um die drei etwa eine Meile von den Befestigungen entfernten Pässe durch die waldigen Anhöhen zu decken. Höchst unglücklicherweise wurde Greene gerade im kritischen Moment von einem hitzigen Fieber befallen, so daß Washington, der am 24. herüberritt, eine große Verwirrung im Lager vorfand, die er, so gut es ging, beseitigte und dann Vorbereitungen für den Angriff traf. Greenes Krankheit hatte jedoch einige Unachtsamkeiten verursacht, die dem Oberbefehlshaber entgegen, sich aber in der späteren Entwicklung als sehr verderblich erwiesen.

Nach einigen unentschiedenen Gefechten, die 2 bis 3 Tage dauerten, brachen die Engländer früh am Morgen des 26. auf. Sie zählten 9000 Mann und waren über das Gelände wohl informiert. Auf Waldwegen und Pfaden vorrückend, gelangten sie auf die linke Flanke der Amerikaner. Die eine Straße durch die Hügelkette war unbewacht, die andere auch nur unzureichend gedeckt. Der Ausgang kann mit wenig Worten angegeben werden. Die amerikanische Armee wurde durch überlegene Taktik umgangen und durch einen schnellen Überfall überrumpelt und eingeschlossen, Sullivan wurde mit seiner Division abgeschnitten, später auch Lord Stirling. Es gab einen verzweifelten Kampf, bei dem die Amerikaner viel Mut bewiesen; aber nur wenige schlugen sich durch. Die meisten wurden getötet oder gefangen genommen; der Gesamtverlust betrug 2000 von 5000 Mann.

Don der Redoute aus, wohin er sich, sowie das Gewehrfeuer begann, begeben hatte, beobachtete Washington die blutige Niederlage in grimmigem Schweigen. Er sah,

daß die britischen Truppen, berauscht von ihrem Siege, bis dicht an seine Verschanzungen drangen und sich dann auf Befehl wieder zurückzogen. Die englischen Generale waren ihrer Beute so sicher wie ihres Glaubens, sodaß sie barmherzigerweise beschloßen, das Leben ihrer Leute durch eine Erstürmung der Schanzen in der ersten Freude des Sieges nicht unnötig aufs Spiel zu setzen. So warteten sie die Nacht und die beiden darauffolgenden Tage, während Washington seine Schanzen noch mehr befestigte, Verstärkungen heranzog und Vorbereitungen für das Schlimmste traf. Am 29. wurde es klar, daß mit der Flotte etwas vorging und Anstalten gemacht wurden, um die Amerikaner im Rücken anzugreifen und gänzlich abzuschneiden. Es war ein netter Plan; aber die Engländer übersahen die Tatsache, daß, während sie zögerten, über ihren Sieg triumphierten und die Zukunft als gesichert betrachteten, auf der anderen Seite der Redoute ein schweigsamer, wachsender Mann stand, der während 48 Stunden die Schanzen nicht verlassen, und der bei aller Vorliebe für einen hartnäckigen Kampf, wenn es nötig war, sich mit der lautlosen Schnelligkeit und Gewandtheit eines Panthers bewegen konnte.

Washington beschloß sofort den Rückzug. Es war ein verzweifeltes Unterfangen, und ein weniger bedeutender Mann würde gezögert haben und verloren gewesen sein. Es galt, 9000 Mann über eine Meeresenge mit großen Strudeln und starken Strömungen und von einer Breite von drei-viertel Meile zu schaffen. Dazu mußte man Boote aus weiter Entfernung herbeitransportieren, und all dies angesichts und in Hörweite des Feindes. Die Boote wurden zusammengebracht, und dichter Nebel verhüllte Meer und Land; das Wasser war ruhig, und während die Nacht vorbeistrich, setzte die ganze Armee mit sämtlichen Waffen und Gepäcksstücken über, Washington selbst im letzten Boot. Als die

Engländer bei Tagesanbruch erwachten, war es zu spät. Sie hatten eine erfolgreiche Schlacht gewonnen, sie hatten die Amerikaner in ihrer Macht gehabt; nun aber war alles vorbei. Der Sieg war dahin, und von dem ganzen Erfolg blieben ihnen nur noch ein paar hundert Gefangene, ein einzeltes Boot mit 3 Marktendern und die verlassenen Schanzwerke, auf denen sie standen. Ein solcher Rückzug war eine Tat, die den meisten Siegen an Bedeutung nicht nachstand, und wir sehen hierin vielleicht klarer als irgendwo die kraftvolle, schnelle Entschlossenheit des Mannes, der ihn leitete. Es ist allerdings wahr, es war der einzige Ausweg zur Rettung; aber ein großer Mann ist der, der Herr über jede Chance ist, selbst wenn ihm nur eine einzige zur Verfügung steht.

Nichtsdestoweniger waren die Aussichten, wie Washington selbst schrieb, „einfach trostlos“. Die Truppen waren entmutigt, und die Miliz begann zu verschwinden, wie stets nach einer Niederlage. Der Kongreß war nicht zu bewegen, die Zerstörung der Stadt zu gestatten, verschiedenartige Interessen gingen nach verschiedenen Richtungen auseinander, widerstreitende Meinungen ließen im Kriegsrat keine Einigkeit aufkommen, und die Unmöglichkeit, die Bewegungen des Feindes vorzusehen, führte zu halben Maßregeln und erregte Angst und Sorge. Inzwischen versuchte Lord Howe, mit dem Kongreß zu verhandeln, während die Amerikaner auf ein günstiges Ereignis warteten. Washington sah über die augenblickliche Verwirrung hinaus, sah, daß er viel durch die Verzögerung gewonnen hatte, und hatte sich seinen Plan fertig ausgedacht. Er schrieb: „Wir haben nicht allein die Operationen des Feldzugs so lange hingezogen, bis es zu spät war, einen erfolgreichen Einfall in das Innere des Landes zu unternehmen, sondern auch die Streitkräfte des Feindes nach einem Punkt gelenkt . . . . Es wäre Vermessenheit, unsere jungen Truppen

ihren Gegnern, die ihnen an Zahl und Disziplin überlegen sind, auf offenem Felde gegenüberstellen zu wollen; darum habe ich Spaten und Axt niemals geschont." Indessen sahen alle anderen nur die erlittene Niederlage und die gegenwärtige Gefahr.

Die britischen Schiffe nahmen allmählich ihre Fahrt stromaufwärts, bis es endlich klar zutage trat, daß sie beabsichtigten, die Amerikaner zu umzingeln und abzuschneiden. Washington traf Vorkehrungen zum Rückzug, jedoch machte die Ungenauigkeit seiner Informationen seine Vorsichtsmaßregeln beinahe zu Schanden. Am 15. September eröffneten die Kriegsschiffe das Feuer und setzten in der Nähe von Kip's Bay Truppen ans Land. Die Miliz, die an dieser Stelle hinter den Schanzen lag, war bei Brooklyn gewesen und wich sofort zurück, wobei eine Panik ausbrach, die sich noch zwei Connecticut-Regimentern mitteilte. Washington galoppierte nach dem Schlachtfelde, wo er auf die aufgelösten, fliehenden Truppen stieß. Er jagte mitten in sie hinein und beschwor sie standzuhalten, aber während er noch versuchte, sie zum Stehen zu bringen, flohen sie beim Anblick von sechzig oder siebzig Feinden und liefen nach allen Richtungen davon. In rasendem Zorn riß Washington seine Pistolen heraus und schlug auf die Flüchtlinge mit dem Säbel ein. Nur mit Mühe wurde er vom Schlachtfelde von einem seiner Offiziere entfernt, der den Zügel seines Pferdes faßte und ihn den Engländern entführte, die schon auf hundert Schritt herangekommen waren.

In allen Nöten und Schwierigkeiten bewies Washington das weitgehendste und edelmütigste menschliche Gefühl. Als die Miliz ihn ein paar Tage vorher verlassen hatte, verachtete er ihre Handlungsweise zwar im tiefsten Herzen und protestierte bei dem Kongreß gegen ihre weitere Verwendung, zeigte aber in seinen Briefen ein scharfsichtiges Verständnis

für ihre Empfindungen und ließ alles gelten, was man zu ihrer Entschuldigung anführen konnte. Aber eins konnte er nie verstehen und begreifen. Es war ihm sein ganzes Leben lang absolut unsaßbar, daß ein Mann einen Kampf ablehnen oder an Flucht denken konnte. Wenn er Panik und feige Angst mit eigenen Augen sah, schäumte sein Zorn über und war nicht mehr zu bändigen. Sein einziger Gedanke war dann: Kampf bis zum letzten Atemzuge, und er würde sich allein in das Kampfgewühl gestürzt und alle Vorsicht und Klugheit außer acht gelassen haben. Die Zeiten, wo ein Befehlshaber wegen persönlicher Tapferkeit und Stärke seine Stellung innehatte, lagen Jahrhunderte zurück, und niemand wußte das besser als Washington selbst. Aber der alte kampfesfreudige Geist erwachte in ihm, wenn das Klirren der Waffen an sein Ohr tönte, und wenn wir auch vielleicht den Feldherrn im Lager und im Rate kennen, den Menschen lernen wir erst dann kennen, wenn er alle Sitten und Gebräuche des Alltags durchbricht und dem wilden Kampfesmut und dem unbezähmbaren Kampfes-eifer freien Lauf läßt, die der Kühnheit und Zähigkeit zugrunde lagen, welche den Unabhängigkeitskrieg zu einem glorreichen Ende führten.

Als die Flucht und Panik überwunden waren, schickte sich Washington sofort an, der drückenden Gefahr entgegenzutreten. Kaltblütig und schnell gab er seine Befehle, und es gelang ihm, seine Armee freizumachen, wobei Putnams Division nur mit genauer Not entkam. Dann nahm er bei King's Bridge Stellung und begann seine Schanzlinien weiter zu befestigen und zu verstärken. Während er so beschäftigt war, rückte der Feind weiter vor, und am 16. wurde ein scharfes Gefecht geliefert, in dem die Engländer zurückgeschlagen wurden und die Truppen aus Connecticut und Virginien große Tapferkeit bewiesen, wobei sie ihre beiden

kommandierenden Offiziere verloren. Dieses Schärmügel, das der erste Hoffnungsstrahl war, ermutigte die Soldaten und wurde von Washington aufs beste ausgenützt. Dennoch konnte ein siegreiches Gefecht keinen Einfluß auf die großen Schwierigkeiten der Situation haben, die damals wie immer mehr von innen als von außen kamen. Um fünfundzwanzigtausend Mann wohl ausgerüstete und wohl disziplinierte Truppen im Schach zu halten, besaß Washington nur etwa zwölftausend Mann, die alles entbehrten, was ein Heer im Kriege bedarf, außer persönlichem Mut und einem gut Teil Intelligenz. Aber selbst diese kleine Streitmacht war auch nur eine unbeständige und stets sich vermindernde Größe, schwankend, unsicher und stets mit Auflösung drohend.

Die Aufgabe, dem Feinde standzuhalten und ihn zu bekämpfen, wäre schon schwer genug für einen bedeutenden Feldherrn gewesen; aber Washington mußte außerdem noch die aus Dummheit stammende Trägheit und Stumpfheit überwinden und den Kongreß belehren, wie man eine Nation während eines Krieges regiert. In den Stunden, die eigentlich „für den Schlaf bestimmt“ waren, saß er in seinem Hauptquartier und schrieb einen Brief mit viel „Kleckschen und Korrekturen“, der dem Kongreß mit der äußersten Kürze und Kraft genau auseinandersetzte, was notwendig war. Dies war nur einer von einer langen Reihe ähnlicher Briefe, die er, mit unbefleglicher Geduld unermüdlich daselbe wiederholend, schrieb. In ihnen blüht hie und da ein tiefer Zorn auf, und unter dem Druck der Niederlagen findet er Worte, die die Regierung zu raschem Vorgehen bringen, zwar immer noch unvollkommen, aber doch ein Vorgehen nach seinem Wunsche. Es muß eine unsäglich ermüdende Arbeit gewesen sein; aber wir verdanken diesen Briefen ebensoviel als seinen Schlachten. Für andere Leute denken und sie belehren, ist bestenfalls eine undankbare Auf-

gabe; wenn es aber getan wird, während der Feind einem an der Kehle sitzt, beweist es eine grimmige Zähigkeit des Willens, die der Beachtung wohl wert ist.

In diesem Falle machte der Brief vom 24. September, der unter dem Drucke der Niederlagen auf Long Island und bei Kip's Bay gelesen wurde, einen tiefen Eindruck. Jetzt erst wurden die ersten Schritte unternommen, um eine nationale, ständige Armee zu schaffen, das Gehalt der Offiziere zu erhöhen und die Aushebungszeiten zu verlängern. Wie die meisten Kriegsmaßregeln des Kongresses kamen auch diese für die augenblickliche Notlage zu spät, aber sie waren für die Zukunft von Nutzen. Der Kongreß glaubte nun, daß alles Notwendige geschehen sei und verfiel wieder in den alten Schlendrian. „Die englische Streitmacht“, sagte John Adams, der Vorsitzende des Kriegskomitees, „ist so zersplittert, daß sie in diesem Herbst nicht viel Schaden anrichten kann.“ Aber Washington, der den harten Tatsachen ins Angesicht sah, schrieb in seiner schonungslosen Aufrichtigkeit am 4. Oktober an den Kongreß: „Gestatten Sie mir, sehr geehrter Herr Präsident, Ihnen mitzuteilen, (ich sage es mit aller schuldigen Achtung und Ehrerbietung; aber meine Kenntnis der Sachlage, die Wichtigkeit der Frage und meine persönliche Verantwortung dabei müssen meine freie Sprache rechtfertigen) daß es um Ihre Angelegenheiten weit schlimmer steht, als Sie zu glauben scheinen. Ihre Armee, wie ich es schon vorher gesagt habe, ist ihrer politischen Auflösung nahe. Es ist ja wahr, daß Sie beschlossen haben, ein größeres Heer an ihre Stelle zu setzen; aber die Jahreszeit ist dazu schon zu weit vorgerückt, und es besteht ein großer Unterschied zwischen dem Bewilligen von Bataillonen und dem Ausheben von Soldaten.“

Der Feldzug sah sich vom grünen Tisch ganz anders an als an Ort und Stelle, auf den Ebenen von Harlem. Wer von

beiden recht hatte, steht außer Zweifel; denn jedermann weiß, daß der General recht und der Kongreß unrecht hatte; aber das Recht haben half Washington nichts, und die kleinliche Freude, sagen zu können: „Ich habe es euch ja gleich gesagt!“ gewährte ihm keine Befriedigung. Die schwierige Situation blieb unverändert. Da war der durchaus patriotische, aber schläfrige und für kriegerische Zwecke ganz ungeeignete Kongreß, der immer noch erweckt, wach erhalten und belehrt werden mußte. Mit eindringlichen und immer deutlicher werdenden Wiederholungen wurde diese Arbeit unternommen und methodisch wie alles andere durchgeführt, so gut es anging.

Inzwischen verging die Zeit, während Washington auf den Harlem Plains wartete, Landungen auf Long Island plante und beschloß, einen verzweifeltsten Widerstand auf der Stelle zu leisten, wo er augenblicklich stand, wenn sich nicht die Lage in entscheidender Weise änderte. Endlich trat dieser Umschwung ein, und zwar so, wie weder er noch irgend jemand anders es erwartet hatte. Die englischen Kriegsschiffe segelten den Hudson aufwärts an den Forts vorüber, fuhren über unsere vielgerühmten Hindernisse hinweg, vernichteten unsere kleine Flotte und hatten damit die Herrschaft über den Fluß gewonnen. Dann landete General Howe bei Frog's Point, wo er dank Heaths vortrefflicher Maßregeln unter Washingtons Leitung für den Augenblick aufgehalten wurde. Diese beiden Ereignisse machten es klar, daß die Lage für die Amerikaner sehr gefährlich und der Rückzug wiederum geboten war. Jedenfalls war das der Beschluß des Kriegsrates am 16., der dieses Mal mit seinem Vorsitzenden übereinstimmte. Howe zögerte 6 Tage bei Frog's Point, um Proviant, Artillerie oder sonst etwas herbeizuschaffen; heute ist es gleichgültig, warum er zögerte. Jedenfalls wartete er und gab seinem Gegner dadurch 6 Tage Zeit.

Diese Tage hatten für Howe wenig Wert, aber für Washington waren sie von unschätzbarer Wichtigkeit; denn er konnte sie dazu benutzen, um alles fertigzustellen, seinen Kriegsrat abzuhalten und endlich am 17. unbelästigt nach einer sehr starken Stellung bei White Plains abzuziehen. Auf seinem Wege hatte er zwei oder drei kleine hitzige, aber siegreiche Gefechte mit den Engländern zu bestehen. Sir William folgte ihm dicht auf den Fersen, aber mit Vorsicht; denn in seinem Kopfe hatte eine dunkle Ahnung Raum gewonnen, daß an der Spitze dieser ungeübten Truppen vor ihm ein Mann stand, mit dem man nicht leichtfertig verfahren durfte.

Am 28. kam Howe an Washingtons Stellung heran und fand die Amerikaner ihm gleich an Stärke vor; stark verschanzt, erwarteten sie mit Ruhe seinen Angriff. Er zögerte und schwankte wieder; aber da er schließlich doch fühlte, daß irgend etwas geschehen müsse, sandte er viertausend Mann aus, um Chatterton Hill, einen freiliegenden Außenposten, wo vierzehnhundert Amerikaner standen, im Sturm zu nehmen. Nach kurzem, heftigem Kampf zogen sich die Amerikaner in guter Ordnung auf die Hauptarmee zurück, hatten aber noch nicht halb so starke Verluste wie ihre Gegner erlitten. Mit verdoppelter Vorsicht schickte Howe nach Verstärkung und wartete wieder zwei Tage. Am dritten Tage regnete es, und am vierten bemerkte Howe, daß Washington sich auf eine höhere, gänzlich uneinnehmbare Hügelkette zurückgezogen hatte, wo er alle Pässe in seinem Rücken besetzt hielt und einen zweiten Angriff erwartete. Howe betrachtete die Situation noch zwei oder drei Tage länger; dann brach er sein Lager ab und zog sich nach Dobbs Ferry zurück. Das war nun das großartige Resultat des Sieges von Long Island: zwei verlorene Monate und die Tatsache, daß die amerikanische Armee noch immer in voller Kriegstüchtigkeit bestand.

Howe war jedoch entschlossen, daß der Feldzug nicht ganz

fruchtlos bleiben sollte, und wandte daher den Verteidigungsplätzen am Hudson, Fort Lee und Fort Washington, seine ganze Aufmerksamkeit zu, und hier hatte er mehr Erfolg. Der Kongreß hatte in seiner militärischen Einsicht darauf bestanden, daß diese Forts gehalten werden könnten und also auch gehalten werden müßten. So dachten auch die Generale, und so dachte leider besonders auch Greene. Washington aber in seiner gewöhnlichen genauen und scharfen Voraussicht sah klarer denn je, daß, seit die Kriegsschiffe den Hudson aufwärts gefahren waren und die englische Armee frei war, die beiden Forts aufgegeben werden müßten. Seiner Ansicht sicher, verwarf er den Beschluß des Kongresses, ließ sich aber doch insofern von Greene beeinflussen, als er es ihm überließ, den Abzug nach eigenem Gutdünken anzuordnen. Dies war eine Schwachheit, wie er später selbst zugab, wegen der er sich heftige Vorwürfe machte; denn er versuchte niemals, seine eigenen Fehler zu verbergen oder zu bemänteln, sondern war den Tatsachen gegenüber wie auch sonst immer ehrlich. Es wurde also ein Versuch gemacht, die beiden Forts zu halten; aber beide gingen verloren, wie er es vorausgesehen hatte. Aus Fort Lee zog die Garnison ungefährdet zurück; Fort Washington aber wurde nach schwerem Kampf im Sturm genommen. Zweitausendsechshundert Mann und die ganze Kriegsmunition fielen in die Hände der Feinde. Das war ein ernster und höchst niederschmetternder Verlust und wurde auf dem ganzen Kontinent als ein solcher empfunden.

Inzwischen war Washington nach Jersey übergesetzt und begann, nach dem Fall von Fort Lee vor den Engländern zurückzuweichen, die, von ihrem Siege berauscht, unter Lord Cornwallis in größter Eile vorrückten. Sein Schicksal und das Schicksal der Revolution standen jetzt in dieser entscheidenden Zeit auf dem Spiele. Sein Heer schmolz dahin. Die Miliz war beinahe gänzlich verschwunden, und Regimenter,

deren Dienstzeit zu Ende war, zogen täglich ab. Lee, der eine Division kommandierte, erhielt den Befehl heranzurücken, schenkte aber diesem Rufe keine Beachtung, obwohl dieser Befehl einen Monat lang täglich wiederholt wurde. Er schwankte, ließ kostbare Zeit verstreichen, machte Entschuldigungen und wurde schließlich gefangen genommen. Dies schaffte ihn in sehr erwünschter Weise eine Zeitlang aus dem Wege; aber es war ihm doch gelungen, seine Truppen von Washington fernzuhalten, was ein großes Unglück war.

Am 2. Dezember kam Washington mit dreitausend zerlumpten Soldaten nach Princetown, die Engländer dicht auf seinen Fersen. Sie glaubten ihn nun sicher in ihrer Macht zu haben. Dieses Mal war kein Entrinnen möglich; daher lag auch die Notwendigkeit, in Eilmärschen vorzurücken, nicht vor. Die Engländer hatten eben noch nicht begriffen, daß für Washington auch nur wenige Stunden von großem Wert waren, und als sie nach gehöriger Ruhepause den Delaware erreichten, waren die Amerikaner bereits auf dem gegenüberliegenden Ufer und alle Boote im Umkreise von siebenzig Meilen zerstört.

Es war jetzt Winter; die kurzen, trüben Tage kamen, und mit ihnen schneidende Kälte, Hagelstürme und Eis. Fast schien es, als ob die Elemente allein die wenigen Getreuen auseinandertreiben wollten, die noch um den Oberbefehlshaber versammelt waren. Der Kongreß hatte ihm unumschränkte Vollmacht zur Ernennung von Offizieren und den Befehl gegeben, Rekruten auszuheben, was ja gut gemeint, aber praktisch von geringem Werte war. So wie Glendower Geister aus der „wüsten Tiefe“ heraufbeschwören konnte<sup>1)</sup>, so versuchten sie mit gleichem Erfolge Soldaten aus der Erde

<sup>1)</sup> Spielt auf Shakespear, Heinrich IV, Akt III, 1 an.

zu stampfen, trotz der Niederlagen und der Schärfe eines nordamerikanischen Winters. Washington vereitelte die Verfolgung durch seine Flucht von Stadt zu Stadt und ließ nichts ungetan. Nach Norden und Süden flogen Briefe mit Bitten um Leute, Geld und Proviant. Es war zum größten Teil vergeblich; aber die Bitten wurden doch mit Zähigkeit fortgesetzt. Lee wollte nicht kommen, die Miliz in Jersey sich nicht zur Musterung stellen, Tausende begannen, Howes Amnestie anzunehmen, und Zeichen von Wankelmuth traten in den Mittelstaaten zutage. Philadelphia wurde bedroht, Newport war in den Händen der Feinde, und Washington hatte sich neunzig Meilen weit zurückgezogen, wobei er dem Untergang immer wieder nur durch die Breite eines Stromes entging. Der Kongreß hatte beschlossen, Philadelphia nicht zu verlassen — eine Tatsache, die der General zu veröffentlichen sich weigerte — und ergriff dann die Flucht.

Niemand blieb zurück, um der grimmigen Not ins Auge zu sehen, als Washington, aber er hielt ihr unentwegt stand. Keine Minute verging, ohne daß er nicht versucht hätte, auf irgendeine Weise etwas zu erreichen. Keine Stunde verstrich, ohne daß er sich ruhig von immer erneuter Enttäuschung zur Arbeit und Tat wandte.

Mitte Dezember war Howe überzeugt, daß die amerikanische Armee sich bald auflösen würde, und nachdem er starke Abteilungen auf verschiedenen Posten zurückgelassen hatte, zog er nach New York. Seine Voraussetzungen waren richtig und seine Schlüsse logisch; aber er machte seinen gewöhnlichen Fehler, daß er den amerikanischen Oberbefehlshaber unterschätzte. Kaum war es bekannt geworden, daß er auf dem Wege nach New York war, als Washington an der Spitze seiner in Auflösung begriffenen Armee beschloß, die Offensive zu ergreifen und einen vorgeschobenen Posten anzugreifen. In einem Briefe vom 14. Dezember — dem

Tag, nachdem Howe abmarschiert war, eröffnet sich uns zum ersten Male die Aussicht auf Trenton. Ein kühner Geist war es, der es wagte, in der Kälte des Winters mit einem aufgeriebenen Heere ohne Aussicht auf Verstärkung inmitten einer vom Schrecken gelähmten Bevölkerung mit nur viertausend Mann eine wohlausgerüstete Armee anzugreifen, die, alle Divisionen eingerechnet, fünfundzwanzigtausend Mann zählte.

Es ist ganz angebracht, jetzt eine Pause zu machen und die Situation und die durch sie bedingten Schwierigkeiten mit Muße zu betrachten. Dann erst können wir recht begreifen, welcher Art der Mann war, der sie alle siegreich überwand. Ferner erinnere man sich auch, daß er sich selbst nichts vormachte und nicht für einen Augenblick die Wahrheit verhüllte. Zwei Jahre später schrieb er, daß er in diesem Augenblick höchster Anspannung, den er „die dunklen Tage Amerikas“ nannte, niemals niedergeschlagen gewesen sei, und das war wahr; denn Verzweiflung lag seiner Natur gänzlich fern. Aber auch keine Selbsttäuschung ließ ihm Mut. Am 18. schrieb er an seinen Bruder, „daß, falls nicht jeder Nerv angespannt würde, um eine neue Armee auf die Beine zu stellen, das Spiel so gut wie verloren sei“, und fügte noch hinzu: „Du kannst Dir keinen Begriff von der Verwirrung meiner Lage machen. Kein Mensch hat, glaube ich, jemals eine größere Auswahl von Schwierigkeiten gehabt und weniger Mittel, um sich von ihnen frei zu machen. Indessen in der festen Überzeugung von der Gerechtigkeit unserer Sache kann ich den Gedanken gar nicht fassen, daß sie untergehen soll, wenn sie auch für einige Zeit im argen liegen mag.“ Kein Wort der Klage, der Prahlerei, der Verzweiflung in diesem Briefe! Wir finden vielleicht etwas Bitterkeit in den Hinweisen auf den Kongreß und Lee; aber der Ton des Briefes ist so ruhig und friedlich wie ein Morgen im Mai und schließt mit Grüßen und

guten Wünschen an die Schwester des Schreibers und ihre Familie.

So plante und grübelte Washington in diesen trüben Wintertagen, schickte nach Mannschaften hierhin und dorthin und fuhr bei alledem fort, dringliche und immer dringlichere Briefe zu schreiben und ein wachsameres Auge auf die Zukunft zu haben. Er schrieb aber nicht nur dringende Briefe, sondern verpfändete auch seine eigene Besizung und tat mehr, als er eigentlich verantworten konnte, in der verzweifelten Anstrengung, Geld und Leute zu beschaffen. Am 20. schrieb er an den Kongreß: „Es mag wohl Leute geben, die denken, daß ich ein gut Teil über meine Pflicht hinausgegangen bin, indem ich diese Maßregeln ergriff oder so offen meinen Rat erteilte. Die Gefährdung meiner Ehre, meines ganzen Vermögens, des unschätzbaren Segens der Freiheit und mein ihr geweihtes Leben müssen meine Entschuldigung sein.“ Selbst heute noch klingen die Worte mit ernster Feierlichkeit über ein Jahrhundert zu uns herüber, und wir können mit ihm fühlen, als er allein einsah, daß er an der Schwelle einer großen Krise stand. Es ist etwas Furchtbares zu wissen, daß die Existenz einer Nation auf dem Spiele steht, und dieser Gedanke bebte durch seine Worte, die, wenn auch gemessen und ruhig wie sonst, doch tief erfüllt sind von großer Bedeutung für ihn und die Welt.

Zu Weihnachten war alles fertig, und während die christliche Welt sich freute und jubelte und die englischen Offiziere in New York und in den Städten New Jerseys sich amüsierten und schwelgten, bereitete Washington alles zu einem Schlage vor. Seine gesamte Macht, in verschiedene Abteilungen geteilt, betrug weniger als sechstausend Mann. Jeder Division war in weiser Voraussicht ihre besondere Rolle zuerteilt. Nichts war übersehen, nichts vergessen, und schließlich tat doch keiner der Divisionstommandeure seine

Pflicht, aus entschuldbaren oder nicht entschuldbaren Gründen. Gates sollte von Bristol mit zweitausend Mann abmarschieren, Ewing bei Trenton übersehen, Putnam von Philadelphia heranrücken und Griffin einen Abteilungsangriff gegen Donop machen. Aber im entscheidenden Augenblick befand sich Gates, der den Plan mißbilligte, auf dem Wege zum Kongreß, und Wilkinson mit seiner Botschaft fand den Weg zum Hauptquartier, indem er den blutigen Spuren der barfüßigen Soldaten folgte. Griffin gab New Jersey auf und floh vor Donop, Putnam wollte nicht einmal den Versuch machen, aus Philadelphia auszurücken, und Ewing machte keine Anstalten, bei Trenton überzusehen. Cadwalader kam allerdings von Bristol heran; aber als er auf dem Flusse das Treibeis bemerkte, gab er das Unternehmen als hoffnungslos auf.

Nur einer zögerte nicht und gab die Hoffnung nie auf, noch machte er beim Anblick des Treibeises halt. Mit zweitausendvierhundert abgehärteten Veteranen setzte Washington über den Delaware. Die Nacht war bitterkalt und die Überfahrt schwierig. Als sie landeten und ihren Marsch von neun Meilen nach Trenton begannen, schlug ihnen ein schneidender Hagelsturm ins Gesicht. Sullivan, der längs des Flusses marschierte, ließ melden, daß die Schußwaffen seiner Leute durchnäßt seien. „Dann sagen Sie Ihrem General,“ sprach Washington, „er solle das Bajonett gebrauchen, denn die Stadt muß erstürmt werden.“ Am hellen Tage erreichten sie die Stadt. Washington, der sich vor der Front des rechten Flügels befand, rückte auf der Pennington-Chaussee heran, und gerade als er die Vorposten zurückwarf, hörte er das Geschrei von Sullivans Leuten, die unter Stark, dem Führer der Avantgarde, vom Flusse heranstürmten. Eine Kompagnie Jäger und die leichten Dragoner entschlüpften ihm; dann folgte ein kurzer, wirrer Straßenkampf, Oberst Rahl fiel, tödlich verwundet,

seine Hessen warfen ihre Waffen fort — und alles war vorüber. Der Kampf war ausgefochten und gewonnen, und die Revolution war gerettet.

Washington setzte nun mit seinen tausend Kriegsgefangenen wieder über den Delaware, um seine alte Stellung einzunehmen. Wenn alle ihre Pflicht getan hätten, wie Washington es geplant hatte, so wäre die englische Macht in New Jersey zerstört worden; so war sie nur erschüttert. Der Kongreß hatte sich nun endlich zusammengerafft und Washington mit beinahe diktatorischer Gewalt bekleidet; aber die Zeit zum Handeln war kurz. Das Heer schmolz bereits wieder zusammen, und nur durch dringendes Bitten wurden einige alte Veteranen zurückgehalten und genug neue Soldaten aufgebracht, um eine Streitmacht von fünftausend Mann zu bilden. Mit diesem Heere machte sich Washington daran, zu vollenden, was er begonnen hatte.

Die Niederlage von Trenton rief Schrecken und Entsetzen bei den Engländern hervor, und Cornwallis rückte jetzt mit siebentausend Mann der besten Truppen aus New York ab, um das Verlorene wieder zurückzugewinnen. Er ließ drei Regimenter bei Princeton und setzte dann eilig hinter Washington her, der sich unter heftigen, aber siegreichen Gefechten hinter den Assunpink zurückzog. Als Cornwallis den Fluß erreichte, sah er die amerikanische Armee auf dem anderen Ufer aufgestellt, um ihn zu erwarten. Ein Angriff auf die Brücke wurde zurückgeschlagen, und die Aussichten standen nicht sehr günstig. Einige Offiziere drängten zu einer sofortigen Attaque, aber die Nacht brach herein, und Cornwallis, seiner Sache sicher, beschloß, bis zum nächsten Morgen zu warten. Auch er vergaß, daß er einem Feinde gegenüberstand, der niemals einen Fehler übersah und nie auch nur eine Stunde wartete. In schnellem Entschluß ließ Washington seine Lagerfeuer am Ufer brennen und marschierte auf

einem Umweg, den er schon zuvor ausgekundschaftet hatte, auf Princeton. Bei Sonnenaufgang erreichte er die ersten Häuser der Stadt. Mercer, der mit dreihundert Mann abkommandiert war, stieß auf Mawhoods Regiment, und ein hitziges Gefecht begann. Mercer wurde tödlich verwundet, und seine Leute begannen eben zurückzuweichen, als die Hauptmacht eintraf. Die Engländer griffen an, und als die ungeübten pennsylvanischen Truppen im Vordertreffen wankten, jagte Washington an die Front, sein Pferd dreißig Schritt vor den Engländern parierend, und befahl seinen Leuten vorzurücken. Der Kugelregen ließ ihn unverletzt, die Leute hielten stand, die anderen Divisionen kamen rasch ins Treffen, und der Feind wich nach allen Seiten zurück. Die beiden anderen englischen Regimenter wurden durch die Stadt gejagt und zerstreut. Wenn Washington Kavallerie gehabt hätte, so wären sie gänzlich abgeschnitten worden. So aber wurden sie aufs Haupt geschlagen und verloren in diesem kurzen, blutigen Gefecht fünfhundert Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen. Es war jetzt zu spät, um die Magazine in Brunswick zu stürmen, wie Washington im Sinne gehabt hatte, und so zog er sich abermals mit seinem Heere auf die Hügel zurück, um dort auszuruhen und seine Armee zu ergänzen.

Seine Arbeit war jedoch getan. Die Bevölkerung, die bis dahin untätig, ja selbst feindlich gewesen war, erhob sich jetzt, und die Engländer wurden angegriffen, überrascht und überall abgeschnitten, bis sie endlich auf die unmittelbare Nähe von New York beschränkt waren. Das Blatt hatte sich jetzt gewendet, und Washington hatte die wertvolle Ruhepause erlangt, die er so sehr erstrebt hatte.

Friedrich der Große soll gesagt haben, daß dies der glänzendste Feldzug des Jahrhunderts gewesen sei. Sicherlich traten Beweise höchster strategischer Kunst und vollendeten Feldherrntalentes dabei zutage. Mit einer im Vergleich

zu der feindlichen an Zahl unbedeutenden Streitmacht gewann Washington zwei entscheidende Siege dadurch, daß er den Feind plötzlich mit überlegener Macht an einem bestimmten Punkte angriff. Der Feldzug von Trenton hat Ähnlichkeit mit den letzten Schlachten Napoleons in Frankreich vor seiner Verbannung nach Elba. Außerdem zeigen diese Schlachten nicht nur den hervorragenden Feldherrn, sondern auch den großen Staatsmann. Sie lassen prophetisches Wissen erkennen, das den richtigen Augenblick erfäßt, wo alles gewagt werden muß, um den Staat zu retten. Bei Trenton und Princeton schlug Washington dem Feinde tödliche Wunden; aber von noch größerer Bedeutung war es, daß er den patriotischen Geist des Landes neu belebte, der durch die bittere Erfahrung der Niederlagen gesunken war, und frisches Leben, Hoffnung und neuen Mut in das Herz des ganzen Volkes senkte.

Das war der entscheidende Moment des Krieges. Früher oder später mußten die amerikanischen Kolonien von dem Mutterlande getrennt werden, friedlich oder gewaltsam. Aber in der Revolution von 1776 lag nichts Unvermeidliches; auch war ihr Ausgang durchaus nicht sicher. Sie lag in den letzten Zügen, als die Engländer New Jersey einnahmen, und wenn Washington nicht gewesen wäre, so wäre diese spezielle Revolution sicherlich fehlgeschlagen. Ihr Schicksal lag in den Händen des Generals und seiner Armee, und dem starken Geiste, der immer scharfsichtiger und entschlossener wurde, je dringender die Not war, dem eisernen Willen, der immer rastlosere Anstrengungen machte, je zahlreicher die Niederlagen eintraten, dem hohen, unbeugsamen Charakter und dem leidenschaftlichen Kämpfertemperament Washingtons verdanken wir den glänzenden Feldzug, der in der dunkelsten Stunde den Umschwung herbeiführte und die Sache der Revolution rettete.

## 7. Kapitel.

### Kampf gegen innere Intriguen und fremde Söldner.

Nach den „beiden glücklichen Zufällen bei Trenton und Princeton“, wie Washington selbst sie benannte, nahm er eine starke Stellung bei Morristown ein und wartete. Sein Plan war der, den Feind in Schach zu halten und alle Operationen bis zum Frühling zu verschieben. Leicht genug ist es jetzt, seine Absicht festzustellen, und einfach genug scheint sie zu sein; aber schwer und bedenklich war die Durchführung der Aufgabe, die er in den rauhen Wintertagen des Jahres 1777 zu lösen hatte. Die Farmer von Jersey, aufgereizt durch die Unbilden, die ihnen die britischen Truppen zugefügt hatten, hatten endlich — nach den Siegen bei Trenton und Princeton — auf Washingtons Aufforderungen reagiert, hatten exponierte Truppenabteilungen fortwährend beunruhigt und abgeschnitten und so die Bewegungsfähigkeit des Feindes gehemmt. Aber die Hauptarmee der Kolonien, von der alles abhing, war in einem bedauernswerten Zustand. Ihre Zusammensetzung wechselte beinahe von Tag zu Tag. Der Fluch der Anwerbung auf kurze Zeit, die Washington verdammt hatte, machte sich jetzt in furchtbarer Weise fühlbar. Am Anfang des neuen Jahres zog der größte Teil der kontinentalen Mannschaften nach Hause, während

neue zum Ersatz nur langsam eintrafen und das Rekrutieren nur mühsam vor sich ging. Washington sah sich also gezwungen, nur durch neue, ungeübte Soldaten ungenügend gestützt, den Schein der Stärke zu wahren, und keinem Feldherrn ist wohl je eine schwierigere Aufgabe zuteil geworden. Zeitweilig hatte es den Anschein, als ob die ganze Armee einfach verschwinden würde, und mehr als einmal sah sich Washington vor die Möglichkeit gestellt, Ende der Woche oder des Monats nicht mehr als fünfhundert Mann zur Verfügung zu haben. Anfang März hatte er etwa viertausend Mann, einige Wochen später nur noch dreitausend undisziplinierte Rekruten, die außerdem noch schlecht verpflegt, schlecht bekleidet, schlecht beschuht, schlecht bewaffnet und beinahe ohne Sold waren. Ihm gegenüber stand Howe mit elftausend Mann im Feld und mit noch mehr in der Stadt New York, gut einexerziert und ausgerüstet, wohl bewaffnet, gut verpflegt und mit allem Notwendigen reichlich versehen. Der Gegensatz war geradezu grotesk. Dennoch gelang es dem Genie und dem starken Willen eines Mannes, diese ausgezeichnete britische Armee an einer Machtentfaltung ihren in Lumpen gekleideten Gegnern gegenüber zu verhindern und sie zu unschädlicher Ruhe zu zwingen.

Von Anfang an war es Washingtons Plan, ungeachtet aller Gefahren im Felde zu bleiben, und das hat er auch ungeachtet aller Gefahren durchgesetzt. Tagtäglich gingen seine Briefe nach allen Seiten und erbaten in ebenso pathetischen wie würdevollen und ernstesten Worten Verstärkung und Kriegsvorräte. In einem dieser Schreiben vom Januar, das an Coöke, den Gouverneur von Rhode Island, gerichtet war, und worin er gegen die Aushebung von Truppen zur Verwendung nur innerhalb des in Frage kommenden Staates Einspruch erhob, setzte er seine Ziele kurz auseinander. „Sie

müssen sich klar machen“, schrieb er, „daß die Jahreszeit schnell näher rückt, in der ein neuer Feldzug beginnen wird. Noch ist der vorige nicht abgeschlossen, und es ist auch nicht meine Absicht, ihn abzuschließen, wenn nicht der Feind Jersey räumt.“ Ununterbrochen zu kämpfen und das Feuer tätigen Widerstandes niemals niedriger brennen oder verlöschen zu lassen, war Washingtons Meinung nach die beste Art und Weise, seine eigene Partei aufrecht zu erhalten und den Feind zu schlagen. Wenn er keine großen Schlachten schlagen konnte, so wollte er kleine schlagen; wenn er keine kleinen Schlachten schlagen konnte, so wollte er überraschende Überfälle machen und kleine Scharmügel liefern. Kämpfe irgendwelcher Art sollten eben sein, solange der Feind den Versuch machte, einen Staat zu überlaufen und in Besitz zu nehmen. Die Hindernisse sehen wir jetzt wohl, aber wir können uns heute noch darüber wundern, daß sie so weit überwunden wurden, daß überhaupt irgendetwas geschehen konnte.

Außer den rein äußerlichen Schwierigkeiten, wie Mangel an Soldaten, Geld und Verpflegung, gab es überdies noch andere politischer und persönlicher Art, die noch aufreibender und zermürbender waren, aber doch auch in irgendeiner Weise überwunden werden mußten. Um den Mut des Volkes aufrecht zu erhalten, war Washington genötigt, die Kunde zu verbreiten und die Annahme zu gestatten, daß er mehr Mannschaften zur Verfügung habe, als wirklich der Fall war. Die Folge war, daß der Kongreß und verschiedene weise und sehr brave Leute darüber murrten, daß er nicht mehr leiste und nicht mehr Schlachten schlage. Er hat den Kongreß nie getäuscht; aber dieser wollte oder konnte die wirkliche Situation nicht verstehen. Im März schrieb er an Robert Morris: „Auch steht es nicht in meiner Macht, den Kongreßmitgliedern die wirkliche Lage der Dinge begreiflich zu machen und ihnen beizubringen, daß ich nur

mit größter Mühe und mit größter Anstrengung, wenn ich so sagen darf, das Leben und die Seele dieser Armee erhalte. Mit einem Wort, solange sie in der Ferne sind, glauben sie, es sei nur nötig zu sagen „Geschwindigkeit ist keine Hexerei“, und daß damit alles geschehen sei. Sie scheinen keine Ahnung von den Schwierigkeiten und Nöten derer zu haben, die alles ausführen sollen.“ So leicht war es einzusehen, was sie getan wissen wollten, und einen dahingehenden Beschluß zu fassen, daß die Kongreßmitglieder niemals die Aktualität der Schwierigkeiten und der Gefahr verstanden haben, bis die Hand des Feindes ihnen beinahe an der Kehle saß. Sie begnügten sich nicht mit Vernachlässigung und Verzögerung, sondern mischten sich mehrmals direkt in Washingtons Angelegenheiten, wie z. B. beim Austausch der Gefangenen, wo sie ihm unendliche Schwierigkeiten bereiteten, und erwiesen sich trotz aller Belehrungen als völlig unfähig, etwas zu lernen oder die Hände von Sachen zu lassen, die sie nichts angingen.

Im Januar erließ Washington eine Proklamation, worin er von den Einwohnern, die Howes Deklaration unterschrieben hatten, verlangte, daß sie sich innerhalb dreißig Tagen melden und den Vereinigten Staaten den Treueid schwören sollten. Taten sie dies nicht, so sollten sie als Feinde behandelt werden. Die Maßregel war durchaus gerechtfertigt, und die Proklamation war in sehr milde Worte gekleidet. Es war unmöglich, eine große Anzahl Männer nach der Theorie zu behandeln, daß sie friedliche amerikanische Bürger und zugleich Untertanen des Königs Georg seien. Die Folgen einer solchen Handlungsweise waren in jeder Hinsicht gefährlich und unerträglich, und Washington war entschlossen, die Schafe von den Böcken zu trennen, um zu wissen, wen er zu verteidigen und wen er anzugreifen hatte. Dennoch wurde er wegen dieses weisen

und notwendigen Schrittes im Kongreß angegriffen und der Verletzung von bürgerlichen Rechten und Kongreßbeschlüssen angeklagt. Irgend etwas Aktuelles geschah in der Angelegenheit nicht; aber schon ein solcher vereinzelter Fall zeigt, welch unendlicher Takt und welch felsenfeste Entschlossenheit dazu gehörten, um unter einer Regierung Krieg zu führen, deren Mitglieder nicht imstande waren zu begreifen, um was es sich handelte, und nicht einsehen konnten, daß es sich kaum der Mühe verlohnte, sich, ehe England geschlagen war, um bürgerliche Rechte zu sorgen, die im Falle einer Niederlage schnell vollständig aufgehoben werden würden.

Eine weitere fruchtbare Quelle des Ärgers und der Sorge war die Rangfrage. Bei Beförderungen und Ernennungen waren die Kongreßmitglieder geneigt, mehr Wert auf lokale Ansprüche als auf militärische Verdienste zu legen, und ließen sich auch in ihren Handlungen in dieser Hinsicht viel zu sehr von ihren eigenen persönlichen Vorurteilen beeinflussen. Daraus entstanden dann endlose Unzufriedenheiten und Eifersüchteleien, die wiederum Niederlegungen von Stellen und den Verlust tüchtiger Offiziere zur Folge hatten. Nachdem der Kongreß seine Ernennungen gemacht hatte, wandte er sich fröhlich anderen Geschäften zu, während der Schwarm von Klagen und Beschwerden, der dadurch losgelassen worden war, den Kopf des geplagten Oberkommandierenden umsummte. Er konnte die Angelegenheiten nicht umgehen, sondern war gezwungen, Rivalitäten auszugleichen, gereizte Empfindungen zu beruhigen und den Sturm zu beschwichtigen, so gut er konnte. In einer oder der anderen Weise wurde aber schließlich alles geregelt: durch persönliches Zureden und durch Briefe voller Würde, Patriotismus und Geduld, die selbst noch bis auf den heutigen Tag und in unseren Zeiten Eindruck machen und zu denken geben.

Dazu kam noch, daß der Kongreß, nicht damit zufrieden, unsere Stellen im Bundesdienst aufzuschnappen, die Sache noch in gefährlicher Weise durch die Behandlung der Ausländer komplizierte. Die Mitglieder des Kongresses waren Kolonisten, und die Tatsache, daß sie das Joch des Mutterlandes abgeschüttelt hatten, änderte nichts an ihrer kolonialen und durchaus erklärlichen Gewohnheit, Engländer und Franzosen, überhaupt jeden, der das Glück hatte, in Europa geboren zu sein, mit ungeheurem Respekt zu betrachten. Die Folge davon war, daß sie zu viel Offiziersstellen und auch viel zu hohen Rang an die zahlreichen Freiwilligen von jenseits des Ozeans abgaben, welche die verschiedensten Beweggründe hergeführt hatten, die aber sämtlich eine hohe Meinung von ihren eigenen Verdiensten hatten. Um dem Kongreß gerecht zu werden, muß man allerdings nicht unterlassen hervorzuheben, daß die amerikanischen Agenten im Auslande in dieser Hinsicht noch mehr zu tadeln waren. Silas Deane besonders warf mit Versprechungen von Offizierspatenten nur so um sich, so daß sogar der Kongreß sich später weigerte, viele der so in seinem Namen gemachten Versprechen zu erfüllen. Dennoch war der Kongreß aber viel zu lax und folgte dem Beispiel seiner Agenten viel zu genau. Manche unter den Ausländern waren uneigennützige Männer und ausgezeichnete Soldaten, die der Sache Amerikas wertvolle Dienste leisteten. Viele andere aber waren nur militärische Abenteurer, die vielleicht von Nutzen sein konnten, aber niemals Anspruch auf die Stellungen hatten, die sie forderten und in den meisten Fällen auch erhielten.

Die unüberlegte Handlungsweise des Kongresses und unserer Agenten im Auslande in dieser Beziehung war eine stete Quelle von Ärgernissen sehr ernster Art. Im Lande geborene Offiziere, welche schon so manche Strapazen und

Gefahren bestanden hatten, waren mit Recht darüber unwillig, wenn ihnen ein Fremder vorgezogen wurde, der nur wenige Tage vorher in Amerika gelandet und nicht einmal der Sprache mächtig war. Infolge hiervon gingen Drohungen von Aufgabe der Stellungen ein, die, wenn sie ausgeführt wurden, den ganzen Charakter der Armee verändern mußten. Die Ausländer selbst wiederum, aufgeblasen durch die Unterwürfigkeit unserer Agenten und den ihnen zuteil gewordenen überfreundlichen Empfang von seiten des Kongresses, fanden dann, wenn sie zur Armee kamen, daß sie keine Kommandostellen bekommen konnten, aus dem einfachen Grunde, weil keine da waren, die man ihnen hätte geben können. Dadurch wurden sie mit ihrem Rang und ihrer Tätigkeit unzufrieden, und bittere Beschwerden und gegenseitige Beschuldigungen waren die Folge. All diese Schwierigkeiten lasteten natürlich auf dem Oberkommandierenden am schwersten, dem die ganze Angelegenheit im höchsten Grade widerwärtig war. Washington war von Anfang an der Meinung gewesen und hatte es wieder und wieder in scharfen und stets schärfer werdenden Worten ausgesprochen, daß dies ein amerikanischer Krieg sei und von Amerikanern durchgekämpft werden müsse. In keiner anderen Weise und durch niemand anders konnte seiner Meinung nach ein erringenswerter Erfolg erreicht werden. Natürlich sah er wohl die Wichtigkeit eines Bündnisses mit Frankreich ein und wünschte es lebhaft; denn es bildete ein Hauptelement bei der Klärung der politischen und militärischen Lage; aber ein Bündnis mit einer auswärtigen Macht und die Hilfe von vereinzelt militärischen Freiwilligen war zweierlei. Washington hatte durchaus keine engherzigen Vorurteile gegen Ausländer; denn er war ein Mann mit einem weiten und freien Gesichtsblick, und niemand genoß in höherem Grade die Liebe und Achtung

der fremdländischen Offiziere als er; aber er war intensiv amerikanisch in seinen Gefühlen und wollte auch nicht einen Augenblick zugeben, daß der amerikanische Unabhängigkeitskrieg von andern als Amerikanern redlich ausgefochten und ehrlich gewonnen werden konnte. Er war sich wohl bewußt, daß auch fremdländische Freiwillige von Wert und Nutzen waren, wovon er auch ausgiebig und dankbar Gebrauch machte; aber er war empört und entsetzt über die urteilslose und verschwenderische Art und Weise, in der unsere Vertreter im Auslande und der Kongreß ihnen Rang und Würden verliehen. „Hungrige Abenteurer“, nannte er sie in einem Briefe, als ihm einmal die Geduld wegen der endlosen Ärgereien, die sie ihm bereiteten, ausgegangen war. So ließ er denn ihre übermäßigen Ansprüche unbeachtet und setzte es im großen und ganzen durch, daß sie nur die ihnen zukommenden Stellungen einnahmen. Das war eine sehr delikate, schwierige und unangenehme Aufgabe, denn sie hatte einen Beigeschmack von Undankbarkeit. Aber Washington ließ sich auch nicht einen Moment in seiner Handlungsweise beirren und bewies auch, während er die Gefahr zurückdämmte, in vielen Fällen, wie z. B. bei Lafayette und Steuben, daß er alle wirklich tüchtigen Leute des ausländischen Kontingentes wohl zu schätzen und zu verwerten wußte.

Washingtons Verdienste in dieser Angelegenheit sind niemals richtig verstanden und gebührend anerkannt worden. Wenn er nicht diese Stellung eingenommen und mit unerschütterlicher Festigkeit, die an Härte grenzte, festgehalten hätte, so hätten wir binnen kurzem eine Armee von amerikanischen Soldaten mit ausländischen Offizieren gehabt, von denen viele nichts als reine Söldner, „hungrige Abenteurer“, aus Frankreich, Polen oder Ungarn, aus Deutschland, Irland oder England waren. Eine solche Zusammensetzung

hätte nur mit Desorganisation und Niederlage enden können. Daß die Mitglieder des Kongresses und einige unserer Vertreter in Europa die Gefahr nicht erkannten und sich von den fremden Offizieren, die zu ihnen kamen, blenden ließen, war durchaus natürlich und erklärlich. Wir Menschen sind Geschöpfe der Zeit, in der wir leben, und sind in unseren Anschauungen abhängig von den Lebensbedingungen, die uns umgeben, ebenso wie das Kamäleon seine Farbe von den Gräsern oder Blättern annimmt, unter denen es sich versteckt. Die Regierer und Gesetzemacher von 1776 konnten ihre provinzielerische Ehrfurcht vor geborenen Engländern und Europäern nicht abwerfen, wie sie ihre politische Untertanenpflicht gegenüber dem britischen König abwarfen. Ein Wunder ist es, daß überhaupt ein Mann von so großem Geist und Charakter da war, der sich mit einem einzigen Sprunge von dem Niveau eines Provinzpflanzers zu der Höhe eines großen nationalen Führers aufschwang. Als ein solcher erwies er sich in jeder Weise, in keiner aber mehr als in seiner Fähigkeit, alle Menschen einfach als Menschen zu betrachten, und mit einer Urteilsstärke, die durch nichts beirrt wurde, die Gefahren für seine Sache und für sein Vaterland abzuwehren, die in der in den Kolonien üblichen Denk- und Handlungsweise verborgen lagen und so gefährbringend für ein um seine Unabhängigkeit kämpfendes Volk sein mußten. Dieses starke, stolze Nationalitätsgefühl können wir in Washingtons ganzer Karriere beobachten; aber er hat niemals bessere Dienste getan als damals, als er die amerikanische Armee vor zu verschwenderischer Begünstigung der ausländischen Freiwilligen schützte.

Unter anderen unangenehmen, aber notwendigen Wahrheiten hatte Washington dem Kongreß mitgeteilt, daß Philadelphia gefährdet sei, daß Howe wahrscheinlich beab-

sichtige, es zu besetzen, und daß es so gut wie unmöglich sei, ihn daran zu verhindern. Nachdem diese Warnung erteilt und unbeachtet geblieben war, fuhr er fort, seinen Gegner zu beobachten, und zwar mit gesteigerter Wachsamkeit, als Anzeichen von Tätigkeit in New York zu bemerken waren. Gegen Ende Mai brach er sein Winterquartier ab und nahm mit den etwa siebentausend Mann, die er jetzt zur Verfügung hatte, eine starke Stellung ungefähr zehn Meilen von Brunswick entfernt ein. Hier wartete er und hielt dabei sorgsam den Hudson im Auge für den Fall, daß seine Vermutungen nicht stimmten und daß der Feind vielmehr beabsichtige, nach Norden zu ziehen, um mit General Burgoigne zusammenzutreffen, anstatt nach Süden, um Philadelphia zu erobern.

Washingtons Zweifel sollten bald gelöst und seine Vermutungen bestätigt werden. Am 31. Mai verließ eine Flotte von hundert Schiffen New York, und sofort wurden Eilboten nach dem Süden entsandt, um die Staaten vor der Möglichkeit einer baldigen Invasion zu warnen. Um dieselbe Zeit trafen Transportschiffe mit neuen deutschen Söldnern ein, und, durch diese verstärkt, drang Howe in Jersey ein. Washington beschloß, einer Schlacht auszuweichen, und, wenn der Feind weiter vorgehen und den Delaware überschreiten sollte, seine Nachhut zu bedrängen, während die Milizen aus dem Süden nach Philadelphia gezogen wurden. Diesen Weg schlug er ein, weil er davon überzeugt war, daß Howe niemals den Delaware überschreiten und die Hauptarmee der Amerikaner im Rücken lassen würde. Diese Annahme erwies sich als richtig. Die Engländer gingen vor und zogen sich wieder zurück, brannten Häuser und Dörfer nieder und führten Scheinmanöver aus, aber alles umsonst. Washington vereitelte ihre Anschläge überall, und schließlich räumte Sir William Jersey vollständig und zog

sich nach New York und Staten Island zurück, wo eifrige Vorbereitungen zu einer neuen Expedition sofort begonnen wurden. Wieder setzte das sorgenvolle Beobachten ein; denn die alte Furcht bestand noch, daß Howe nach Norden ziehen würde, um sich mit dem nunmehr heranrückenden Burgoyne zu vereinigen. Die Furcht war unbegründet. Am 23. Juli segelte die britische Flotte von New York mit fünfzehn bis achtzehntausend Mann an Bord ab. Washington ließ sich zwar durch die Versuche, ihm vorzuspiegeln, daß Boston der Angriffspunkt sei, nicht täuschen, fürchtete aber, daß das Absegeln vielleicht eine Finte und der Hudson doch trotz allem das Ziel sei, und rückte daher vorsichtig an den Delaware heran, wo er bereit war, nach jeder Richtung hin einzugreifen. Am 31. erfuhr er, daß der Feind bei den Capes sei. Das schien die Sache zu entscheiden. Er schickte überall hin nach Verstärkungen, rückte mit der Hauptarmee schnell nach Germantown und machte sich zur Verteidigung Philadelphias bereit. Die nächste Nachricht war, daß die Flotte wieder in See gestochen sei, und wieder eilten Boten nach Norden, um Putnam zu warnen, sich zur Verteidigung des Hudson bereit zu halten. Washington war eben im Begriff, wieder über den Delaware zurückzugehen, als die Kunde eintraf, daß die Flotte wieder bei den Capes erschienen sei, und nach einigen weiteren Tagen des Zweifels segelten die Schiffe die Chesapeake Bay hinauf und gingen vor Anker.

Washington kam „die Route etwas seltsam“ vor; aber er wußte nun, daß er mit seiner Vermutung, daß es Howe auf Philadelphia abgesehen habe, recht hatte. Er zog daher seine Streitkräfte zusammen und marschierte südwärts dem Feinde entgegen, wobei er durch die Stadt zog, um den Unzufriedenen und den Furchtsamen seine Macht zu zeigen und so einen Eindruck auf sie zu machen. Die Scharen,

die ihm folgten, sahen bunt genug aus. Eine Uniform gab es nicht. Das einzig gleichmäßige, was die Truppen hatten, waren ihre blank gepuzten Waffen und die Immergrünzweige an ihren Hüten. Dennoch meinte Lafayette, der eben zu ihnen gestoßen war, daß sie das Aussehen guter Soldaten hätten, und den Tories wurde es plötzlich unangenehm klar, daß es eine große Anzahl Männer gab, welche die amerikanische Armee genannt wurden, und die schon in ihrer äußeren Erscheinung kriegerische Eigenschaften verrieten. Weder Freunde noch Feinde jedoch wußten, als sie auf den Straßen Philadelphias standen und dem Durchmarsch der Truppen zusahen, daß die einfache Tatsache, daß die Armee existierte, der größte Triumph von Geschick und Ausdauer war, den der Krieg zeitigen konnte, und daß die Frage des Erfolges von ihrem Fortbestehen abhing.

Nachdem er Philadelphia verlassen hatte, rückte Washington bis zum Treffpunkt des Brandywine und des Christina Creek vor und postierte seine Leute auf den Höhen. Am 25. August landete Howe bei dem Head of Elk, und Washington schickte kleine Detachements aus, um Vieh einzutreiben, Vorräte einzubringen und den Feind zu belästigen. Das ging im ganzen mit Erfolg vor sich, und nach einigen für die Amerikaner erfolgreichen Scharmügeln standen sich die beiden Armeen am 5. September in einer Entfernung von acht bis zehn Meilen gegenüber. Trotzdem er in jeder Beziehung der Schwächere war, beschloß Washington, eine offene Schlacht zu wagen. Er erließ daher einen begeisternden Aufruf an die Soldaten und zog sich dann in eine starke Stellung hinter dem Brandywine zurück, wo er seine Vorbereitungen traf, um ein Überschreiten des Flusses seitens der Engländer zu verhindern.

Am Morgen des 11. September rückten die Engländer bis zu Chad's Furt vor, wo Washingtons Hauptmacht stand,

und eröffneten nach einigen Plänkelleien in größerer Schußweite eine Kanonade. Inzwischen machte Cornwallis mit der britischen Hauptmacht einen langen Umgehungsmarsch von siebzehn Meilen und stieß dann auf die rechte Flanke und den Nachtrab der Amerikaner. Sullivan, der den rechten Flügel befehligte, hatte es versäumt, die höher gelegenen Furten zu schützen, und war, da es ihm an rechtzeitigen Informationen mangelte, vollständig überrascht. Als Washington Gerüchte zuging, daß der Feind gegen seine Rechte marschiere, war er schon mit dem Instinkte eines großen Feldherrn im Begriff, den Fluß vor ihm zu überschreiten und den dort stehenden Feind zu vernichten; aber auch er wurde irreführt und durch falsche Berichte zurückgehalten. Als er die Wahrheit erkannte, war es zu spät. Der rechte Flügel war geschlagen und zurückgeworfen worden, der Feind stand schon beinahe im Rücken und rückte jetzt auch in der Front ernstlich zum Angriff vor. Alles, was ein Mensch tun konnte, wurde getan. Truppen wurden vorgeschoben und an verschiedenen Stellen wurde tapferer Widerstand geleistet; aber der kritische Moment war verpaßt worden, und es blieb weiter nichts übrig als ein eiliger Rückzug, der beinahe in eine wilde Flucht ausartete.

Die Ursachen dieser vollständigen Niederlage — denn das war sie — sind leicht zu erkennen. Washington hatte einen ausgezeichneten Schlachtplan entworfen und seine Stellung gut gewählt. Wenn er nicht durch die ersten Nachrichten getäuscht worden wäre, so hätte er selbst dann noch das britische Zentrum angegriffen und überwältigt, ehe die Engländer seinen rechten Flügel erreichen konnten. Aber erstens waren die Amerikaner an Zahl schwächer. Sie hatten nur elftausend kriegstüchtige Leute, während die Engländer fünfzehn von ihren achtzehntausend Mann in Aktion brachten. Ferner hatten die Amerikaner wie immer unter dem voll-

ständigen Mangel eines ausgebildeten Kundschafterystems zu leiden. Washingtons Angriff wurde dadurch in verderblicher Weise aufgehalten und Sullivan, bei dem noch seine sträfliche Unkenntnis des umliegenden Geländes hinzukam, die ihn verhinderte, die oberen Furten zu schützen, wurde vollständig überrascht. Den Amerikanern gereichte es auch zum Nachtheil, daß ihre ungedrillten Truppen, wie das meistens zu sein pflegt, wenn etwas Unerwartetes sich ereignet, sehr schnell den Halt verloren, und daß sich ihrer, in dem Bewußtsein, überrascht und vielleicht umringt zu werden, sehr leicht eine Panik bemächtigte. Es war eine absolute, schwere Niederlage, der wenige Tage darauf die von Wayne folgte, bei der dieser nur knapp einer vollständigen Vernichtung entging. Aber durch all dieses Mißgeschick hindurch können wir doch den Fortschritt sehen, der seit der sehr ähnlichen und ebenso unglücklichen Schlacht auf Long Island gemacht worden war. Damals schienen die Truppen allen Mut verloren zu haben; die Armee wurde nur mühsam zusammengehalten und konnte nichts tun, als sich zurückzuziehen. Jetzt sammelte Washington in den wenigen Tagen, die uns Howe wie gewöhnlich zu seinem eigenen Verderben überließ, seine Armee und marschierte mit ihr, da er sie in sehr unternehmender Stimmung fand, die Lancaster-Chaussee entlang, um einen neuen Kampf zu wagen. Am Vorabend der beabsichtigten Schlacht brach jedoch ein schwerer Sturm los, der die Waffen und Munition dermaßen beschädigte, daß Washington zu seiner großen Enttäuschung gezwungen war, sich wieder zurückzuziehen; dennoch ist es klar, was diese Vorwärtsbewegung bedeutete. Im Augenblick allerdings sah es schlimm genug aus, besonders nach der Niederlage von Wayne; denn Howe drang vor, nahm von Philadelphia Besitz und ließ die Hauptmacht seiner Truppen bei Germantown ihr Lager aufschlagen.

Inzwischen hatte Washington, der den Gedanken an

einen neuen Kampf durchaus nicht aufgegeben hatte, seine Armee neu rekrutiert und beschloß nun, mit etwas über achttausend Mann gegen die Engländer, die durch die Detaſchierung verſchiedener Truppenteile geſchwächt waren, einen neuen Schlag zu führen. In der Nacht zum 4. Oktober brach er auf und erreichte Germantown bei Tagesanbruch. Zunächſt ſegten die Amerikaner alles vor ſich her und warfen die Engländer in völliger Verwirrung zurück. Dann aber nahm die Schlacht eine ungünſtige Wendung, wie es meißtens geſchieht, wenn, wie in dieſem Fall, eine weit verteilte und doch genau abgepaßte Aktion zum Erfolge unumgänglich nötig iſt. Eine engliſche Abteilung hatte ſich in einem ſteiner- nen Hauſe feſtgeſetzt, und anſtatt ſie dort unter Beobachtungs- poſten zurückzulassen, machte die ganze Armee Halt, um ſie zu belagern, und auf dieſe Weiſe wurde eine koſtbare halbe Stunde verloren. Außerdem trafen Greene und Stephen, die einen Umweg gemacht hatten, verſpätet ein, und ob- gleich bei ihrer Anfunſt alles gut zu gehen ſchien, bemächtigte ſich plötzlich der Amerikaner eine unerklärliche Panik, und ſie gingen, wie Wayne ganz richtig ſagte, gerade in dem Moment zurück, wo ſie geſiegt hatten. Eine jener unglück- lichen Zufälligkeiten, wie ſie völlig unvermeidlich, aber bei ausgedehnten Operationen ſtets gefährlich ſind, hatte den endgültigen Ausſchlag gegeben. Der Morgen war ſehr dunſtig, und der vom Pulverdampf verdickte Nebel verursachte Ver- wirrung, ein blindes Darausloſfeuern und das Schlimmſte von allem, jene Unſicherheit des Fühlens und Handelns, die mit oder ohne Grund plötzlich in eine Panik ausartet. Trotz- dem ſaßen ſich die Amerikaner bald wieder, und unter Greenes Leitung wurde ein geordneter Rückzug angetreten, der ſie in Sicherheit brachte. Der Kampf war während ſeiner kurzen Dauer ſehr ſcharf geweſen und hatte auf beiden Seiten ſchwere Verluſte ergeben, auf Seiten der Amerikaner die ſchwerſten.

Washington hatte wie gewöhnlich, wenn alles schlecht stand, sein Leben, zum großen Entsetzen seiner Generäle, rücksichtslos aufs Spiel gesetzt, aber umsonst. Er war sehr niedergeschlagen und sprach sich auch dahin aus; denn er sah ein, daß seine Leute in unerklärlicher Weise zurückgewichen waren, als sie den Sieg schon in Händen hielten. Der Hauptgrund lag natürlich wie bei Long Island und Brandywine in der Unsicherheit ungeschulter Truppen, und nachdem die erste Enttäuschung überwunden war, fühlte Washington ganz richtig, daß er doch eigentlich viel erreicht hatte. Der Kongreß zollte seinem Versuch Beifall, und als der Pulverdampf ver Raucht war, sah auch das große Publikum ein, daß es das Wichtigste an der ganzen Sache war, daß der Kampf überhaupt stattgefunden hatte. Auch auf das französische Ministerium machte die Leistung der Amerikaner einen tiefen Eindruck. Aufmerksam dem Gang der Ereignisse folgend, erkannte es die Bedeutung, die darin lag, daß eine Armee, die innerhalb eines Jahres ausgehoben war, eine offene Schlacht kämpfen, eine schwere Niederlage erleiden und trotzdem noch die Offensive ergreifen und einen kühnen und wohlgeplanten Angriff machen konnte, der um ein Haar von außerordentlichem Erfolg gekrönt worden wäre. Dem geübten und scharf beobachtenden Auge Europas wurde es durch die Niederlage bei Germantown ganz klar, daß sich unter diesen ungedrillten Kolonisten doch gutes Soldatenmaterial befand, das unter Umständen gefährlich werden konnte, und daß ein starker Wille und ein Herrengest die beherrschte, der wohl imstande war, dieses Material in die nötige Form und Fassung zu bringen. Unparteiischen Zuschauern wollte es scheinen, als ob die Macht Englands über seine Kolonien bereits sehr schnell im Schwinden begriffen sei. Washington selbst erkannte die Bedeutung des Geschehenen am klarsten; denn es war nur das Resultat seiner Theorie der Kriegsführung.

Wir haben aber nicht das geringste Anzeichen dafür, daß England in alledem, was sich seit der Landung seiner Armee am Head of Elk zugetragen hatte, mehr erblickte als ein paar selbstverständliche Niederlagen der Rebellen. General Howe sah wohl zur Genüge ein, daß er seine Truppen einzuziehen und in Philadelphia fest zusammenhalten mußte; aber England selbst fühlte sich nicht im mindesten beunruhigt. Die Tatsache, daß siebenundvierzig Tage nötig gewesen waren, um die englische Armee vom Elkfluß bis nach Philadelphia zu bringen, und daß, obwohl sie in dieser Zeit zwei erfolgreiche Schlachten geschlagen, die amerikanische Armee ihr trotzdem unerschüttert und drohend gegenüberstand, hatte keinen Eindruck auf die britische öffentliche Meinung gemacht. Die Engländer waren fest davon überzeugt, daß die Kolonisten Feiglinge seien und ohne Zweifel besiegt werden würden, wie auch die Sache stehen mochte. Sie betrachteten Washington als einen emporgekommenen Milizobersten und erkannten absolut nicht, daß sie es mit einem großen Feldherrn zu tun hatten, der es verstand, eine Armee zu organisieren und zu führen, unglaubliche Schwierigkeiten zu überwinden, sie zu schlagen und durch strategische Schachzüge zu überlisten, selbst Niederlagen zu erleiden und dann doch von neuem zu kämpfen. Sie sahen gar nicht ein, daß schon der Umstand allein, daß es einen solchen Mann gab, der eine solche Armee aufrecht erhielt, den unvermeidlichen Verlust von Kolonien, die dreitausend Meilen entfernt lagen, bedeuten mußte. Es gab wohl Männer in England, wie Burke und Fox, die die Bedeutung dieser Vorgänge fühlten und verstanden; aber die große Menge, sowie die Aristokratie, der König und das Kabinett ahnten nichts davon. Das verächtliche Herabblicken auf andere Völker ist zweifellos ein sehr behagliches Gefühl, und die Engländer haben sich stets diesem Gefühle mit großer Befriedigung hingeeben. Niemand

sollte ihnen das mißgönnen, am wenigsten die Amerikaner. Es ist ein Genuß, für den sie, soweit Amerika in Betracht kommt, mit dem Verlust ihrer nordamerikanischen Kolonien und auch bei verschiedenen anderen Gelegenheiten, wo sie in späteren Zeiten mit den Vereinigten Staaten zu tun hatten, gebüßt haben.

Aber obgleich es Washington und seiner Armee nicht gelungen war, auf England Eindruck zu machen, hatten sich doch im Norden während desselben Sommers Ereignisse zugegetragen, die so drohend waren, daß sie nicht nur das englische Volk höchst unangenehm berührten, sondern sogar bis in das dumpfe Begriffsvermögen Georgs III. und seines Ministeriums drangen. „Warum“, fragte eine englische Dame im Jahre des Heils 1887 einen amerikanischen Seeoffizier, „warum heißt Ihr Schiff Saratoga“? „Weil“, war die Antwort, „bei Saratoga ein englischer General und eine englische Armee von über fünftausend Mann sich einer amerikanischen Armee ergeben und die Waffen niedergelegt haben.“ Obwohl nun Saratoga in dem heutigen britischen Erziehungsplan augenscheinlich sehr vernachlässigt wird, war es doch im Sommer 1777 ein denkwürdiges Ereignis, und der Anteil, den Washington an dem Erfolge hatte, ist, wie es scheint, niemals ins rechte Licht gesetzt worden. Es hat keinen Zweck, hier der Geschichte dieses Feldzugs nachzugehen; aber es ist notwendig zu zeigen, wieviel der Oberkommandierende, der fünfhundert Meilen entfernt war, dazu beigetragen hat, um den endgültigen Sieg zu erringen.

Im Winter 1776–1777 trafen Nachrichten ein, daß ein General und eine Armee nach Canada geschickt werden sollten, um von Norden aus über den Champlainsee in die Kolonien einzufallen. Diese Nachricht scheint im allgemeinen keinen tiefen Eindruck gemacht und für nichts anderes als eine der üblichen militärischen Maßnahmen gehalten worden

zu sein. Aber zum Glück war ein Mann da, der sofort die volle Bedeutung dieses Schachzuges erkannte. Washington merkte, daß die Engländer endlich eine Idee oder wenigstens einen General, der eine Idee hatte, gefunden hatten. Solange die Engländer sich damit begnügten, eine oder zwei Schlachten zu schlagen, und zufrieden waren, sobald sie von einer einzigen Stadt Besitz ergriffen hatten, um sich darin zu erholen und den Winter in gutem Quartier zu verbringen, während sie den Kolonisten die ungestörte Herrschaft über das übrige Land ließen, war nichts zu befürchten. Das Resultat einer solchen Kriegsführung mußte für jeden Scharfsehenden klar auf der Hand liegen. Aber wenn ein Plan im Gange war, der, wenn er glückte, die Herrschaft über die Seen und den Hudson, sowie eine Verbindungslinie vom Norden bis zu dem großen kolonialen Seehafen bedeutete, so lag der Fall ganz anders. Ein Feldzug wie dieser würde eine vollständige Trennung Neuenglands, der Hauptquelle für Soldaten, Munition und Verpflegung, von den übrigen Kolonien zur Folge haben. Er konnte die Herrschaft nicht nur über eine Stadt, sondern über ein halbes Duzend Staaten nach sich ziehen und würde wahrscheinlich das Verderben der amerikanischen Sache bedeuten. /

Das alles fühlte Washington so klar und deutlich, daß er sofort seinen Gegenplan bereit hatte, und ehe die große Menge auch nur ahnte, daß eine Invasion von Norden zu befürchten sei, schickte er schon Anfang März dringende Briefe nach Neuengland, um die Miliz anzufeuern, sich auf Befehl hin sofort zum Marsch bereit zu halten. Mit Schuyler, der die Truppen im Norden befehligte, trat er nun in rege Korrespondenz und setzte ihm die Methoden auseinander, die eingeschlagen werden mußten, um eine Niederlage der einfallenden Armee herbeizuführen. Sein Ziel war es, den Vormarsch der Armee Burgonnes auf jede

mögliche Weise zu verzögern, dabei aber stets eine offene Schlacht zu vermeiden. Dann sollte die Miliz mit den tapferen Sarmern von Neuengland und New York vereinigt werden, den Engländern in die Flanken fallen und den Nachtrab angreifen, sie beständig in Unruhe halten, ihre vorgeschickten Detachements abschneiden und sie endlich einschließen und vernichten. Wenn die Armee und Bevölkerung des Nordens nur ungestört bleiben konnten, so zweifelte Washington, wie aus seinen Briefen hervorgeht, nicht an einem Erfolg in jener Gegend.

Aber der Norden bot nur die Hälfte der Bedingungen, die zum Erfolg unumgänglich nötig waren. Die ernste Gefahr, die Washington fürchtete, war, daß Howe die Situation erfassen, alles andere im Stich lassend, mit zwanzigtausend Mann nach Norden marschieren, die Herrschaft über den Hudson an sich reißen, eine Vereinigung mit Burgoyne bei Albany erzielen und so die Kolonie in zwei Teile zerschneiden könnte. Nach allem, was er wußte und vom Charakter seines Gegners kannte, war Washington der festen Meinung, daß Howe die Eroberung Philadelphias beabsichtigte und voraussichtlich seinen Marsch durch Jersey nehmen würde. Und doch trotz dieser an und für sich ganz richtigen Überlegung schien es ihm so unglaublich, daß ein Feldherr nicht einsehen sollte, daß der entscheidende Sieg im Norden lag und in einer Verbindung mit Burgoyne, daß Washington in Wirklichkeit nicht ernstlich an eine solche Torheit glauben konnte, bis er hörte, daß Howe wirklich am Head of Elk gelandet sei. Dies ist auch der wahre Grund der sorgenvollen Stimmung, der er in den Korrespondenzen jenes Sommers Ausdruck gibt, der anscheinend planlosen Bewegungen der Truppen und des augenscheinlichen Schwankens seiner Ansichten, das Washington sonst so fremd war. Man muß aber bedenken,

daß es ein fürchtbarer Zweifel war, der mit ihm zu Bett ging, mit ihm aufstand und mit ihm herumging in jenen langen Nächten und Tagen. Wenn Howe, der schwerfällige, phlegmatische Howe plötzlich aus seinem Traum, Amerika durch die gelegentliche Einnahme irgendeiner Stadt zu erobern, erwachte und sich mit zwanzigtausend Mann nach Norden aufmachte, dann würde das Schicksal der jungen Republik der schwersten Probe ausgesetzt werden.

Sollte dieser Fall eintreten, so wußte Washington recht wohl, was er zu tun gedachte. Er würde seine Hauptarmee an den Hudson führen, sich mit der starken Truppenmacht, die er dort beständig stehen hatte, vereinigen, jeden Zoll des Landes und Flusses gegen Howe verteidigen und ihn um jeden Preis davon abhalten, nach Albany vorzudringen. Aber er wußte auch recht gut, daß er, wenn dies geschah, sich sehr im Nachteil befand; denn Howe würde ihm nicht nur bedeutend an Zahl überlegen sein, sondern die Engländer würden reichlich Zeit haben, in Aktion zu treten und nur eine kurze Entfernung zurückzulegen haben. Wir können uns daher wohl vorstellen, wie angenehm erleichtert er sich fühlte, als er erfuhr, daß Howe mit seiner Armee tatsächlich südlich von Philadelphia stand, nachdem er viele kostbare Wochen verloren hatte. Nun konnte er sich ausschließlich der Verteidigung der Stadt widmen; denn Entfernung und Zeit wenigstens waren auf seiner Seite, und er brauchte nur noch Howe so hart und andauernd zu bekämpfen, daß er weder beim Sieg noch bei einer Niederlage an Burgoyne denken konnte. Pitt hatte gesagt, daß er Canada auf den Ebenen Deutschlands erobern würde; Burgoyne wurde zum großen Teil durch Washingtons Feldzug in New Jersey und Pennsylvania gezwungen, sich zu ergeben. /

Wenn wir Washingtons Korrespondenz während jenes

ereignisreichen Sommers aufmerksam studieren und dabei sorgfältig das, was sich auf den Feldzug im Norden bezieht, mit dem vergleichen, was er über die Angelegenheiten seiner eigenen Armee schreibt, so tritt alles, was wir eben gesagt haben, klar zu Tage, und es ist geradezu erstaunlich, wie genau die Ereignisse seiner Voraussicht entsprechen. Wenn es ihm nur gelang, Howe im Süden festzuhalten, so war er gern gewillt, Burgonne der Erhebung des Volkes und der nördlichen Wildnis zu überlassen. Alle Anstrengungen, die er machte, gingen nach dieser Richtung hin und begannen, wie bereits gesagt wurde, mit seinem Appell an die neu-englischen Gouverneure im März. Schunler seinerseits stimmte völlig mit Washingtons zweiter leitender Idee überein, daß der einzige Weg zum Siege in der Verhinderung der Bewegungen des Feindes läge. Im Anfang ging alles vollständig verkehrt. Washington hatte auf einen hartnäckigen Kampf und auf eine lange Verzögerung bei Ticonderoga gerechnet, da er nicht selbst am Ort gewesen war und nicht annehmen konnte, daß unsere Offiziere alles befestigen würden mit Ausnahme des einen wichtigsten Punktes.

Der Verlust der Forts erschreckte das Land und enttäuschte Washington, ließ ihn aber nicht einen Augenblick seinen Mut verlieren. An Schunler schrieb er: „Dieser Schlag ist allerdings sehr hart und macht uns große Sorge; aber wenn auch im Augenblick alle Aussichten dunkel und trübe erscheinen, so hoffe ich doch, daß ein tapferer Widerstand das Vordringen General Burgonnes aufhalten und das aus seinen Erfolgen gewonnene Vertrauen ihn zu Schritten hinreißen wird, die in ihren Folgen günstig für uns sein werden. Wir dürfen niemals verzweifeln; unsere Lage ist oft schon schlimmer gewesen und hat sich doch noch zum Guten gewendet; hoffen wir diesmal das Gleiche.

Wenn neue Schwierigkeiten entstehen, müssen wir neue Anstrengungen machen und sie den Ansprüchen anpassen, welche die Zeiten an uns stellen.“ Selbst nach dieser anscheinend vernichtenden Niederlage hegte er noch keine Besorgnis Burgoynes wegen, solange dieser ohne Unterstützung blieb. Seine Worte zur Tat machend, strengte er jede Faser an, um Neuengland anzufeuern, seine Miliz zusammenzuziehen. Sobald er darüber beruhigt war, daß Howe unterhalb Philadelphias gelandet war, ließ er sofort denselben Mahnruf nochmals erklingen, um noch mehr Leute gegen Burgoyne aufzubringen. Auch zeigte er der Nordarmee das größte Entgegenkommen, indem er alle Truppen, die er einigermaßen entbehren konnte, hinschickte, selbst sein Lieblingskorps, die Morganschen Schützen. Trotz seiner Freigebigkeit waren aber die Befehlshaber im Norden unvernünftig in ihren Forderungen, und als sie zuviel verlangten, schlug er es einfach ab, ihnen noch mehr Leute zu senden, da er sich nicht zu sehr schwächen wollte und auch wußte, was sie nicht einsahen, daß das endgültige Schicksal des Einfalls im Norden in der Hauptsache davon abhing, daß er imstande war, sich mit Howe zu messen.

Die Schuld für die Verluste der Forts wurde natürlich auf Schuyler geschoben, der bei dem Kongreß nicht allzu beliebt war und daher mit St. Clair zusammen zum Sündenbock gemacht wurde. Der Kongreß beschloß, daß Washington einen neuen Befehlshaber ernennen solle, und die Abgeordneten Neuenglands suchten ihn auf, um ihn zur Wahl von Gates zu bestimmen. Er lehnte jedoch jede Wahl ab, mit der Begründung, daß die Nordarmee stets als ein getrenntes Kommando betrachtet worden sei, und daß er bisher nie etwas anderes getan habe, als seinen Rat zu erteilen. Diese Vorwände erscheinen sehr wenig schwerwiegend, und es ist nicht ganz klar, was ihnen zugrunde lag. Verantwortung hat Washing-

ton nie gescheut, und er wußte recht gut, daß er die geeigneten Persönlichkeiten besser ausfinden konnte als der Kongreß. Aber er sah auch, daß der Kongreß die Wahl Gates', den er nicht gewählt haben würde, begünstigte, und er fühlte wohl, daß es besser sei, jemanden an der Stelle zu haben, an den Neuengland glaubte, als einen tüchtigen Soldaten, der seinen Vertretern nicht genehm war. Sicherlich hätte er nicht so gehandelt, wenn er eingesehen hätte, daß es in der Hauptsache auf den Feldherrn ankam; aber er glaubte, daß eine allgemeine Volkserhebung und nicht der Befehlshaber Burgonne schlagen würde. Er mochte wohl auch glauben, daß es ein Fehler sei, Schunler abzulösen, der nach seinen Direktiven arbeitete, und der, wenn auch kein großer Feldherr, doch ein tapferer, hochgesinnter, vernünftiger Mann und seinem Oberbefehlshaber und seinem Vaterlande treu ergeben war. Schunler war es auch in der Tat, der durch seine unermüdlige Tätigkeit im Niederreißen von Brücken, Aufreißen von Straßen und Fällen von Bäumen, während er Leute von überall her zusammenzog, im Augenblick mehr tat als irgendein anderer, um den Weg für den endgültigen Sieg vorzubereiten.

Aber was auch immer sein Empfinden bezüglich des Kommandos der Nordarmee gewesen sein mag, so änderte doch Washington nichts an seinem Verhalten, nachdem Gates ernannt worden war. Er wußte, daß Gates wenigstens kein Unheil anrichten und wohl kaum irgendeinen Einfluß auf den natürlichen Lauf der Dinge ausüben würde. Er meinte daher, unbesorgt und ohne Zögern seine eigenen Pläne weiter verfolgen zu können. Er sorgte dafür, daß Lincoln und Arnold an Ort und Stelle waren, um sich um die neuenglische Miliz zu kümmern, und schrieb an Gouverneur Clinton, zu dessen Energie und Mut er großes Vertrauen hatte, daß er die New Yorker anspornen möchte.

Er machte Vorschläge betreffs der geeigneten Angriffspunkte, und stets bereit, Rat und Beistand zu geben, alles beobachtend, hielt er doch gleichzeitig Howe in Schach. So zog sich langsam und sicher das mit so großer Mühe gespannte Netz immer fester um Burgoyne zusammen. Die Neuengländer schlugen eine Abteilung bei Bennington, und die New Yorker vernichteten eine andere bei Oriskany und Fort Schuyler. Die Landbevölkerung scharte sich zur Verteidigung ihrer bedrohten Heimat zusammen und strömte in das amerikanische Lager. Burgoyne kämpfte, rückte vor und zog sich unter Gefechten wieder zurück. Gates, dumm, phlegmatisch und gutmütig, tat nichts, aber es war auch kein Feldherr nötig; Arnold war da, heftig und streitsüchtig, aber voll kühnen Wagemutes, ebenso der gleich tapfere Morgan; sie und die anderen besorgten das nötige Kämpfen.

Der arme Burgoyne, ein tapferer Gentleman, wenn auch kein großer General, hatte das Unglück, ein kluger Mann im Dienst einer dummen Verwaltung zu sein, und es erging ihm, wie es in solchen Fällen meistens den klugen Männern zu ergehen pflegt. Howe machte sich zur Eroberung Philadelphias auf, Clinton unternahm einen kurzen Brand- und Plünderungszug den Fluß hinauf, und der Einfall im Norden, der das Wichtigste war, wurde seinem Schicksal überlassen. Es war ein hartes Schicksal, aber es gab kein Entrinnen. An Zahl unterlegen, geschlagen, mußte sich Burgoyne gefangen geben. Hätte ein tüchtiger Soldat an der Spitze der amerikanischen Armee gestanden, so hätten sich die Engländer als Kriegsgefangene und nicht unter Bedingungen ergeben müssen. Schuyler, was man ihm auch sonst vorwerfen mag, hätte sie sicher nicht so leichten Kaufs davonkommen lassen; aber der Erfolg war auch genügend, so wie er war. Die unwirtliche Gegend und die Miliz von New York und Neuengland, die herbeigeeilt war, um ihre Heimstätten

zu verteidigen, hatten ihr Werk getan. Alles spielte sich so ab, wie es Washington vorausgesehen und geplant hatte, und England, das so verächtlich auf seine Feinde und ihren Befehlshaber herabgeblickt, mußte es erleben, daß eine seiner Armeen sich ergab, und konnte, wenn es klug genug war, daraus folgern, daß es seine Kolonien für immer verloren hatte. Die Revolution war bei Trenton gerettet worden, bei Saratoga erhielt sie eine feste Grundlage. In dem einen Fall war es das direkte, in dem anderen das indirekte Verdienst von Washington.

Der arme Gates, der sich in seiner Beschränktheit einbildete, daß dieses Geschenk des Himmels sein eigenes Werk sei, verlor nun ganz den Kopf, vergaß, daß es einen Oberkommandierenden gab, und indem er seine Siegesnachricht an den Kongreß sandte, überließ er es Washington, durch zufällige Berichte und einen verspäteten Brief von Putnam zu erfahren, daß Burgoyne sich wirklich ergeben hatte. Diese gröbliche Mißachtung entsprang jedoch einem tieferen Grunde als nur dem Siegestaumel allein und seiner Wirkung auf einen schwerfälligen, gewöhnlichen Geist. Sie entsprang einem feindlichen Gefühl, das sich nach und nach entwickelt hatte, sorgfältig von denjenigen geschürt, die ein Interesse an seinem Wachstum hatten, und das sich nun in der erhitzten Atmosphäre militärischen Triumphes zur vollen Blüte entfaltete. Von Anfang an war es Washingtons Sache gewesen, den Feind zu bekämpfen, die Armee zu leiten, mit dem Kongreß zu verhandeln und die politische Lage im In- und Auslande nach allen Seiten hin im Auge zu behalten. Nun aber war er gezwungen, einem Übel entgegenzutreten, das außerhalb seines Wirkungsbereiches lag, und Angriffen gegen innere Feinde zu begegnen, die es eigentlich gar nicht hätte geben dürfen, die aber in Anbetracht der irrenden menschlichen Natur früher oder später einmal kommen mußten. So manchen Kampf

gegen innere Intriguen hatte Washington in den späteren Jahren politischen Haders zu bestehen. Aber dies war der einzige Fall in seiner militärischen Karriere, wo Feindschaft in Wort und Tat öffentlich gegen ihn auftrat. Dieser Angriff gegen ihn, der erste und einzige seiner Art, ist deshalb von Interesse, weil es ein helles Licht auf seinen Charakter wirft, wenn wir ihn studieren, wie er so angegriffen wurde, und wie er diese höchst peinliche und mißliche Probe bestand.

Der Kern der Schwierigkeiten war da zu finden, wo wir ihn erwarten müssen, in dem Zwiespalt, der zwischen dem Mann des Wortes und dem Mann der Tat, zwischen dem Gesetzmacher und dem Soldaten besteht. Washington war gezwungen gewesen, dem Kongreß ganz offen eine Menge unangenehmer Wahrheiten zu sagen. Das war ein Teil seiner Pflicht, und deshalb tat er es auch. Er war immer würdevoll, ruhig und höflich, aber ab und zu, besonders wenn er sich ärgerte, war er von einer geradezu verblüffenden Deutlichkeit. Dann war er offen bis zur Grobheit, in die sich zuweilen eine scharfe Ironie mischte, die die Ohren unangehm klingen machen mußte. Der Kongreß war patriotisch, hatte die besten Absichten und hielt im großen und ganzen wacker zu seinem General; aber er war in Kriegssachen unerfahren, höchst ungeduldig und zu Zeiten über die Maßen unlenksam. Hier sei ein Brief wiedergegeben, der die Lage und die Beziehungen des Generals zu den Kongreßmitgliedern deutlich schildert. Am 14. März 1777 schrieb Washington an den Präsidenten: „Wenn ich, wie es der Kongreß so lebhaft wünscht, die wichtige Aufgabe lösen könnte — ‘den Feind auf seinen augenblicklichen Standort beschränken, die Zufuhr seiner Vorräte vom Lande verhindern und ihn vollständig unterdrücken, ehe er Verstärkung erhält’ — so würde ich in der Tat sehr glücklich sein. Aber welche Aussicht oder Hoffnung besteht denn, daß ich dieses so wünschenswerte Ziel erreiche?“

Wir können uns wohl vorstellen, wie niederdrückend solche Forderungen und Vorschläge gewirkt haben müssen. Es war ungefähr ebenso, als ob der Kongreß gesagt hätte: „Teurer General, nimm die Fluten des atlantischen Ozeans und ertränke den Feind, oder reiße den Mond vom Himmel, und gib ihn uns als ein Zeichen deiner unwandelbaren Treue.“ Solche unsinnigen Forderungen hatten wenig Ermutigendes für einen Mann, der im Kampf gegen allerlei Schwierigkeiten und kleinliche Ärgernisse sein Bestes tat. Trotzdem behielt Washington seine Selbstbeherrschung; er teilte dem Kongreß nur einige nackte Tatsachen mit, die den Stachel der Wahrheit in sich trugen, und machte damit ihren Anforderungen ein für alle mal ein Ende. Dadurch entstand im Kongreß ein Gefühl der Gereiztheit gegen den General, und einige Mitglieder zeigten sogar eine ganz offene Feindseligkeit. John Adams, ein geborner Agitator und gewandter Politiker, der in unserer Geschichte als Organisator und Volksführer nicht seines gleichen hat, befähigt, engherzig, von einem gewissen kalten Feuer, ein Mann des Stadtrats und der Wählerversammlungen, konnte unmöglich geistige Beziehungen zu dem schweigsamen, ausdauernden, fest zugreifenden Soldaten haben, der über alle Hindernisse hinweg gerade und fest auf sein Ziel losging und nur zuweilen in einem wilden Ausbruch seiner verzwegenen Kampfnatur die Zügel schießen ließ. John Adams, auch ein glänzender Redner und politischer Schriftsteller, feurig, patriotisch und hochgesinnt, hatte in seiner Weise auch keine Fühlung mit Washington. Obwohl er Washingtons Ernennung vorgeschlagen hatte, begann er sofort an ihm herumzumäkeln, eine Eigenschaft, zu der er überhaupt sehr neigte. Sobald er sah, wie eine Sache gemacht werden mußte, konnte er nicht einsehen, warum sie nicht sofort so gemacht wurde; denn er pflegte bei anderen Menschen stets die Schwierigkeiten, die sich in den Weg stellen, zu übersehen, wie es wohl die

meisten von uns tun. Die Vertreter Neuenglands folgten meistens dem Beispiel dieser beiden, besonders James Lovell, der seine Ideen in die Tat umsetzte und sich ein Plätzchen im Tempel der Unsterblichkeit dadurch erwarb, daß er sich bei den Intriguen gegen den Oberkommandierenden, als sie zum Ausbruch kamen, unliebsam bemerkbar machte.

Es gab auch noch andere außerhalb Neuenglands, die unzufrieden waren, darunter Richard Henry Lee aus dem Staate des Generals. Er war offenbar sehr kritisch und unfreundlich gesinnt zu jener Zeit, obgleich die Gründe dazu jetzt nicht mehr ersichtlich sind. Auch Mr. Clark aus New-Jersey, ein vorzüglicher Mann, glaubte, daß der General die Rechte des Volkes beeinträchtige, und so könnten wir noch mehr nennen, die das unbestimmte Gefühl hatten, daß alles besser stehen müßte, als es der Fall war. Diese Partei, die Washington ungünstig gesinnt war, setzte die Ernennung Gates zum Führer der Nordarmee durch, unter dem nun die Armee einen Sieg erfochten hatte, worüber sie natürlich sehr erfreut war. John Adams schrieb seiner Frau, daß man dankbar sein müsse, daß die glückliche Wendung nicht durch den Oberkommandierenden und die südlichen Truppen herbeigeführt worden sei, da sonst die Verhimmelung unerträglich geworden wäre, und daß ein Mann tugendhaft und weise sein könne, aber deshalb noch lange keine Gottheit zu sein brauchte.

Hiermit hätte wohl, soweit die leitenden und einflußreichen Männer in Betracht kamen, die Sache ihr Ende gehabt; aber es gab noch einige weniger bedeutende Leute, wie Lovell, die durch die Übergabe Burgognes sehr ermutigt worden waren und meinten, daß sie jetzt Gates an Washingtons Stelle setzen könnten. Es dauerte auch nicht lange, bis sie in der Armee selbst einige geschäftige und nicht übermäßig skrupulöse Verbündete fanden. Die hervorstechendste

Figur unter diesen militärischen Mißvergnügten war Gates selbst, der sonst träge in allen Dingen, doch sehr bedacht auf sein eigenes Emporkommen war. Er hatte deutlich gezeigt, wie sehr ihm der Kopf durch den Sieg von Saratoga verdreht worden war, als er es unterließ, Washington davon Nachricht zu geben und es versäumte, die Truppen zurückzuschicken, bis er durch Hamiltons energische Mahnung, der geschickt worden war, um ihn wieder zur Vernunft zu bringen, dazu getrieben wurde. Nächst Gates war die wichtigste Persönlichkeit Thomas Mifflin, ein glühender Patriot, aber ein etwas leichtfertiger Mensch, der sich der Opposition gegen Washington aus Gründen anschloß, die heute nicht mehr recht ersichtlich sind, aber bei denen persönliche Eitelkeit eine nicht unbeträchtliche Rolle spielte. Um diese beiden Führer scharten sich noch verschiedene Offiziere von geringerem Range, die weder damals noch später von irgend welcher Bedeutung waren.

Der leitende und führende Geist der Partei war jedoch ein gewisser Conway, ein irischer Abenteurer, der sich bei der ganzen Affäre in einer Weise hervortat, daß sie in der Geschichte nach ihm benannt wurde, und die „Conway-intrigue“ brachte ihm eine dauernde „Berühmtheit“, die er durch militärische Leistungen wohl niemals erlangt hätte. Conway war einer der ausländischen Offiziere, die den Beifall des Kongresses gefunden hatten, und bekleidete den Rang eines Brigadegenerals, der aber keinesfalls seinen ehrgeizigen Wünschen genügte, und als von Kalb zum Generalmajor ernannt wurde, beanspruchte Conway sofort den gleichen Rang. Er fand lebhafteste Unterstützung bei der oppositionellen Partei, und es gab ein solches Gerede, daß Washington energisch einschreiten mußte; denn abgesehen von seiner allgemeinen Abneigung gegen eine solche verschwenderische Verleihung von überhöhem Rang kam in diesem speziellen

Fall noch persönliches Mißtrauen hinzu. In seiner ruhigen Weise hatte er augenscheinlich Conway beobachtet und ihn mit seiner untrüglichen Menschenkenntnis als nicht genügend befunden. „Ich möchte noch hinzufügen“, schrieb er an Lee, „und ich glaube mit Recht, daß es der Armee einen tödlichen Streich versetzen würde. Über einen so wichtigen Punkt muß ich ganz offen sprechen: General Conways Verdienst als Offizier und seine Bedeutung für die Armee bestehen mehr in seiner eigenen Einbildung als in der Wirklichkeit“. Diese offenen Worte fanden bald ihren Weg zu Conway, trieben ihn in eine wütende Opposition hinein und veranlaßten ihn, der Partei einen Zusammenhang und eine Kraft zu geben, die ihr vordem gefehlt hatte. Die Umstände begünstigten sie. Der Sieg von Saratoga gab ihr einen greifbaren Untergrund, und der erste Zug wurde gemacht, als Gates es unterließ, Washington von der Übergabe zu benachrichtigen und dann die Truppen zurückhielt, die der Oberbefehlshaber, der so viel Leute von seiner Armee abgesandt hatte, um die des Nordens zu stützen, dringend zurückverlangte.

In diesem Augenblick, als Washington um Truppen bat, kämpfte er mit äußerster Zähigkeit um die Kontrolle über den Delaware. Er traf alle Maßregeln, um die Forts zu halten, und die ersten Angriffe wurden mit großen Verlusten zurückgeschlagen, wobei die Engländer bei dem Angriff auf das Fort Mercer ihren Führer, Graf Donop, und vierhundert Mann verloren. Dann kam eine kurze Ruhepause, bis die Angriffe, durch die Schiffe unterstützt, erneuert wurden, und beide Forts wurden aufgegeben, nachdem die Verschanzungen durch das feindliche Feuer vernichtet worden waren. Inzwischen hatte der nach dem Norden gesandte Hamilton seine Aufgabe gelöst; Gates war endlich dazu gebracht worden, etwas zu tun, und der von den besten Ab-

sichten beseelte, aber etwas eigensinnige Putnam war energisch an seine Pflicht erinnert worden. Verstärkung war eingetroffen, und Washington dachte an einen Angriff auf Philadelphia. Sowohl bei der Armee als im Publikum, denen beiden der Erfolg von Saratoga etwas zu Kopf gestiegen war, und die, in ihrer unglaublichen Blindheit die Verschiedenheit der Verhältnisse nicht bedenkend, gar nicht einsehen wollten, warum auf Befehl dieselbe Leistung nicht anderswo wiederholt werden sollte, wurden Stimmen laut, die einen glänzenden, entscheidenden Sieg verlangten. Diesem Wunsch entgegenzutreten, war sehr schwer, doppelt schwer für einen Mann, der auf einen Kampf brannte und den sehr menschlichen Wunsch hegte, ebenso erfolgreich zu sein wie sein Nachbar. Es gehörte viel Mut dazu, „nein“ zu sagen; aber Washington besaß ihn, und als General und Staatsmann die Stellung des Feindes beurteilend, wog er alle Chancen ab, sagte ein entschiedenes Nein und nahm eine fast uneinnehmbare Stellung bei White Marsh ein. Daraufhin kündigte Howe an, daß er Washington hinter die Berge treiben würde, und mit diesem höchst löblichen Vorsatz näherte er sich am 4. Dezember den amerikanischen Linien. Einige Scharmügel von geringer Bedeutung fanden am Fuße der Hügel statt, aber am dritten Tage glaubte Washington frohlockend, daß ein Angriff stattfinden würde, und ritt zwischen seinen Soldaten hin und her, sprach ihnen Mut zu und stellte sie auf ihre Posten. Es kam aber zu nichts als zu einigen weiteren Scharmügeln, und am nächsten Tag marschierte Howe nach Philadelphia zurück. Er hatte in jeder Weise eine Schlacht zu provozieren gesucht, aber wiederum hatte Washington, trotz des Drängens seiner eigenen Natur und der öffentlichen Meinung nein gesagt. In einer ihm zusagenden Stellung war er mehr als bereit, gegen Howe zu kämpfen, aber trotz der großen Versuchung

wollte er es nicht in irgend einer anderen. Eine der glänzendsten Leistungen Wellingtons war der Rückzug auf die wohl vorbereiteten Linien von Torres Vedras, und einer von Washingtons schwierigsten Erfolgen war im Jahre 1777 diese doppelte Weigerung zu kämpfen.

Wie bei den meisten klugen und vernünftigen Handlungen erscheint uns jetzt, ein Jahrhundert später, Washingtons Handlungsweise so klar verständlich, daß wir uns kaum vorstellen können, wie irgend jemand sie in Frage ziehen konnte, und man kann nur sehr schwer diese furchtbare Anspannung aller Nerven nachfühlen, die das doppelte Verweigern der Schlacht kostete. Wenn der geplante Angriff auf Philadelphia fehlgeschlagen wäre, oder wenn unsere Armee die Hügel heruntergekommen und auf den Feldern unten geschlagen worden wäre, so hätte es keine amerikanische Armee mehr gegeben. Die Armee im Norden, von der die Leute so stolz sprachen, hatte ihr Werk getan und sich zerstreut. Das Schicksal der Revolution hing, wie es von Anfang an der Fall gewesen war, von Washington und seinen Soldaten ab. Wenn diese hinter die Berge zurückgetrieben wurden, so stand keine andere Armee mehr zur Verfügung. Von ihrem Fortbestehen hing aber alles ab, und als Howe nach Philadelphia zurückkehrte, war sie noch da, fest geschlossen, seine Flanke bedrohend, ihn in seinem Lager einschließend, so daß er nur Herr über den Platz war, auf dem seine Leute lagerten, und über die Straßen, die seine Wachen abpatrouillierten. Als Franklin in Paris gesagt wurde, daß Howe Philadelphia genommen habe, erwiderte er: „Philadelphia hat Howe genommen.“

Aber mit Ausnahme von Franklin war die zeitgenössische Meinung vom Dezember 1777 von der heutigen sehr verschieden, und die Intriguanen waren seit der Zeit, wo der Oberbefehlshaber gegen Conway wegen des übermäßig hohen

Ranges, den er beanspruchte, eingeschritten war, stetig bei der Arbeit gewesen. Washington selbst wußte ganz genau, was vor sich ging; er war ruhig, würdevoll, unbewegt und schweigsam, aber er merkte es sehr gut, wenn Leute, bedeutende oder unbedeutende, Komplotte gegen ihn schmiedeten, und er überwachte sie mit derselben Schärfe wie Howe und die Engländer.)

Inmitten seiner Bemühungen, die Delawareforts zu halten und seine Truppen vom Norden zurückzubekommen, kam ihm eine Geschichte zu Ohren, die seine Aufmerksamkeit erregte. Wilkinson, einer von Gates Stabsoffizieren, war mit der Nachricht von der Übergabe zum Kongreß gekommen. Er war fünfzehn Tage unterwegs gewesen und hatte drei Tage gebraucht, um seine Papiere in Ordnung zu bringen; als nun beschlossen wurde, ihm einen Ehrensäbel zu überreichen, schlug Dr. Witherspoon, ein geriebener Schotte, vor, daß es besser wäre „dem Burschen ein paar Sporen zu schenken.“ Dieser Seitenhieb und eine kleine Verzögerung scheinen Wilkinson, der sich schrecklich wichtig fühlte, geärgert zu haben, und er ritt, obwohl er schließlich zum Brigadegeneral ernannt wurde, sehr gekränkt nach dem Norden ab. In späteren Jahren war Wilkinson recht verschlossen, aber damals, als junger Heißsporn, konnte er den Mund nicht halten und sprach sich auf dem Rückwege zu Gates aus. Was er sagte, wurde dem Hauptquartier hinterbracht, und am 9. November schrieb Washington an Conway: „Ein Brief, den ich gestern Abend empfang, enthält folgenden Absatz — ‚in einem Brief von General Conway an General Gates sagt dieser, „die Vorsehung hat beschlossen, Ihr Vaterland zu retten, sonst hätten schlechte Ratgeber und ein schwacher General es zu Grunde gerichtet.“ Ich verbleibe Ihr sehr ergebener Diener,“ etc.

Diese kurz angebundene Mitteilung machte auf Conway

einen niederschmetternden Eindruck. Es wird erzählt, daß er versucht habe, um Entschuldigung zu bitten, jedenfalls legte er seine Stellung nieder. Was Gates anlangt, so begann er, Briefe zu schreiben, in denen er seiner Verwunderung Ausdruck gab, wer ihn wohl verraten haben könnte, und sich unter seiner Bloßstellung kläglich wand. Washingtons Antworten waren Muster kalter Würde, und die kühle Gleichgültigkeit, mit der er die ganze Angelegenheit behandelte, während er Gates unbarmherzig bloßstellte, ist wirklich interessant. Durch diesen unwerhofften Schlag wurden die Intriguanen aus dem Konzept gebracht. Es dämmerte ihnen wohl allmählich, daß sie sich doch in ihrem Mann geirrt hatten, und daß dieser schweigsame Soldat doch nicht so leicht bei Seite geschoben werden konnte, wie sie es sich eingebildet hatten. Dennoch rafften sie sich zusammen, und die durch Burgognes Übergabe hervorgerufene Stimmung im Kongreß benützend, versuchten sie, die Kontrolle der militärischen Angelegenheit in ihre Hand zu bekommen. Das Kriegskomitee wurde auf fünf Mitglieder erhöht, Gates wurde Vorsitzender und Mifflin Mitglied, und so zusammengestellt, ernannte es Conway zum Generalinspektor mit dem Range eines Generalmajors. Das war nach Conways Betragen eine direkte Beleidigung für Washington und bezeichnet den Höhepunkt, den die Opposition gegen ihn erreichte.

Auch die Kongreßmitglieder wurden jetzt wieder etwas tätiger, und John Jay sagte, daß eine Partei desselben Washington bitter feindlich gesinnt sei. Heute wissen wir nur wenig über die Mitglieder jener Partei; denn sie kamen später nie wieder auf die Sache zurück, sondern taten im Gegenteil alles, um sie in Vergessenheit geraten zu lassen. Dennoch aber hat diese Partei existiert, und bedeutungsvolle Briefe sind uns überkommen, einer von Lovell und zwei

anonyme, an Patrick Henry und an Laurens, den damaligen Präsidenten, gerichtet, die, von einem bösen, feindlichen Geist beseelt, nur ein Ziel im Auge haben. Der eine Gedanke wird beständig wiederholt, daß die nördliche Armee unter einem guten General einen großen Sieg errungen habe, und daß die Hauptarmee, wenn in gleicher Weise befehligt, dasselbe erreichen könnte. Der Plan war einfach und durchsichtig. Die Intriguanen wünschten, Washington aus seiner Stellung zu vertreiben und Gates an seinen Platz zu setzen. Zu diesem Zweck schrieben sie an Henry und Laurens; darum machten sie Conway zum Generalinspektor.

Als sie jedoch ihre intriguanen Pläne zur Tat umgestalten wollten, hatten sie weniger Erfolg. Eine ihrer Lieblingsideen war die Eroberung Canadas, und zu diesem Zweck wurde La Fayette an die Seen geschickt, fand aber dort nicht die geringsten Vorbereitungen, da die Urheber der Idee Ignoranten und unfähige Menschen waren. Die Expedition scheiterte daher gleich in den Anfängen, und dieser Mißerfolg gab dem Kongreß und dem Volk für die Zukunft eine gute Lehre. Unter ihrer Leitung ging das Verpflegungswesen vollständig in die Brüche; ein Komitee des Kongresses begab sich nach Valley Forge und fand auch hier, daß die neuen Leiter absolut nichts geleistet hatten. Dazu kam, daß der ursprüngliche Brief Conways, den Washington so brüsk aufgedeckt hatte, zur Qual seines Verfassers immer aufs neue wieder auftauchte. Gates' Korrespondenz zog sich durch den ganzen Winter hin und mit jedem Brief verstrickte er sich mehr und mehr in Widersprüche, und Washingtons Antworten wurden immer kälter und schärfer. Gates versuchte die Schuld auf Wilkinson abzuladen, der darüber sehr empört war und ihn forderte. Beide verjöhnten sich aber wieder in einer geradezu lächerlichen Weise; Wilkinson hatte jedoch in der Zwischenzeit

eine Unterredung mit Washington, die einen solchen Grad von Doppelzüngigkeit und Falschheit von Seiten der Intriguanen enthüllte, daß er, in seiner sensitiven Natur aufs äußerste empört, seine Stelle als Sekretär des Kriegskomitees niederlegte, wegen, wie er ganz offen sagte, Gates' Falschheit und Verrätereï. Ein solcher Streit mußte natürlich den Intriguanen schaden; aber noch mehr schadete ihnen Gates selbst, der keinen anderen Gedanken zu haben schien, als Washington dadurch zu verdrängen, daß er geringschätzig über ihn sprach, ihm Truppen vorenthielt und sich weigerte, bei Gastmählern seine Gesundheit auszubringen: alles Mittel, die ebenso ungewöhnlich wie schwächlich waren.

Die Intriguanen waren in der That geistig und moralisch so wenig bedeutend, daß sie im Augenblick, wo eine Verantwortlichkeit an sie herantrat, zusammenbrechen mußten, aber das verhängnisvollste Hindernis für ihre Pläne war doch der Mann, den sie zu stürzen suchten. Sie glaubten augenscheinlich, daß Washington zum Niederlegen seiner Stellung gezwungen werden könnte. Sie wußten, daß sie dabei weder auf die Unterstützung des Kongresses noch auf die öffentliche Meinung rechnen durften; aber sie glaubten, daß ein paar geschickt angewendete Kränkungen und Beleidigungen ihn selbst veranlassen würden, vom Schauplatz zurückzutreten. Aber gerade darin bestand ihr großer Irrtum. Washington war, wie sie wohl wußten, äußerst empfindlich und reizbar und hing nicht besonders an seinem Amt; aber er war nicht einer jener Schwächlinge, die in einem Anfall übler Laune, weil sie kritisiert und angegriffen werden, Amt und Stellung aufgeben; er war nicht ehrgeizig im gewöhnlichen persönlichen Sinne, aber er strebte leidenschaftlich nach Erfolg. Ob es galt, ein Pferd einzureiten, ein Land zu kultivieren, Indianer zu bekämpfen oder einen Staat vor dem Untergang zu retten — was immer er in die

Hand nahm, das führte er auch bis zum Ende durch. Bei ihm gab es nie auch nur die leiseste Möglichkeit eines Zurücktretens. In dem Augenblick, wo er, ohne sich dazu zu drängen, zum Führer der Revolution erwählt wurde, hatte er beschlossen, durch alle Fährlichkeiten hindurch sie zum Siege zu führen, wenn ein Sieg möglich war. Tod oder Gefangennahme konnten ihn daran hindern, aber weder Niederlage noch Vernachlässigung, noch weniger die Umtriebe von Intriguanten.

Als er an seinen Bruder schrieb, um ihm Burgoynes Übergabe mitzuteilen, erwähnte er kein Wort von der Kränkung, die ihm Gates zugefügt hatte, sondern setzte nur in einem Postskriptum hinzu: „Von ganzem Herzen gratuliere ich meinem Vaterlande und allen, die es gut damit meinen, zu dieser äußerst gütigen Fügung des Schicksals.“ In diesem Tone schrieb er an alle, sowohl privatim wie offiziell. Seinen Unmut über die ihm nicht gebührend gemachte Mitteilung ließ er nur Gates fühlen und gab ihr in Form eines Tadelns Ausdruck. Er kannte von Anfang an die ihm feindliche Strömung; aber augenscheinlich war der erste, zu dem er sich darüber aussprach, Conway, als er ihm die kurze Notiz vom 9. November sandte. Selbst als die Intriguen ihren Höhepunkt erreichten, schrieb er nur, wenn er gezwungen war, ein- oder zweimal darüber, und wir haben keinen Beweis, daß er je davon gesprochen hätte, außer vielleicht zu einigen ganz intimen Freunden. In einem Briefe an Patrik Henry schrieb er, daß er genötigt gewesen sei, eine falsche Meinung über seine Truppenstärke Wurzel fassen zu lassen, und daß er an den Folgen davon gelitten habe; mit einer berechtigten Gereiztheit fügt er hinzu, daß, während die Männer von New York und Neuengland in Scharen in das Lager von Gates strömten, so daß sie dem Feinde um das Doppelte an Zahl überlegen waren, er keine

solche Hilfe von Pennsylvania erhalte, und daß trotzdem Wunder von ihm verlangt würden.

So schritt er während dieses Winters still und unbeirrt seinen Weg, nur Antwort gebend, wenn ein Freund ihn fragte, und stets bereit, seinen Feinden die Stirn zu bieten. Als Conway sich beim Kongreß über seinen Empfang im Lager beschwerte, schrieb Washington dem Präsidenten, daß er kein Talent habe, sich zu verstellen, und daß er allerdings sehr kühl gewesen sei. An Lafayette schrieb er, daß es Klatschereien gegeben habe, und daß er seinen Offizieren zugeredet habe, sich ruhig und ohne Voreingenommenheit in der Conwayangelegenheit zu verhalten, und fügte noch hinzu: „Ich zweifle durchaus nicht daran, daß alles zum Besten geschieht, daß wir über alles Mißgeschick triumphieren und zum Schluß unser Ziel erreichen werden; wenn Sie, mein lieber Marquis, mich dann in Virginien mit Ihrer Gesellschaft beehren wollen, so wollen wir über unsere vergangenen Schwierigkeiten und über die Torheiten der anderen lachen.“ Aber obwohl er so leichtthin an seine Freunde schrieb, behielt er doch Gates scharf im Auge, und trieb ihn, ihn beständig in der Defensive haltend, von Punkt zu Punkt. Unter anderem äußerte er sich scharf ironisch über Conways Charakter, indem er sagte: „Es ist wirklich sehr zu bedauern, daß dieser Meister strategischer Kunst seine Fähigkeit während des Feldzugs nicht betätigte und uns die weisen Maßregeln vorenthielt, die uns den Erfolg, den wir vernünftigerweise erwarten durften, gesichert hätte.“

Dem armen Gates waren diese Briefe keine angenehme Lektüre, und eine kurze Mitteilung vom 24. Februar beschloß den Konflikt. Zu dieser Zeit waren die Intriguanen schon unter sich uneinig und wurden binnen kurzem unschädlich gemacht. Wilkinsons Demission wurde angenommen, Misslin wurde unter Washingtons Befehl gestellt und Gates nach

seinem Kommando im Norden geschickt. Conway demissionierte eines Tages in einem Anfall übler Laune und sah seine Demission mit peinlicher Schnelligkeit angenommen und seinen Einfluß verschwunden. Dann geriet er mit General Cadwalader wegen seiner Angriffe gegen den Oberkommandierenden in Streit. Der Streit endete mit einem Duell. Conway wurde schwer verwundet, und als er glaubte, sterben zu müssen, schrieb er einen reuevollen Brief an Washington. Er wurde jedoch wieder gesund, verließ Amerika und trat so aus dem Bereich der Geschichte. So scheiterten die inneren Intriguen, und die „bittere Partei“ im Kongreß war geschlagen und verschwand von der Bildfläche. Vergebens hatten sie versucht, den starken Mann zu bekämpfen, der sowohl die Soldaten als das Volk fest in seiner Macht hatte. „Solange das Volk mit meinen Leistungen zufrieden ist, werde ich von meinem Werk nicht zurücktreten.“ So schrieb Washington an Gordon, als die Intriguen ihr Ende erreichten, und in diesem Geiste vernichtete er schweigend und gründlich die Partei, die versucht hatte, seine Ziele zu kreuzen und ihn durch Spott, geringschätzige Behandlung und allerlei dunkle Umtriebe aus dem Amte zu treiben.

Diese Angriffe richteten sich gegen ihn in der dunkelsten Zeit seiner militärischen Laufbahn. Bei Brandywine und Germantown geschlagen, war er von den Forts nach verzweifelter Gegenwehr zurückgetrieben worden, hatte gesehen, wie Philadelphia und der Fluß vollständig in die Hände des Feindes fielen, und war gezwungen gewesen, — das war das bitterste von allem — von einem neuen Angriff auf die britischen Linien abzusehen und sich damit zu begnügen, Howe auszuweichen, als dieser aus seinem Verschlag herauskam und ihm eine Schlacht anbot. Dann zog sich der Feind in seine bequemen Winterquartiere

zurück, und er blieb allein dem rauhen Winter und dem Existenzproblem gegenübergestellt. Es war dieselbe stets wiederkehrende Mühe, die amerikanische Armee zusammen und damit die amerikanische Revolution am Leben zu erhalten. Und in dieser Aufgabe lag nichts, was das Blut schneller fließen und die Pulse höher schlagen ließ. Es war nur eine Frage zähen Festhaltens an dem Ziel und die Fähigkeit, seine überwältigende Bedeutung zu verstehen. Es war keine Arbeit, die ans Herz dringen oder irgend jemanden begeistern konnte, und diese Arbeit zu einem erfolgreichen Ende zu führen, blieb ganz allein dem Oberkommandierenden überlassen.

Inmitten von Frost und Schnee zog er sich nach Valley Forge zurück, von wo aus ein Handstreich nach Philadelphia möglich war. Er hatte faktisch nichts mehr, auf das er sich verlassen konnte, als seinen ernstesten Willen und seinen festen Charakter. Seine Soldaten, deren Zahl sich immer mehr verringerte, zeichneten den Weg nach Valley Forge mit dem Blut ihrer nackten Füße. Sie waren ganz zerlumpt und oft von dem Nötigsten entblößt. Als sie ihren Bestimmungsort erreichten, fanden sie keine Unterkunft, und nur der Energie und Findigkeit des Generals war es zu danken, daß sie sich aufrafften, Hütten zu bauen und sich so einen gewissen Schutz vor dem Wetter sicherten. Sie waren tatsächlich ohne alle Verpflegungsmittel, und das Kriegskomitee tat garnichts, um ihnen zu helfen. Die Armee befand sich in einer so trostlosen Lage, daß sie gezwungen war, sich das Nötigste gewaltsam zu nehmen. Das war ein verzweifelttes Auskunftsmittel und verletzte die öffentliche Meinung, auf die Washington als Staatsmann ganz besonders bedacht war, und die ihm bei seinem schwierigen Amt ein wichtiger Faktor des Erfolges war. Er war durchaus gegen das Ergreifen äußerster Maßregeln, aber es blieb ihm nicht anderes übrig,

wo seine Leute fast vor Hunger starben, wo beinahe dreitausend davon dienstuntauglich, „barfuß und halbnackt“, waren, und wo ein großer Teil der Armee gezwungen war, die ganze Nacht am Feuer zu hocken, weil keine Decken vorhanden waren, mit denen sie sich beim Niederlegen hätten zudecken können. Bei diesem furchtbaren Mangel an Nahrungsmitteln, an Feuerungsmaterial und Bekleidung, bei den zahlreichen Todesfällen durch Krankheiten und Entbehrung können wir uns nur über die Langmut wundern, mit der er so lange von Gewaltmaßregeln Abstand nahm. Dennoch wurde, wie Washington es vorausgesehen hatte, ein großes Geschrei gegen ihn erhoben. Schließlich hatte sein Vorgehen aber doch mehr gute als böse Folgen; denn es öffnete dem Publikum die Augen und bewirkte einige allerdings sehr verspätete Verbesserungen und Versuche, mehr zu leisten.

Schlimmer noch als diese Kritik waren die Vorstellungen, die der gesetzgebende Körper von Pennsylvanien gegen das Beziehen von Winterquartieren erhob. Sie erwarteten, daß Washington während dieses ganzen strengen, nördlichen Winters das offene Feld behaupten und mit seiner zerlumpten, hungernden, frierenden Armee sogar noch die Engländer angreifen würde. Sie hatten ihn nach allen Seiten hin mit allen Versprechungen bezüglich der Leute, Kleidung und Verpflegung im Stich gelassen. Sie waren nicht zufrieden, daß er ihren Staat schützte und die Revolution in den Hütten von Valley Forge am Leben erhielt. Sie verlangten das Unmögliche. Sie wollten den Mond haben und machten ein großes Geschrei, weil er ihnen nicht gegeben wurde. Es war dumm und ungerecht, was sie verlangten, und Washington beantwortete ihre Klagen in einem Brief an den Präsidenten des Kongresses. Nachdem er die Pflichtver säumnisse der Pennsylvanier in deutlichen, nicht mißzu-

verstehenden Worten geschildert hatte, sagte er: „Aber was mir diese ganze Sache noch merkwürdiger macht, ist der Umstand, daß gerade diese Herren sich einbilden, daß ein Winterfeldzug und die Verteidigung dieser Staaten gegen den Einfall eines Feindes so einfach und leicht sei. Diesen Herren kann ich nur antworten, daß es viel leichter und weniger anstrengend ist, in einem gemütlichen Zimmer bei einem ordentlichen Kaminfeuer Beschwerden aufzusetzen, als einen von schneidendem Wind umwehten Hügel besetzt zu halten und bei Frost und Schnee ohne Kleidung und Decken zu schlafen. Aber wenn sie selbst auch nur wenig Mitleid mit den bedürftigen, zerlumpten Soldaten zu haben scheinen, so fühle ich doch umsomehr für diese, und von ganzem Herzen bedauere ich das Elend, dem ich leider weder steuern noch abhelfen kann.“

Mit einem solchen Mann hätten die Herren von Pennsylvania lieber nicht anbinden sollen; auch konnten sie ihn bei seinem feinen Gefühl für die öffentliche Meinung, nicht einen Fuß breit von dem abbringen, was er beabsichtigte. Der strenge Tadel und das tiefe Pathos, das aus seinen Worten klingt, wenn er von seinen armen treuen Soldaten spricht, lassen uns blitzartig einen Einblick in das Innere dieses schweigsamen, selbstbeherrschten Mannes tun. Was immer geschehen mochte, er wollte sie zusammenhalten, denn in dieser dunklen Zeit entdecken wir auch die Angst, die ihn beschlich, daß die große Menge des Volkes nachgeben könne. Er war entschlossen, die Unabhängigkeit zu erringen. Er hatte einen starken Haß auf England wegen seines Vorgehens gegen Amerika, und dieser Haß wurde noch verstärkt durch die Versuche der Engländer, ihn persönlich durch gefälschte Briefe und andere verächtliche Mittel zu schädigen. England sollte nicht die Oberhand gewinnen; sobald er darauf zu sprechen kommt, klingt aus seinen Worten ein

wilder Zorn, der sehr bezeichnend ist. Er wollte um jeden Preis den Erfolg, und wenn auch das Volk unter dem Einfluß des langen Druckes versagen oder schwanken sollte, so war er doch fest entschlossen, die Armee zusammenzuhalten.

Während er so gegen Kälte, Hunger und Entbehrung kämpfte, während er sich mit ihm feindlich gesinnten Parteien herumschlug und der lauen Haltung der Kriegsverwaltung entgegentrat, selbst dann, inmitten all dieser Sorgen, arbeitete er ein neues System aus, das die dauernde Organisation seiner Streitkräfte sichern sollte. Der Kongreß mischte sich in die Angelegenheit der Kriegsgefangenen und die Beförderung der Offiziere; aber er wußte das nach Möglichkeit zu verhindern und verfolgte seine Pläne weiter. Er bestand darauf, daß für die Offiziere besser gesorgt werden müsse, denn sie hatten angefangen, ihre Stellen niederzulegen. „Sie müssen an ihren Vorteil ebenso wie an ihren Patriotismus appellieren“, schrieb er, „und Sie müssen ihnen Halbsold und vollen Sold im richtigen Verhältnis geben.“ „Daselbe müssen Sie bei den niederen Soldaten tun“, sagte er, „die kurzen Anwerbungsfristen müssen abgeschafft werden. Mit einem Wort, meine Herren, Sie müssen mir eine Armee geben, eine ständige, feststehende, einheimische Armee, denn davon hängt unsere Unabhängigkeit ab.“<sup>1)</sup>

Und aus dem allen, aus dem Muß kleinlicher Details und Ärgernisse, aus der Not und den Leiden dieses schrecklichen Winters, durch das gellende Geschrei der Dummheit und Feindseligkeit, tritt uns eins entgegen — die große, klare, starke Politik, die beabsichtigte, eine Armee an Stelle der Miliz zu setzen und dadurch Sieg und Unabhängigkeit zu

<sup>1)</sup> Diese beiden Zitate sind natürlich nicht wörtlich, aber sie bilden den Hauptinhalt vieler Briefe.

erringen. Sie bildet überall den Hauptinhalt seiner Briefe an die Gouverneure und an seine Offiziere. „Ich will die Armee zusammenhalten,“ sagte er, „aber Ihr alle müßt mir helfen, sie zu schaffen.“<sup>1)</sup>

So hielt er in harter Arbeit und mit heißem Bemühen seine Armee zusammen und verbesserte sie nach und nach. Sein System fand allmählich Anwendung, seine wiederholten Belehrungen begannen beim Kongreß zu wirken, und seine Reformen und Vorschläge wurden bis zu einem gewissen Grade angenommen. Unter der sicheren und geübten Leitung Baron Steubens wurden Drill und Disziplin mit großem Erfolg eingeführt. Greene trat an Mifflins Stelle als Generalquartiermeister und brachte Ordnung in das Chaos. Conways Intriguen gingen in die Brüche, und mit dem erwachenden Frühling begann Washington wieder einmal Licht zu sehen. Es war schon eine große Leistung, daß er sich diesen ganzen Winter über gehalten hatte; aber daß er in einer solchen Zeit die Armee befestigt und verbessert hatte, war mehr als wunderbar. Das zeugt von einer Größe des Charakters und einer Willensstärke, die seltener ist als militärisches Genie, und die uns vielleicht besser als irgend einer seiner Siege erklärt, warum der Erfolg der Revolution in den Händen dieses einen Mannes lag.

Ein Jahr nach Howes Rückzug aus Jersey schrieb ein Zeitgenosse, daß Washington mit dem Rest seiner Armee zurückgeblieben sei, um sich „um die Freiheit zu balgen.“ Nun war der Winter vergangen, und er war bereit, sich wieder zu „balgen“. Am 11. Mai löste Sir Henry Clinton Sir William Howe in Philadelphia ab. Der letztere nahm seinen Abschied unter einem Schimmer falschen Glanzes, bei einem Feste, das unter dem Namen „Mischianza“ bekannt

<sup>1)</sup> Auch dieses Zitat ist nicht wörtlich, aber dem Sinne nach vielen Briefen entnommen.

ist, ein passender Abschluß für eine an Mißerfolgen reiche Laufbahn, dessen er sich in seiner Beschränktheit aber gar nicht bewußt war. Der neue Kommandeur war tätiger als sein Vorgänger, aber nicht klüger und nicht besser geeignet, sich mit Washington zu messen. Die neue Wahl war charakteristisch für das britische Ministerium, das nicht soviel Verstand aufbringen konnte, um einzusehen, daß die Amerikaner bereit waren zu kämpfen, und daß sie von einem wirklich großen Feldherrn geführt wurden. Die Ankunft Clintons änderte nichts an der Sachlage.

Da er eine Bewegung des Feindes erwartete, so schickte Washington Lafayette vor, um Philadelphia zu beobachten. Der neue Kommandeur Clinton beschloß, ihn abzuschneiden, was ihm durch einen schnellen Marsch auch um ein Haar gelungen wäre. Durch rechtzeitige Informationen, Geistesgegenwart und schnelles Handeln allein gelang es dem jungen Franzosen zu entkommen, knapp, aber ohne Verluste. Inzwischen trat wiederum ein Grund zur Verzögerung ein, diesem Fluch der Engländer während des ganzen Krieges. Ein Friedenskomitee, bestehend aus dem Grafen von Carlisle, William Eden und Gouverneur Johnstone, traf ein: Alles ausgezeichnete Leute — aber sie kamen zu spät. Drei Jahre früher hätten ihre Vorschläge von Nutzen sein können, aber wie die Sache jetzt stand, waren sie schlimmer als nichts. Nach einem kühlen Empfang hatten sie eine ergebnislose Konferenz mit einem Komitee des Kongresses, versuchten es mit Bestechung und Intriguen, entdeckten, daß ohne ihr Wissen ihre eigene Armee schon den Befehl erhalten hatte, Philadelphia zu räumen und gaben schließlich ganz verärgert und verzweifelt ihre Aufgabe wieder auf und kehrten nach England zurück, um dort in den Anklagechor mit einzustimmen, der bereits laut in den Ohren der Minister zu klingen begann.

Inzwischen wartete und wachte Washington, der sich die Verzögerung nicht erklären konnte, und nur hoffte, Sir Henry mit der Miliz auf dem Marsche nach New York beruhigen zu können. Aber im Lauf der Tage erhielten die Amerikaner Verstärkung, während Sir Henry seine Macht verringerte, indem er fünftausend Mann nach Westindien und dreitausend nach Florida schickte. Als er endlich aufbrach, hatte er nicht einmal mehr zehntausend Mann, während die Amerikaner dreizehntausend, beinahe ausschließlich einheimische Truppen, zählten. Unter diesen Umständen beschloß Washington, ihn zu einer Schlacht zu zwingen. Anfangs wurden seine Pläne wie gewöhnlich von seinen Offizieren durchkreuzt. Lee war launenhafter als je zurückgekehrt; er war im Augenblick absolut gegen irgend einen Angriff und hielt nur weise Reden über das Bauen goldener Brücken für den fliehenden Feind. Das Übergewicht, das er als englischer Offizier noch hatte, verschaffte ihm eine gewisse Gefolgschaft, und die Sitzungen des Kriegsrats, die abgehalten wurden, unterschieden sich, wie Hamilton es ausdrückte, in nicht gerade günstiger Weise von dem Geschwätz alter Weiber. Washington wurde von alle dem natürlich sehr mitgenommen, aber er ließ sich in seinen Absichten nicht behindern, und sobald er hörte, daß Clinton wirklich abmarschiert sei, brach er sein Lager in Valley Forge ab und machte sich an die Verfolgung. Es fanden noch weitere Beratungen nach Altweibermanier statt; aber schließlich nahm Washington die Sache in die Hand und befahl einer starken Abteilung, den britischen Nachtrab anzugreifen. Sie brach am 25. Mai auf, und da Lee, dem das Kommando zukam, keine Lust hatte, es zu übernehmen, trat Lafayette an seine Stelle. Sobald Lafayette abmarschiert war, änderte jedoch Lee seine Meinung und behauptete, daß, da die vorgeschickten Detachements, über sechstausend Mann, eine

so große Division bildeten, es ungerecht sei, ihm nicht das Kommando zu übertragen. Washington sandte ihn daher am nächsten Tag mit zwei weiteren Brigaden nach, und Lee übernahm dann am 27. als älterer Offizier das Kommando über die gesamte Avantgarde.

Am Abend desselben Tages traf auch Washington ein, und ein Rekognoszierungsritt zeigte ihm, daß die feindliche Stellung, die jetzt schon stark war, sich nach einem Tag unbehinderten Marschierens noch sehr verstärken würde. Er beschloß daher, am nächsten Morgen den Angriff zu machen, und erteilte Lee sofort ausführliche Befehle dazu. Beim ersten Morgengrauen schickte er aufs neue Befehle; aber Lee tat augenscheinlich nichts, als langsam vorrücken, indem er zu Lafayette sagte: „Sie kennen die englischen Soldaten nicht, wir können ihnen nicht Stand halten“. Er machte einen schwachen Versuch, eine kleine Abteilung abzuschneiden, marschierte hin und her, gab Befehle und widerrief sie, bis Lafayette und Wayne, die auf einen Kampf brannten, nicht mehr wußten, was sie tun sollten, und dringende Botschaften an Washington sandten, er möchte doch selbst kommen.)

Durch dieses Zögern und seine Unentschlossenheit ermöglichte es Lee Clinton, seine Bagage und seinen Train an die Front zu bringen und seine besten Truppen unter Cornwallis im Nachtrab zusammenzuziehen, der nun gegen die amerikanischen Linien vorrückte. Jetzt wurden überhaupt keine Befehle mehr erteilt, und die Truppen wußten weder, was sie tun, noch wo sie hingehen sollten. Sie machten Halt, begannen zurückzuweichen und sich schließlich zurückzuziehen. Es fehlte nur wenig, daß ihr Rückzug in eine Flucht ausgeartet wäre. Washington allein verhinderte eine schwere Niederlage. Die ersten Nachrichten, die er aus der Front von Dickinsons vorgeschobener Abteilung und von Lee selbst erhielt, lauteten alle günstig. Dann hörte er das Feuern,

setzte die Hauptarmee in Bewegung und ritt schnell nach vorn. Dabei begegnete er einem Flüchtling, der von einer Niederlage erzählte. Das wollte er nicht glauben; er schob den Menschen bei Seite und hieß ihn schweigen. Dann aber kam noch einer und wieder und wieder einer, alle mit Klageliedern auf den Lippen. Endlich tauchten auch Offiziere und ganze Regimenter auf. Keiner wußte, warum sie flohen, und was geschehen war. Als die Nachrichten immer bedenklicher wurden, stieß Washington seinem Pferde die Sporen in die Seiten und jagte in der glühenden Sommerhitze vorwärts durch den tiefen Sand. Endlich stieß er auf Lee und seine in vollem Rückzug befindliche Hauptmacht. Er ritt wütend auf ihn los, und außer sich vor Zorn, mit drohender Miene und einem Fluch auf den Lippen, wie es heißt, fragte er, was das alles zu bedeuten habe. Lee war kein Feigling und sonst nicht um Worte verlegen. Er war auch ein durch ein abenteuerliches Leben auf alles gefaßter Mensch und nicht leicht zu verblüffen. Aber in diesem Augenblick stotterte er und brachte nur mühsam ein paar Worte hervor. Die drohende Frage wurde wiederholt. Lee raffte sich zusammen und suchte das Geschehene zu entschuldigen und zu bemänteln; aber, obwohl die kurzen Worte, die nun folgten, uns verschieden berichtet worden sind, so wissen wir doch, daß Washington ihm so leidenschaftliche Vorwürfe machte, daß es für immer zwischen ihnen aus war. Lee hatte eine in den Augen seines Kommandierenden unverzeihliche Sünde begangen: er hatte nicht gekämpft, als der Feind ihn angriff. Er hatte den Befehlen nicht gehorcht und sich zurückgezogen. Das war sein Ende. Er wurde zum Nachtrab geschickt, dann vor ein Kriegsgericht gestellt, aus dem Dienst entlassen und beschloß sein Leben in der Einsamkeit. Er war ein intelligenter, scharfsinniger, schwankender Mensch und wurde als ehemaliger englischer Offizier von der Bevölkerung der Kolo-

nien sehr überschätzt. Washington hat ihn immer, selbst nach der Schlacht von Monmouth, sehr großmütig behandelt, aber innerlich war er vollständig mit ihm fertig.

Während Lee sich vor dem Sturme beugte und ihm auswich, blieb es Washington überlassen, sich mit der Gefahr und Verwirrung rings um sich herum abzufinden. In folgenden Worten erzählte er später seinem Bruder die Geschichte: „Was auch die Ursachen gewesen sein mögen, ein Rückzug war es in der Tat, und die daraus entstehende Unordnung wäre der Armee verderblich geworden, wenn nicht die gütige Vorsehung, die uns noch nie in der Stunde der Not verlassen hat, mir geholfen hätte, angesichts des Feindes und unter Feuer einige Regimente aus den sich zurückziehenden Truppen neu zu formieren; dadurch wurde dem Rückzug lange genug Einhalt getan (die Stelle, auf welcher der Feind uns bedrängte, war sehr eng), daß ich meine Truppen, die inzwischen herankamen, in einer vorteilhaften Stellung in unserem Rücken zusammenziehen konnte.“ Diesen einfachen, bescheidenen Worten brauchen wir nichts hinzuzufügen, denn sie sagen alles. Nachdem er Lee bei Seite geschoben, sammelte Washington die in Unordnung geratenen Truppen, brachte sie wieder in Stellung, ließ sie wenden und hielt den Feind in Schach. Das war nicht leicht, aber es wurde gemacht, und als Lees Division von neuem zurückwich, diesmal aber in guter Ordnung, stand die Hauptarmee in Position, und die Schlacht wurde allgemein. Die Engländer wurden zurückgeworfen, und nun ergriff Washington die Offensive und trieb sie zurück, bis er das Schlachtfeld von Osten besetzt hatte.

Selbst als die Nacht hereinbrach, rückte er noch immer weiter vor. Dann ließ er seine Armee Halt machen, legte sich unter einen Baum nieder, während seine Soldaten mit der Waffe im Arm ruhten, und plante einen neuen Angriff für den nächsten Morgen. Aber als der Morgen anbrach,

entdeckten die Amerikaner, daß die Engländer sich auf und davon gemacht hatten und schon weit fort waren. Die Hitze machte eine schnelle Verfolgung unmöglich, und so erreichte Clinton glücklich New York. Zwischen dort und Philadelphia hatte er nach Washingtons Aussage zweitausend Mann verloren, aber neuere Forscher schätzen seinen Verlust auf fünfzehnhundert Mann, von denen etwa fünfhundert bei Monmouth fielen.

Es verlohnt sich, hier einen Augenblick Halt zu machen und diese Schlacht mit der Flucht bei Long Island, dem Überfall bei Brandywine und dem verhängnisvollen Schwanken bei Germantown zu vergleichen. Auch hier ging am Anfang alles fehl, durch Mißgriffe, die keiner voraussehen konnte. Die in Verwirrung geratenen Truppen, die keine Befehle erhielten, begannen sich zurückzuziehen, ohne daß jedoch Unordnung oder eine Panik entstand. Im Augenblick, wo Washington erschien, machten sie Halt, nahmen dann neu-gefestigt den Kampf wieder auf, und der Sieg war gewonnen. Monmouth ist niemals eine der berühmten Schlachten der Revolution gewesen, und dennoch gibt keine andre deutlichere Kunde von Washingtons Befähigung als Soldat. Ihre Bedeutung liegt weniger in der Art, wie sie gewonnen wurde, obgleich auch die schon glänzend genug war, sondern in dem Zeugnis, das sie dafür ablegt, wie Washington es verstanden hat, nach einer Reihe von Niederlagen während eines Winters voll fürchtbarster Qualen und Entbehrungen seine zerlumpten Freiwilligen in eine wohldisziplinierte Armee umzuwandeln. Die Schlacht war ein Sieg, aber die Gestaltung und Qualität der Armee, die ihn gewonnen hatte, war ein viel größerer Triumph.

Der traurige Winter bei Valley Forge hatte wirklich Früchte getragen. Mit einer kleinen numerischen Überzahl hatte Washington die Engländer im offenen Feld geschlagen

und sie regelrecht besiegt. „Clinton hat weiter nichts erreicht,“ sagte Friedrich der Große, „als daß er mit den Trümmern seiner Armee zurückgekehrt ist. Amerika ist wahrscheinlich für England verloren.“ Ein weiteres Jahr war vergangen; England hatte eine Armee verloren und hielt doch nur noch, was es schon vorher gehalten hatte, nämlich die Stadt New York. Washington stand mit einer Armee im Felde, die besser war als je, und von einem Siege begeistert, der unter Schwierigkeiten errungen war, von denen wir uns heute wohl keinen richtigen Begriff mehr machen können. Die amerikanische Revolution schritt stetig vor, von der Meisterhand ihres Leiters geführt. In diesen Tagen des Ringens und der Schlacht war ein neuer Geist über sie gekommen, und unsere nächste Aufgabe wird es sein, zu sehen, wie Washington sich mit dem neuen Stadium, in das der große Kampf getreten war, abgefunden hat.

---

## 8. Kapitel.

### Die Verbündeten.

Am 4. Mai 1778 genehmigte der Kongreß den Handelsvertrag und den Bündnisvertrag mit Frankreich. Am 6. hielt Washington, der bei Valen Forge auf den Aufbruch der Engländer von Philadelphia wartete, eine Parade über seine Armee ab, um das große Ereignis mit Hurrarufen und Kanonen- und Gewehrsalven zu feiern. Das Bündnis verdiente auch den Jubel und die Feier; denn es bedeutete einen großen Fortschritt für die Revolution. Es bewies, daß Amerika Europa gezeigt hatte, daß es seine Unabhängigkeit erringen könne, und gerade dem traditionellen Feinde Englands war es klar gemacht worden, daß die Zeit gekommen sei, wo es von Vorteil sein würde, den aufständischen Kolonien zu helfen. Aber das Bündnis brachte nicht nur Vorteile sondern auch Nachteile. Es hatte ein Nachlassen der nationalen Energie zur Folge und brachte neue und schwierige Probleme für den Oberkommandierenden mit sich. Die erfolgreiche Behandlung von Verbündeten und verbündeten Truppen war eine der schwersten Proben gewesen, auf welche die staatsmännische Kunst Wilhelms III. gestellt wurde, und hatte den Glanzpunkt von Marlboroughs Ruhm gebildet. Ein ähnliches Problem sollte nun der amerikanische General lösen.

*senior*

Washington hatte mit der diplomatischen und politischen Seite der Angelegenheiten nichts zu tun; aber die militärische und nationale Seite blieb ihm ganz allein überlassen, und diese verlangte eine Begabung, die von der eines Generals oder eines Verwaltungsbeamten durchaus verschieden war. Es ist öfters mehr oder weniger deutlich ausgesprochen worden und wird heute noch beständig behauptet, daß Washington wohl ein großer Charakter war, aber daß sein Talent nicht weit über den Durchschnitt hinausragte. Es wird sogar manchmal angedeutet, daß der Vater seines Vaterlandes ein schwerfälliger, beschränkter Mann gewesen sei, eine Ansicht, die wir später Gelegenheit haben werden, genauer zu prüfen. Hier wollen wir diesem Urteil nur entgegenhalten, daß das militärische Zusammenwirken mit Verbündeten Takt, schnelles Begreifen, Festigkeit und Geduld verlangt. Mit einem Wort, es ist eine Aufgabe, welche eine geistige Kraft allerersten Ranges erfordert, und deren Schwierigkeiten noch tausendfach verstärkt werden, wenn die Verbündeten auf der einen Seite ein altes, aristokratisches, kritisch veranlagtes Volk und auf der anderen Kolonisten sind, die keine Ahnung von Tradition, Etikette und festeingewurzelten Gewohnheiten haben und sehr stark dazu neigen, ihren eigenen Weg zu gehen und ihre eigenen Ansichten unbekümmert um andere Leute auszusprechen. Diesem Problem stand Washington ganz plötzlich gegenüber und mußte sich mit ihm bei Erfolgen und Mißerfolgen und vielen Versuchen abfinden, die zu nichts führten. Wir wollen nun sehen, wie er es gleich im Anfang löste, wo alles in der hartnäckigsten Weise schief ging.

Am 14. Juli hörte er, daß D'Estaings Flotte an der Küste kreuze, und begann sofort, ohne Frohlocken oder Aufregung zu überlegen, wie es zu ermöglichen wäre, die britische Flotte abzufangen, die binnen kurzem von Cort

~~erwartet~~  
erwartet wurde. Sobald es anging, sandte er zwei seiner Adjutanten an Bord des Admiralschiffes und eröffnete sofort eine Korrespondenz mit seinem Verbündeten. Diese Begrüßungsbriefe und die Briefe mit Vorschlägen, die folgten, sind in ihrer Art geradezu Muster dafür, wie solche Briefe stets sein sollten. Sie befriedigten in jeder Weise die Vorliebe der Franzosen für Etikette und gute Manieren und hatten doch keine Spur von Kriecherei oder übermäßiger, die geleistete Hülfe überschätzender Dankbarkeit an sich. Sie vereinigten vornehme Höflichkeit mit einfacher Würde und sind in einem so nüchternen und doch eleganten Stile gehalten, daß sie nur ein wirklich bedeutender Mann geschrieben haben kann, der, wenn nötig, ebensogut imstande war, gehaltvolle Sätze zu schreiben, wie angesichts des Feindes fliehende Truppen zum Stehen zu bringen.

Dieses erste Zusammenkommen der Verbündeten war in keiner Weise vom Glück begünstigt. D'Estaing hatte eine lange Überfahrt gehabt und traf zu spät ein, um Lord Howe am Delaware abzuschneiden. Dann segelte er nach New York, kam auch dort zu spät und fand außerdem, daß er seine Schiffe nicht über die Barre bringen konnte. Dadurch entstanden neue Verzögerungen, so daß er wiederum zu spät nach Newport kam, wo er sich mit Sullivan vereinigen sollte, um die Engländer aus Rhode Island zu vertreiben, wie Washington geplant hatte, für den Fall, daß bei New York nichts ausgerichtet werden konnte, so lange die Franzosen an der Küste kreuzten. Als D'Estaing endlich Newport erreichte, entstand eine neue Verzögerung von zehn Tagen, und gerade als er und Sullivan sich zum Angriff anschickten, erschien Lord Howe mit seiner verstärkten Flotte vor dem Hafen. Mit dem Versprechen zurückzukehren, segelte D'Estaing heraus, um dem Feinde eine Schlacht zu liefern, aber nach langem Manövrieren wurden beide Flotten

durch einen fürchtbaren Sturm abgetrieben, und D'Estaing kam nur zurück, um Sullivan mitzuteilen, daß er sofort nach Boston absegeln müsse, um die erlittenen Schäden auszubessern. Darauf erfolgte der von allen amerikanischen Offizieren unterzeichnete Protest an den Grafen, worauf D'Estaing abfuhr und Sullivan eine unvorsichtige Proklamation an seine Truppen erließ, worin das Verhalten der Verbündeten nicht eben gut wegkam.

Als D'Estaing nun wirklich weg war und die Amerikaner sich zurückziehen mußten, entstand überall ein lautes Murren, und es sah gerade so aus, als ob das erste Resultat des Bündnisses ein regelrechter Streit sein würde. Es war eine üble und unangenehme Geschichte. Der Kongreß war vernünftig genug, den Protest der Offiziere zu unterdrücken, und Washington, enttäuscht, aber nicht allzusehr überrascht, machte sich daran, die Sache wieder einzurenten. Es war keine leichte Aufgabe, einerseits die Franzosen zu besänftigen, die natürlich wegen der Äußerungen der Offiziere und der öffentlichen Meinung sehr gereizt waren, und andererseits seine Landsleute zu beruhigen, die nicht ohne Grund sowohl enttäuscht wie verärgert waren. An Sullivan, der vor Empörung überschäumte, schrieb er: „Sollte die Expedition wegen des Abfahrens der französischen Flotte fehlschlagen, so werden naturgemäß die in Betracht kommenden Offiziere sich lebhaft darüber beschweren. Aber die Klugheit gebietet uns, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und der Öffentlichkeit gegenüber die Abfahrt nach Boston als unumgänglich nötig hinzustellen. Die Gründe liegen zu klar auf der Hand, um einer Erklärung zu bedürfen.“ Und einige Tage später: „Erste Eindrücke bleiben, wie Sie wissen, am längsten in der Erinnerung haften und werden in hohem Grade unseren Nationalcharakter in den Augen der Franzosen darstellen. In unserem Benehmen ihnen gegenüber dürfen wir nicht

vergessen, daß sie eine in Kriegen erfahrene Nation sind, daß sie in militärischer Etikette sehr strenge Anschauungen haben, und daß sie in vielen Fällen leicht aufbrausen, wo andere sich kaum verletzt fühlen. Gestatten Sie, daß ich Ihnen ganz besonders die Pflege der Harmonie und des guten Einvernehmens ans Herz lege und Sie ersuche, in jeder Weise der schlechten Stimmung entgegen zu wirken, die unter den Offizieren Platz gegriffen hat." An Lafayette schrieb er: „Jeder denkende Mann wird die Vorteile anerkennen, die wir der französischen Flotte und dem Eifer ihres Befehlshabers zu verdanken haben, aber unter einer freien und republikanischen Regierung ist es unmöglich, die Stimme der großen Menge zu unterdrücken. Jedermann spricht da, wie er denkt oder, genauer ausgedrückt, ohne zu denken, und urteilt nach den Ergebnissen, ohne sich um die Gründe zu kümmern. Der Tadel, der über die französische Flotte ausgesprochen worden ist, wäre wahrscheinlich bei einer amerikanischen Flotte, die ebenso gehandelt hätte, noch viel schärfer ausgefallen. Es liegt in der Natur des Menschen, daß ihm alles mißfällt, was eine Lieblingshoffnung oder ein vielversprechendes Unternehmen zunichte werden läßt, und der große Fehler von vielen Menschen ist es, daß sie verurteilen, ohne nach den Umständen zu fragen.“ Schließlich schrieb er auch an D’Estaing und beklagte die entstandenen Differenzen, während er seine Bemühungen zur Wiederherstellung des guten Einvernehmens und seine Wünsche in dieser Richtung betonte. Er schrieb: „In solchen aufreibenden Zeiten, wie sie Eure Exzellenz jetzt durchmachen mußten, zeigen sich die guten Seiten eines großen Geistes in ihrem höchsten Glanze, und der Charakter eines großen Führers wird darin besser erkannt als bei einem bedeutenden Siege. Dieser kam Ihnen in jeder Weise zu, und die widrigen Elemente, die Sie ihres Triumphes beraubten, können Ihnen niemals den

Ihnen gebührenden Ruhm rauben. Obwohl der Erfolg Ihren Erwartungen nicht entsprochen hat, so können Sie doch mit Befriedigung der hervorragenden Dienste gedenken, die Sie der gemeinsamen Sache geleistet haben.“ Das ist nicht der Brief eines unfähigen Mannes. Im Gegenteil, es spricht sich darin eine gewisse spitzfindige Feinheit aus, die mit Schlaueit gemischt ist, eine viel häufigere Eigenschaft als Geistesgröße, aber eine, die durchaus nicht alle großen Männer besitzen. So beruhigte Washington durch Takt und Verstehen der menschlichen Natur, durch wohl berechnetes Unterdrücken und kluge Briefe, durch die weise Ausübung seines gewaltigen Einflusses seine Landsleute und besänftigte zugleich seine Verbündeten. Ein großes Unglück wurde auf diese Weise verhindert, und anstatt eines gefahrdrohenden Streites, der leicht die riesigen Vorteile des französischen Bündnisses hätte zunichte machen können, war nur eine verfehlte Expedition zu bedauern.

Neu ausgerüstet segelte D'Estaing nach Westindien ab, und damit schloß das erste Kapitel der Geschichte unseres Bündnisses mit Frankreich. Die Verbündeten ließen bis tief in den Frühling hinein weiter nichts von sich hören, bis der Minister Gérard schrieb, daß D'Estaing im Begriff sei wiederzukommen und anfragte, was wir zu tun gedächten. Washington antwortete ausführlich, setzte seine Bereitwilligkeit auseinander, in jeder Weise den Verbündeten zu helfen, und erbot sich, wenn die Franzosen Schiffe schickten, alles andere aufzugeben, alles zu wagen und einen Angriff auf New York zu machen. Daraus wurde jedoch nichts, und Washington hörte, daß sich die Flotte nach den südlichen Staaten begeben hatte, was ihm ganz recht war, da er über die dortige Lage beunruhigt war. Im Herbst wurde gemeldet, daß die Flotte sich wieder in der Nähe der nördlichen Küste befände. Washington schickte sofort Offiziere an die geeignetsten Punkte, um

ihr Herankommen zu erkunden, und schrieb einen langen Brief an D'Estaing, worin er mit wundervoller Klarheit die Ereignisse der Vergangenheit, die Sachlage der Gegenwart und die Möglichkeiten der Zukunft beleuchtete. Er war im Handeln wie im Planen zu allem bereit, vorausgesetzt, daß seine Verbündeten mit ihm gemeinsam vorgingen. Die der menschlichen Natur so leicht anhaftende Eifersucht, die befürchtet, daß ein anderer den Ruhm eines gemeinsamen Erfolges davontragen könne, war Washington ganz fremd, und wenn er nur die Engländer aus Amerika vertreiben und die amerikanische Unabhängigkeit sichern konnte, so war er gern bereit, den Ruhm auf sich beruhen zu lassen. Aber all seine Weisheit bei der Behandlung der Verbündeten war für den Augenblick umsonst. Während er einen Hauptschlag plante und die Miliz in Neuengland einberief, rüstete sich D'Estaing, um Georgia zu befreien, und wenige Tage nachdem Washington seinen zweiten Brief geschrieben hatte, griffen die Franzosen und Amerikaner die britischen Schanzen bei Savannah an und wurden mit schweren Verlusten zurückgeschlagen. Dann segelte D'Estaing wieder ab, und damit war der zweite Versuch Frankreichs beendet, Englands aufständischen Kolonien zu helfen. Die Anwesenheit der Flotte hatte einen guten moralischen Eindruck gemacht, und die Furcht vor D'Estaings Wiederkehr hatte Clinton veranlaßt, Newport aufzugeben und seine Truppen in New York zu konzentrieren. Das war aber auch alles, was wirklich erreicht wurde, und es blieb nichts anderes übrig, als einen weiteren Versuch und eine günstigere Jahreszeit abzuwarten.

Bei all seiner Höflichkeit und Rücksichtnahme, bei all seiner Bereitwilligkeit, sich den Wünschen und Plänen der Franzosen anzuschließen, darf man aber nicht annehmen, daß Washington jemals auch nur einen Zoll in dieser Richtung zu weit gegangen ist. Er schätzte das französische

Bündnis und beabsichtigte, es in jeder Weise auszunützen; aber er wurde dadurch durchaus nicht geblendet. Selbst in dem ersten Aufflammen der Aufregung und Hoffnung, das D'Estaings Anfunft hervorrief, ergriff Washington eine Gelegenheit, die sich ihm bot, um nochmals den Unterschied zwischen wertvollen Verbündeten und freiwilligen Abenteurern klarzustellen und nochmals dem Kongreß wegen der verschwenderischen Verteilung von Stellen an fremde Offiziere Vorstellungen zu machen. Er schrieb am 24. Juli 1778 an Gouverneur Morris: „Die übermäßige Weise, in der bisher Rang an diese Herrn verliehen worden ist, wird sicherlich eins von zwei Übeln zur Folge haben: entweder der Rang wird in den Augen Europas verächtlich, oder wir bekommen einen solchen Überschuß an Freiwilligen vom Auslande, daß sie uns nur zur Last fallen und unsere schon so hohen Ausgaben übermäßig vermehren. Aber weder die Last, noch die Kosten fürchte ich am meisten. Es gibt noch ein Übel, das weiter um sich greift und noch verderblicher ist, und das ist, daß dadurch alle unsere einheimischen Offiziere aus dem Dienst getrieben werden und nicht nur unsere Armeen, sondern auch unsere Kriegskomitees vollständig in die Hände von Fremden übergehen werden. . . Wie ich höre, wünscht auch Baron Steuben seine Inspektorstelle mit einem Kommando in der Front zu vertauschen. Das wird bei unseren Brigadeführern große Unzufriedenheit hervorrufen. Mit einem Wort, obwohl ich den Baron für einen ausgezeichneten Offizier halte, so wünschte ich doch von ganzem Herzen, daß wir nicht einen einzigen fremden Offizier unter uns hätten mit Ausnahme des Marquis de La Fayette, der aus ganz anderen Gründen zu uns gekommen ist als alle übrigen.“ Wenige Tage darauf schrieb er über dasselbe Thema dem Präsidenten des Kongresses folgendes: „Ich hoffe, daß Sie mich soweit für

einen Weltmann halten, daß Sie von mir glauben, ich würde nicht so ohne weiteres durch Vorliebe für alles Heimische, Amerikanische beeinflusst. Dennoch bekenne ich, daß ich eine solche Vorliebe habe, die mir auch in den richtigen Grenzen durchaus nicht unberechtigt zu sein scheint. Weniger häufige Beförderung der Ausländer wäre unserer Eintracht sehr dienlich gewesen und hätte unsere Kriegsführung allen Beteiligten erleichtert.“ Dann sagte er wieder von Steuben: „Ich bedauere, daß eine Notwendigkeit vorliegt, daß seine Dienste der Armee verloren gehen. Aber zugleich halte ich es für meine Pflicht, es dem Kongreß ausdrücklich vorzustellen, daß seinem Wunsch, ein dauerndes Kommando in der Front zu haben, nicht entsprochen werden kann, ohne eine Anzahl Offiziere zu verletzen, deren Rang und Verdienste sie aller Rücksicht wert erscheinen lassen, und daß seine Ernennung große Unzufriedenheit und sehr unangenehme Folgen nach sich ziehen würde.“

Auf Washingtons Opposition gegen die koloniale Unterwürfigkeit Fremden gegenüber ist schon öfters hingewiesen worden, aber dieser zweite Ausbruch seiner Gegnerschaft gerade zu diesem Zeitpunkte verdient erneute Beachtung. Die großartige Flotte und die wohlausgerüsteten Truppen unseres Verbündeten waren vor unseren Toren, und jedermann befand sich darob in einem Taumel ganz begreiflicher Dankbarkeit. Dem Kolonisten, dem die Denkweise von seinesgleichen in Fleisch und Blut übergegangen war, erschien gerade jetzt der Ausländer mehr als je wie ein strahlendes, höheres Wesen. Aber bei dem kühl denkenden Manne, der das Schicksal der Revolution lenkte, war das durchaus nicht der Fall. Wir wollen die eben zitierten inhaltschweren Sätze und die Briefe, aus denen sie stammen, uns einmal genauer ansehen. Sie verdienen es; denn sie werfen ein helles Licht auf eine Seite von Washingtons Geist und Charakter, die

zu wenig gewürdigt wird. Man hört nicht selten, und es ist auch mit einer gewissen Anmaßung in Büchern behauptet worden, daß Washington wohl ein großer Mann gewesen sei und mit Recht als Nationalheld betrachtet würde, daß er aber kein Amerikaner gewesen sei. Es wird notwendig sein, auf diesen Vorwurf später wieder zurückzukommen und ihn ausführlich zu behandeln. Im Augenblick genügt es festzustellen, wie weit er mit seinem Benehmen in einem einzelnen Punkte übereinstimmt, der ein vollkommen ausreichender Prüfstein für das nationale und amerikanische Empfinden des Mannes war. Die Wahrheit erkennen wir, wenn wir ihm seine eigenen Zeitgenossen gegenüberstellen. Das ist der einzig richtige Vergleich, denn er war ein Amerikaner seiner Zeit, nicht einer von heute, was seine Tadel stets übersehen.

Worin er sich von allen seinen Zeitgenossen unterschied, war, daß er sich zu einer Größe und Höhe des Amerikanismus und des Nationalgefühls erhob, an die keiner der Männer jener Zeit auch nur entfernt heranreichte. Nichts ist dauerhafter als die Erhaltung von Gewohnheiten des Denkens, und obwohl es uns jetzt Mühe kostet, uns das vorzustellen, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß die Denkweise aller Einwohner der dreizehn Kolonien den Stempel des absolut Provinzlerischen trugen. Wenn wir diese Tatsachen genügend würdigen, dann können wir erst die umfassende Geisteskraft Washingtons verstehen, die es ihm ermöglichte, mit einem Schlage alle alten Gewohnheiten abzuschütteln und sich zum geistig unabhängigen Führer eines unabhängigen Volkes zu machen. Bis ins Innerste seines Wesens empfand er die Notwendigkeit nationaler Selbstachtung und nationaler Würde. Nach seinem Empfinden mußten von ihm, dem Oberbefehlshaber der Armeen und dem Haupte der Revolution, alle Menschen,

ganz gleichgiltig, welche Sprache sie sprachen oder aus welchem Lande sie stammten, als auf einer Stufe stehend und nur nach ihren Verdiensten behandelt werden. Für ihn lag nichts Besonderes darin, daß dieser Franzose und jener Engländer war. Sein eigener persönlicher Stolz erstreckte sich auch auf sein Volk, und er erkannte keine nationale Überlegenheit irgend eines anderen Volkes an. Hamilton war durchaus national gesinnt, aber er war außerhalb der dreizehn Kolonien geboren und betrachtete seine Mitbürger nur als Amerikaner. Franklin war durch die Kraft seines überragenden Genies national. John Adams rang sich zur gleichen Gesinnung durch, soweit unsere Beziehungen zu anderen Völkern in Betracht kamen. Aber außer diesen dreien werden wir, wenn wir uns noch so heiß bemühen, auch nicht einen unter den vielen wirklich bedeutenden Männern jener Zeit finden, der sich ganz von dem kolonialen Aberglauben betreffs der Völker Europas befreit hätte.

Als Washington unter der Cambridger Ulme seinen Degen zog, nahm er seinen Platz als der erste Amerikaner in der Weltgeschichte ein, als ein Vorbild des Besten, was die neue Welt hervorbringen konnte, ohne jeden provinzielerischen Makel und ohne jede Spur der kolonialen Vergangenheit. Diese große Eigentümlichkeit des Mannes gab dem Kampfe, den er leitete, ein Gepräge, das er ohne einen solchen Führer niemals erreicht haben würde. Wäre er nur ein kolonialer Engländer gewesen, hätte er nicht sofort den Gedanken an eine amerikanische Nation erfaßt, so würde uns die Welt mit ganz anderen Augen betrachtet haben. Es war die majestätische Würde des Mannes mindestens ebenso sehr wie seine kriegerische Tüchtigkeit, die Europa imponierte. Könige und Minister begriffen als unparteiische Zuschauer bald, daß hier ein wirklich bedeutender Mensch, kein gewöhnlicher Agitator oder Revolutionär, aufgetaucht war, sondern ein wahr-

haft großer Mann mit wahrhaft großen Ideen. England allerdings nannte ihn einen Miliz-Obersten, aber dies Geschwätz verstummte in dem Pulverdampf von Trenton, und selbst England sah sich gezwungen, in ihm den beherrschenden Geist der Revolution zu sehen. Unfähige Männer und koloniale Landedelleute pflegen nicht eine große Idee zu erfassen und sie in wenigen Monaten auf der Weltbühne in Szene zu setzen. An der Spitze ungeübter Armeen zu stehen und der ruhige, würdevolle, umsichtige nationale Führer einer kolonialen Bevölkerung zu sein, verlangt nicht nur Charakter, sondern auch Verstand, schärfsten, kräftigsten Verstand. Nun wir nach einem Ringen, das länger als ein Jahrhundert gedauert hat, als Volk uns zu dem nationalen Empfinden, das Washington sich in einem Augenblick zu eigen machte, durchgekämpft haben, wird es gut sein, uns diese einzig dastehende Leistung vorzuhalten und ihre Wichtigkeit zu betrachten, sowohl bei der Abschätzung von Washingtons Verdiensten, als bei dem Abmessen von seiner Bedeutung für das amerikanische Volk, als es zum ersten Mal in der Geschichte auftrat.

Wir wollen noch eine zweite Bekundung der gleichen Eigenschaft, die sich im Winter 1778 abspielte, beleuchten. Der Kongreß hegte von Anfang an den Wunsch, Canada zu erobern, ein ganz natürliches und durchaus lobenswertes Verlangen; denn Eroberung ist immer interessanter als Verteidigung. Washington seinerseits gab nach dem ersten vollständigen Fehlschlag, der so nahe daran war, in dem unverteidigten und ahnungslosen Lande ein Erfolg zu werden, so gut wie jeden Gedanken an einen neuen Angriff auf Canada auf und trat den verschiedenen Plänen des Kongresses entgegen, die darauf hinzielten. Solange er einen Kampf auf Tod und Leben führen mußte, um nur genug Soldaten zum Schutze der eigenen Heimat zusammenzuraffen und zusammen-

zuhalten, waren Einfälle in Canada, wie er wußte, ausichtslos. In der That war nur eine geringe Opposition des Oberkommandierenden erforderlich, um die canadischen Pläne zu beseitigen; denn die Thaten machten sie zunichte, sobald sie auftauchten. Als die Intriganten ihre canadische Expedition zu Wege brachten, ergab sie weiter nichts als einen Einfall Lafayettes, der aber auch nur bis Albany vordringen konnte. So hielt also Washington nur ein wachsames Auge auf Canada und trat allen Expeditionen dahin bis zum Winter 1778 entgegen, wo etwas ganz Neues auf diesem Gebiete auftauchte.

Lafayettes Phantasie war von dem Gedanken einer Eroberung Canadas entflammt worden. Seine Absicht war, zu diesem besonderen Zweck Hilfstruppen aus Frankreich herbeizuschaffen und mit ihnen und amerikanischer Unterstützung die Eroberung zu vollenden. Dem Kongreß imponierte der Plan. Er fand seinen ganzen Beifall, und ein Bericht darüber wurde an Franklin geschickt, damit er sich deswegen mit dem französischen Hof in Verbindung setze; aber als Washington davon hörte, nahm er eine ganz andere Stellung der Angelegenheit gegenüber ein. Er sandte sofort ein langes Schreiben an den Kongreß, worin er alle möglichen Einwände gegen den beabsichtigten Feldzug wegen der vollständigen Unmöglichkeit seiner Ausführung vorbrachte. Mit diesem offiziellen Brief, der sich naturgemäß nur mit der militärischen Seite der Frage beschäftigte, ging aber ein zweiter ab, der an den Präsidenten Laurens persönlich gerichtet war und die tiefer liegenden Gründe zu seiner Opposition enthielt. Er schrieb, daß ein Einwand bestände, den er in seinem öffentlichen Schreiben nicht berührt habe, der aber absolut unüberwindlich sei. Das sei die Einführung französischer Truppen in Canada, welche von dessen Hauptstadt Besitz ergreifen sollten, inmitten einer Bevölkerung ihrer

eigenen Rasse und Religion, die erst vor kurzem von Frankreich getrennt worden war.

Er wies auf die ungeheuren Vorteile hin, die für Frankreich aus dem Besitze Canadas entstehen würden, wie selbständige Militärposten und die Herrschaft über die Indianer und den Handel von Neufundland. „Frankreich . . . auf unserer Rechten im Besitze von New Orleans, auf unserer Linken von Canada, außerdem unterstützt von den zahlreichen Indianerstämmen in unserem Rücken, . . . würde, wie sehr zu fürchten ist, in der Lage sein, diesen Staaten Gesetze vorzuschreiben.“ Des weiteren führte er aus, daß Frankreich leicht einen Vorwand für ein Vorgehen in dieser Richtung finden könne, indem es Sicherheit für seine Geldvorschüsse suche, und daß es die Möglichkeit, daß wir dazu gezwungen würden, uns wieder mit England zu vereinigen, nur wenig zu fürchten brauche. Er fuhr fort: „die Menschen neigen dazu, von einem Extrem ins andere zu verfallen. Haß gegen England mag viele zu einem übermäßigen Vertrauen zu Frankreich führen, besonders wo Beweggründe der Dankbarkeit hinzutreten. Solche Männer würden nicht geneigt sein zu glauben, daß Frankreich eine so wenig edle Rolle spielen könne. Ich bin gewiß von Herzen gern bereit, unserem neuen Verbündeten gegenüber durchaus freundschaftliche Gefühle zu hegen und sie bei anderen bis zu einem gewissen Grade zu pflegen; aber es ist ein alter Grundsatz, der einer umfassenden Kenntnis des Menschengeschlechts entspringt, daß man keiner Nation weiter trauen darf, als sie durch ihr eigenes Interesse gebunden ist, und kein kluger Staatsmann oder Politiker wird es wagen, ihn außer Berechnung zu lassen. In unserer Lage sollten wir besonders vorsichtig sein, denn wir haben noch nicht die Kraft und Reife erlangt, die uns in den Stand setzen könnten, einen unvorsichtigen Fehler in dieser Richtung wieder gut zu machen.“

Wir werden Gelegenheit haben, später auf diese Ansprüche wieder zurückzukommen; zurzeit aber beweisen sie uns zur Genüge, ein wie klares und umfassendes Urtheil Washington über Nationen und Weltpolitik besaß. Das Schicksal seines eigenen Volkes, das im Entstehen begriffen war, stand bei ihm an erster Stelle, und von diesem unverrückbaren Gesichtspunkte aus beobachtete und betrachtete er alles. Seine Worte machten, wie sich herausstellte, auf den Kongreß keinen Eindruck, aber der Plan verlief dennoch im Sande, da er durch gegnerische Einflüsse von einer Seite vereitelt wurde, von der sie Washington am allerwenigsten erwartete. Er war der Meinung, daß der canadische Plan Lafayette von dem Ministerium Ludwigs XVI. eingegeben worden sei. Er konnte sich nicht denken, daß eine so außergewöhnlich kluge Politik von den französischen Staatsmännern nicht erkannt werden konnte. Darin war er aber vollständig im Irrthum; denn Frankreich sah nicht ein, was dem amerikanischen General so einfach erschien, daß jetzt die Gelegenheit gekommen war, seine alte amerikanische Politik wieder aufzunehmen und seine Kolonien unter den günstigsten Bedingungen neu zu begründen. Die Minister Ludwigs XVI. wünschten überdies nicht, daß die Kolonien Canada eroberten, und so fand der Plan Lafayettes und des Kongresses in Paris keine Unterstützung und es wurde nichts daraus. Der ergebnislose Zwischenfall zeigt aber Washington als rein amerikanischen Staatsmann und das Umfassende seines Geistes bei der Behandlung großer Probleme im hellsten Lichte.

Das französische Bündnis und das Eintreffen der französischen Flotte waren für die Kolonien von unberechenbarem Wert; aber sie hatten eine böse Wirkung, auf die schon hingewiesen worden ist. Das war der entnervende Einfluß, den sie auf eine des ungleichen Kampfes müde Bevölkerung haben mußten, und Amerika bedurfte zu der Zeit mehr als je aller

Energie und Kraft sowohl im Räte wie im Felde. Dabei waren die Ausichten im allgemeinen entschieden besser und ermutigender. Kurz nachdem Washington Clinton bei Monmouth geschlagen und eine Stellung eingenommen hatte, von wo aus er ihn beobachten und in Schach halten konnte, schrieb er an seinen Freund, General Nelson, in Virginien:

„Ist es nicht eine Freude und ein Wunder, wenn wir uns überlegen, daß nach zweijährigem Manövrieren und den seltsamsten Wechselfällen, die wohl seit Anbeginn der Welt einen Kampf begleitet haben, beide Armeen genau an dem Punkte stehen, von dem sie ausgegangen sind, nur daß jetzt die im Anfang angreifende Armee gezwungen ist, zur Verteidigung zum Spaten und zur Spitzhacke zu greifen. Die Hand der Vorsehung ist bei allem so deutlich zu erkennen gewesen, daß einer schon schlimmer als ungläubig sein muß, der ihr nicht vertraut, und eine größere Sünde als Undankbarkeit begeht, wenn er seine Dankeschuld nicht anerkennt. Für mich aber wird es immer noch Zeit sein, Prediger zu werden, wenn ich mein jetziges Amt niedergelegt habe.“

Er hatte wohl Grund, sich des Ergebnisses seines zweijährigen Feldzuges zu freuen; als aber der Sommer verging und der Winter herankam, zeigten sich trotz der besseren Ausichten im Felde Gründe zu neuer und großer Besorgnis. Die demoralisierenden Einwirkungen des Bürgerkrieges traten in mehr als einer Hinsicht zu Tage. Der Kongreß war, soweit Fähigkeit in Betracht kam, in erschreckender Weise zurückgegangen; denn die fähigen Mitglieder des ersten Kongresses waren mit wenigen Ausnahmen ausgeschieden. Einige waren in die Armee übergetreten, andere in den diplomatischen Dienst, und viele waren zu Hause geblieben, da sie die Ehren und Ämter ihrer Heimatstaaten denen der Konföderation vorzogen. Ihre Nachfolger waren wohl patriotisch und hatten

die besten Absichten; aber ihnen fehlte die Energie und die Charakterstärke der Männer, die die Revolution ins Rollen gebracht hatten, und so war denn der Kongreß schwach und untätig geworden, ließ sich leicht durch einflußreiche Pläner machen lenken und war nicht imstande, es mit den Schwierigkeiten aufzunehmen, die ihn umgaben.

Auch außerhalb der Regierungskreise war das moralische Niveau des ganzen Landes in trauriger Weise gesunken. Die verschwenderische Emission von nicht einlösbarem Papiergeld durch die Konföderation und die einzelnen Staaten hatten die Finanzen an den Rand völligen Ruins gebracht. Der kontinentale Kurs des Goldwertes war auf ein vierzigstel gefallen, und diese Entwertung wurde durch die vom Feinde ausgegebenen gefälschten Banknoten noch mehr beschleunigt. Der schwankende Wert dieses Papiergeldes zog eine Spekulationswut groß und mit ihr eine Klasse Menschen, sowohl unter den Politikern wie unter den Nichtpolitikern, die in mehr oder weniger korrupter Weise durch Armeelieferungen und spekulativen Aufkauf von Waren Vermögen zu erwerben suchten. Diese Auswüchse erfüllten Washington mit Sorge, denn er sah in den finanziellen Schwierigkeiten den Untergang der Armee. Die ohne Sold gelassenen Truppen ertrugen das ihnen zugefügte Unrecht mit wunderbarer Geduld; aber das konnte nicht ewig dauern, und Washington kannte die Gefahr. Vergebens machte er Vorstellungen über Vorstellungen. Es schien unmöglich, irgend etwas durchzusetzen, und im folgenden Frühjahr brach endlich der Sturm los. Zwei Regimenter aus New Jersey weigerten sich zu marschieren, ehe ihr Sold durch den Landtag sichergestellt war. Washington machte ihnen die heftigsten Vorwürfe, aber sie hielten bei allem Respekt fest an ihrem Verlangen und erreichten ihren Zweck. Kurz darauf geschah dasselbe bei einem Infanterie-Regiment aus Connecticut mit dem

gleichen Resultat. Diese Art Anschauungs-Unterricht machte doch einigen Eindruck, und das Land wurde durch auswärtige Anleihen und die finanzielle Geschicklichkeit von Robert Morris in den Stand gesetzt „fortzuwursteln“; aber für den Oberkommandierenden war es eine furchtbare, drückende Sorge.

Washington erkannte sofort, daß die Wurzel des Übels die Schwäche des Kongresses war, und obwohl er den Finanzen nicht aufhelfen konnte, so konnte er doch versuchen, die Zusammensetzung der regierenden Körperschaft zu verbessern. Das Brieffschreiben genügte ihm nicht; er verließ die Armee im Winter 1779, begab sich nach Philadelphia und appellierte dort persönlich an den Kongreß, wies auf die drohenden Gefahren hin und drängte zu energischem Handeln. Er schrieb auch überallhin an seine Freunde, hob die Schwäche und Mängel des Kongresses hervor und beschwor sie, bessere und energischere Männer dahin zu entsenden. An Benjamin Harrison schrieb er: „Es scheint mir sonnenklar zu sein, daß Amerika noch niemals des klugen und patriotischen und energischen Vorgehens seiner Söhne mehr bedurft hat als gerade jetzt. . . Die einzelnen Staaten beschäftigen sich zu viel mit ihren eigenen Interessen und halten viele ihrer fähigsten Männer ab, im Kongreß zum allgemeinen Besten zu wirken.“ In diesem Tone waren alle seine Briefe geschrieben, und wir finden in allen die verzweifelten Anstrengungen wieder, die er machte, um den Staaten und der Bevölkerung die Gefahren klarzumachen, die er erkannte, die sie aber nicht sehen wollten oder nicht sehen konnten.

Während einerseits seine Sorgen durch den Charakter des Kongresses beinahe bis zur Unerträglichkeit gesteigert wurden, wurde andererseits sein grimmigster Zorn durch die Geldspeculation und den gierigen Gelderwerb entflammt, die sich überall breit machten. Im Dezember 1778 schrieb

er an Reed: „Es freut mich außerordentlich, daß sich die Whigs in Ihrem Staate mit wenigen Ausnahmen zusammentun wollen, und daß der Landtag so sehr geneigt ist, Ihre Bemühungen zu unterstützen, diese Mörder unserer Sache, diese schurkischen Spekulanten aller Art, zur gebührenden Strafe heranzuziehen. Es ist sehr zu beklagen, daß nicht jeder Staat schon lange diese Schädlinge ausgerottet hat. Sie sind die größten Feinde des Wohlergehens unseres Vaterlandes. Ich wünschte bei Gott, daß in jedem Staate einige der Schlimmsten an Galgen gehängt würden, fünfmal so hoch wie der Hamans. Für einen Mann, der seinen Wohlstand auf dem Verderben seines Vaterlandes aufbaut, ist meiner Meinung nach keine Strafe zu schwer.“ Er hätte sie auch hängen lassen, wenn er die Macht dazu gehabt hätte; denn was er sprach, führte er auch aus, wenn es anging.

Es ist ein Genuß, diese Worte gerechter Empörung zu lesen, die heute noch so scharf und bedeutungsvoll klingen wie ehemals. Sie vertreiben alle die Mythen von seiner Dünkelhaftigkeit, von seiner Kälte, von seiner Starrheit, von seiner Unfähigkeit wie starke Stöße des Nordwestwindes im Herbst die letzten schweren Augustnebel vertreiben. Das sind die hitzigen Worte eines heißblütigen Mannes, eines guten Hassers, dem Gemeinheit und Verrat ein Greuel waren, und der diejenigen am liebsten gehängt hätte, die sich von den Leiden ihres Vaterlandes mästeten. Als er sich einige Wochen darauf nach Philadelphia begab, wo er die Zustände aus nächster Nähe beobachten konnte, empfand er das Elende und Gemeine solcher Handlungsweise mehr denn je. Er schrieb an Harrison: „Wenn ich eine Schilderung unserer Zeit und ihrer Menschen entwerfen müßte, nach dem, was ich gesehen, gehört und erfahren habe, so müßte ich sagen, daß Faulheit, Lasterhaftigkeit und Verschwendungssucht

die Haupteigenschaften der meisten zu sein scheinen, daß Spekulationswut, Veruntreuungen und ein unlösbarer Durst nach Reichtümern an der Tagesordnung sind, daß alles Gute und alle Ehrlichen in den Hintergrund gedrängt werden, daß Parteigezänk und persönliche Streitigkeiten die Hauptbeschäftigung des Tages bilden, während die folgenschweren Angelegenheiten eines großen Reiches, wie eine große, stets wachsende Schuld, ruinierte Finanzen, entwertetes Geld, Mangel an Kredit, der Mangel an allem bedeutet, nur geringes Interesse erregen und von Tag zu Tag, von Woche zu Woche verschoben werden, als ob es um unsere Sache ganz glänzend stände.“

Andere sprachen wohl auch von einem freien Reiche, aber er allein erfaßte den großen Gedanken daran ganz und trug ihn in seiner Seele. Zu sehen, wie durch kleinliche, gemeine und unredliche Menschen nicht nur naheliegende Erfolge gefährdet, sondern auch zukünftige vereitelt wurden, verletzte ihn bis ins Innerste. Hartnäckig machte er sich daran, diese zu bekämpfen, wie er jeden Feind bekämpfte, mit Wort und Feder im ganzen Lande. Ohne Zweifel hat er schließlich viel erreicht, aber er rang mit den üblichen Folgen des Bürgerkrieges, die stets demoralisierend wirken, und besonders bei einem jungen Volke in einem neuen Lande. Zuerst schien daher alles umsonst zu sein. Die Selbstsucht, „Spekulationswut und Veruntreuungen“ schienen noch schlimmer zu werden und das Niveau des Kongresses und des Volkes noch tiefer zu sinken, während er dagegen ankämpfte. Im März 1779 schrieb er an James Warren in Massachusetts: „Ich bin überzeugt, daß nichts mehr dazu beigetragen hat, die Hoffnungen des Feindes aufrecht und die englische Armee bis heute in Amerika zu erhalten als die Entwertung unseres Geldes, wozu noch die Börsengeschäfte und die Parteistreitigkeiten kommen. Sie

scheuen sich auch garnicht, das selbst zuzugeben, und setzen nur noch hinzu, daß wir unsere eigenen Überwinder sein werden. Kann unser gemeinsames Vaterland Amerika nicht genug Tugend aufbringen, um sie zu enttäuschen? Sollen die erbärmlichen Geldinteressen einzelner die Rechte und die Freiheit des ganzen jetzt lebenden Volkes und noch ungeborener Millionen von Menschen aufwiegen? Soll eine kleine Anzahl ränkesüchtiger Männer zu ihrer eigenen Erhöhung, zur Befriedigung ihrer Habsucht das schöne Gebäude zerstören, das wir in mühevollen Jahren mit Geld und Blut errichtet haben? Sollen wir zum Schluß die Opfer unserer eigenen Gier nach Gewinn werden? Der Himmel verhüte es! Jeder Staat der Union muß alles daransetzen, um das zu verhindern, durch das Erlassen und die strenge Durchführung wirksamer Gesetze gegen das Wachsen dieser ungeheueren Übel, und muß bis zu einem gewissen Grade den Zustand, wie er zu Anfang des Krieges war, wiederherstellen."

"Unsere Sache ist eine edle Sache. Es ist die Sache der Menschheit, und Gefahr droht ihr nur von uns selbst. Sollen wir da schlummern und schlafen, anstatt die Übeltäter, die uns in solche Not gebracht haben und uns darin sitzen lassen wollen, zu bestrafen, anstatt unsere Bataillone zu rekrutieren und Mittel und Wege zu finden, den Wert unseres Geldes und unseren Kredit, von dem alles abhängt, zu heben?" Wieder taucht die die Zukunft beherrschende Idee auf, welche ihm keine Ruhe ließ. Augenscheinlich besaß er eine starke Vorstellungskraft und auch die Kraft einer gedrungnen, beredten Sprache, wie wir schon früher gesehen haben und noch des öfteren sehen werden.

Dennoch schien er tauben Ohren zu predigen. Er schrieb an George Mason: „Ohne auch nur einen Moment entmutigt zu werden, habe ich die Stunden durchlebt, welche

Amerika seine dunkelsten nennt; aber seit Beginn der Feindseligkeiten habe ich noch keinen Tag erlebt, an dem mir die Freiheit unseres Vaterlandes so unmittelbar bedroht schien wie jetzt . . . Wir treiben in der That dem Untergang so schnell entgegen, daß mich Gefühle erfüllen, die mir bis vor drei Monaten noch vollständig fremd waren.“ Zu Gouverneur Morris sagte er: „Wenn der Feind imstande ist, uns in diesem Feldzuge hart zuzusetzen, so weiß ich nicht, was daraus werden soll.“ Mit nie versagendem fröhlichem Mute war er dem Feinde, rauhen Wintern, ungeübten Soldaten und allen Schwierigkeiten einer geldlosen Regierung gegenübergetreten. Aber das Schauspiel der umsichgreifenden Demoralisierung des Volkes, des selbstsüchtigen Jagens nach Gewinn und der schwachen Ausübung der Regierungsgewalt, das drückte ihn nieder. Es war nicht das Amt des Generals, dem Kongreß neues Blut zuzuführen und sich mit den Finanzen herumzuschlagen; aber Washington griff die neue Aufgabe mit seinem gewohnten, hartnäckigen Mut an. Es war ein langsames und mühevolleres Arbeiten. Er schien nicht vom Fleck zu kommen, und dann sank sein Mut, wenn er an den drohenden Untergang, an das Unterliegen dachte, das nicht in der Schlacht, sondern durch unsere eigenen Laster und unseren eigenen Mangel an Energie und Klugheit uns ereilen sollte. Dennoch erzielten seine Bemühungen wie immer schließlich doch gute Resultate. Sein ungeheurer und stets noch wachsender Einfluß machte sich selbst in den furchtbaren Wirren dieser unruhigen Zeit fühlbar. Der Kongreß wandte sich an Europa und setzte energisch neue Anleihen durch. Lafayette bot alles auf, um das Herüberbringen einer Armee zu bewirken. Die beiden Morris stürzten sich, von Washington angefeuert, auf die finanziellen Schwierigkeiten, und deutliche, wenn auch schwache Versuche wurden gemacht, um sowohl bei den einzelnen Staaten wie bei der Konföderation eine

mehr konzentrierte und bessere Leitung der öffentlichen Angelegenheiten herbeizuführen.

Aber obwohl Washingtons Mut sank, und die Last seiner Sorgen in dieser Zeit der Reaktion, die auf den Abschluß des Bündnisses mit Frankreich folgte, fast unerträglich wurde, so verriet er doch nichts davon in der Öffentlichkeit, sondern erfüllte seine Pflichten bei der Armee und im Felde wie gewöhnlich und kämpfte mit allen Schwierigkeiten, alten und neuen, mit gleicher Kaltblütigkeit und mit gleichem Erfolg wie stets. Nachdem Clinton Monmouth schleunigst verlassen und Zuflucht in New York gesucht hatte, nahm Washington eine günstige Beobachtungsstelle ein und überwachte die Bewegungen des Feindes. So verging der Sommer. Wie immer war es Washingtons erstes Ziel, den Hudson zu schützen, und während er diese Lebensfrage niemals außer acht ließ, lauerte er auf eine günstige Gelegenheit, um, wenn nötig, auch anderswo einen Schlag zu führen. Eine Zeitlang sah es so aus, als ob die Engländer Boston überfallen, die Stadt einnehmen und die französische Flotte zerstören wollten, die sich dorthin zur Ausbesserung begeben hatte. Das war die Ansicht von Gates, der jetzt dort kommandierte, und da Washington zu derselben Ansicht neigte, so schuf ihm diese Besorgnis manche unruhige Stunde. Er dirigierte sogar seine Truppen so, daß er jeden Moment bereit war, ostwärts zu marschieren; aber allmählich überzeugte er sich, daß der Feind keinen solchen Plan hege. Jetzt wie immer beschäftigten sich seine Gedanken zum großen Teil mit den Absichten der britischen Generale, die er zu ergründen suchte. Sie hatten aber so wenig feststehende Ideen und waren so langsam und bummelig, wenn sie Pläne hatten, daß es nicht zu verwundern ist, daß es ihren Gegnern nicht gelingen wollte, ihre Ziele und Zwecke zu durchschauen, da sie eigentlich gar keine hatten. Washington erkannte

eben ihre militärischen Chancen mit dem scharfen Blick des großen Feldherrn, und zwar so viel besser als sie, daß er manche Nacht unnötigerweise durchgrübelte, um Mittel und Wege zu finden, Angriffe abzuschlagen, zu deren Unternehmung sie nicht genug Verstand hatten. Ihre Politik des Besetzhaltens von Städten verachtete er gründlich und glaubte immer, sie müßten nun, nachdem sie dieselbe jahrelang ohne Erfolg durchgeführt hatten, ihre vollständige Zwecklosigkeit einsehen, und erwartete stets von ihnen einen wohlüberlegten, großgedachten Feldzug, während sie in Wirklichkeit unfähig waren, einen solchen zu entwerfen.

Die Hauptarmee verhielt sich daher ruhig und bezog, als der Herbst vergangen war, in gut postierten Abteilungen um New York herum Winterquartiere. Im Dezember machte Clinton einen ergebnislosen Überfall, und dann war alles wieder friedlich, und Washington konnte sich nach Philadelphia begeben, um sich mit dem Kongreß herumzustritten, während seine Armee besser und sicherer untergebracht war als in irgend einem Winter vorher.

Im Januar informierte er den Kongreß über den nächsten Feldzug. Er setzte die Unmöglichkeit von Unternehmungen größeren Stils auseinander und erklärte seine Absicht, in der Defensiv zu bleiben. Für einen Mann seines Temperaments war das ein schwieriges Unterfangen; aber es war das beste, was er tun konnte, und er wußte jetzt wie immer, was andere nicht einsehen konnten, daß er durch Beschränkung auf Verteidigung und durch das Erhalten der Armee im Felde langsam, aber sicher die Unabhängigkeit erringen mußte. Er versuchte, den Kongreß dahin zu bringen, etwas für die Marine zu tun, und plante eine Expedition unter Sullivan in das Gebiet der Indianer, um den barbarischen Beutezügen der Tories und Wilden an der Grenze Einhalt zu tun, aber damit mußte er sich notgedrungen begnügen. Er

sah in der That sehr klar, in welcher Richtung hin die Entwicklung des Krieges ging. Seinen Kampf mit dem Kongreß um eine ständige Armee führte er weiter, und mit der alten Hartnäckigkeit verlangte er, daß etwas für die Offiziere getan würde, während er zugleich bemüht war, die einzelnen Staaten bei guter Laune zu erhalten, wenn sie über den ihnen zuteil werdenden Schutz murrten.

Aber all diese aufreibenden Anstrengungen der Seele, des Gehirns und des Temperaments, die hauptsächlich das Zusammenhalten der Armee erstrebten, wurden nicht mit dem Gedanken gemacht, daß er und Clinton schließlich den Entscheidungskampf in der Nähe von New York ausfechten würden. Washington fühlte, daß dieser Teil des Ringens vorüber sei. Er hoffte und glaubte, daß jetzt der Augenblick kommen würde, in dem er, vereint mit der französischen Armee, imstande sein würde, den entscheidenden Schlag zu führen. Bis dahin aber, das wußte er, konnte er nichts Größeres unternehmen, und er hatte die Empfindung, daß die Engländer die östlichen und mittleren Staaten so gut wie aufgeben und einen letzten verzweifelten Versuch machen würden, um den Sieg an sich zu reißen, und daß sie diesen Versuch im Süden machen würden. Viel früher als allen seinen Zeitgenossen stand ihm das klar vor Augen, und viel früher als sie sah er die dort drohende große Gefahr, während jedermann die englische Invasion nur als einen etwas größeren Beutezug betrachtete. Er sah auch voraus, daß unsere Sache dort mehr als im äußersten Norden leiden würde, weil der Süden von Tories wimmelte und weniger gut organisiert war.

All diese Überlegungen verrückten aber seine eigenen Pläne nicht um einen Zoll. Seine Ansicht war es, daß der Süden für seine eigene Rettung sorgen müsse, wie es New York und Neuengland gegenüber Burgonne getan hatten,

und er war überzeugt, daß der endliche Sieg nicht ausbleiben könne. Er selbst aber wollte sich nicht nach dem Süden begeben, noch wollte er seine Armee dorthin führen. Der Instinkt eines großen Feldherrn erkennt den entscheidenden Moment in einem Kriege oder in einer Schlacht ebenso sicher, wie der Tiger die Halsader seines Opfers erkennen soll. Möchten die Engländer den Norden überlaufen oder in den Süden einfallen, er blieb, wo er war, und hielt Wacht über New York und den Hudson. Die Flut der Invasion mochte in dieser oder jener Gegend zunehmen oder abnehmen, die Engländer aber waren verloren, wenn es ihnen nicht gelang, die östlichen Kolonien von den anderen zu trennen. Wenn die Schicksalsstunde schlug, war er bereit, alles aufzugeben und den letzten und entscheidenden Schlag zu führen; aber bis dahin wartete er ruhig mit seiner Armee und hielt Wacht an dem großen Flusse. Seine Sorgen um den Süden waren größer, als die um den Norden gewesen waren, und er erwartete, daß ihn der Kongreß wegen der Ernennung eines dortigen Kommandeurs befragen würde, und er war zu dem Schluß gekommen, daß Greene der am besten geeignete Mann sei. Der Kongreß aber hatte immer noch Vertrauen zu Gates, der Washington den ganzen Winter über viel zu schaffen gemacht hatte. So wurde also Gates ernannt, und die Kongreßmitglieder mußten später wieder einmal einsehen, daß Washington die Menschen besser kannte als sie.

Im Norden war der Winter verhältnismäßig ereignislos. Der Frühling verging ruhig, und im Juni rückte Clinton aus und besetzte Stony Point und Verplands Point, die er zu befestigen begann. Es gewann beinahe den Anschein, als ob Clinton beabsichtige, die Herrschaft über den Hudson durch ein allmähliches Vordringen und Anlegen von Befestigungen an sich zu reißen, bis er West Point erreicht hatte. So dachte Washington und beschloß sofort, den Briten

Schach zu bieten, indem er einen energischen Angriff auf einen ihrer neuen Posten machte. Nachdem sein Entschluß gefaßt war, ließ er Wayne kommen und fragte ihn, ob er Stony Point erstürmen wolle. Der Tradition nach erwiderte Wayne: „Ich werde die Hölle erstürmen, wenn Sie den Plan dazu entwerfen:“ eine wahre Tradition vermutlich, die durchaus zu Waynes Charakter paßt. Für uns ist sie von Wert, weil sie in ihren rauhen Worten blitzartig das vollkommene Vertrauen der Armee zu ihrem Führer beleuchtet, jenes Vertrauen, das nur ein wahrhaft großer Feldherr einflößen kann. So entwarf denn Washington den Plan, Wayne führte den Sturm aus, und Stony Point fiel in unsere Hände. Es war eine glänzende Waffentat, eine der glänzendsten des ganzen Krieges. Über fünfhundert Mann wurden gefangen genommen, die Kanonen wurden erbeutet und die Befestigungen zerstört, so daß sich die Briten gezwungen sahen, ihre Arbeit von neuem aufzunehmen, nur mit bedeutend größerer Vorsicht und höherem Respekt vor ihrem Gegner. Bald darauf erstürmte Harry Lee Paulus Hook mit gleichem Erfolg, und die Engländer wurden so aufgehalten und zurückgetrieben, sobald sie versuchten, eine größere Bewegung auszuführen. Nach einigen Verzögerungen löste Sullivan seine Aufgabe an der Grenze mit vollem Erfolg, verwüstete die indianischen Städte und zwang so die Indianer zur Ruhe, wodurch er eine weitere Sorge und Gefahr beseitigte.

So wurde der Kreis von Clintons Aktionsfähigkeit immer enger, aber man darf zweifeln, ob er überhaupt irgend einen festen Plan hatte. Die Hauptbeschäftigung der Engländer bestand darin, Expeditionen von Marodeuren auszusenden und vorgeschobene Posten abzuschneiden. Tryon brandschatzte und plünderte in Connecticut, Matthews in Virginien und andere anderswo in New Jersey und New

Wort in kleinerem Maßstabe. Der unglaublichen Dummheit dieser Art der Kriegsführung kam nur ihre furchtbare Brutalität gleich. Häuser wurden niedergebrannt, friedliche Dörfer gingen in Flammen auf, Frauen und Kinder wurden vergewaltigt und Soldaten bajonettiert, nachdem sie sich ergeben hatten. Solche Einzelheiten der Revolution sind jetzt so gut wie vergessen; aber wenn unser Ohr ermüdet wird von dem Gerede von englischer Großmut und Vorliebe für ehrliches Spiel, tun wir gut daran, unsere Augen rückwärts zu wenden und die Taten Tröns zu studieren; auch kann es nichts schaden, wenn wir uns dabei zugleich daran erinnern, daß die englischen Budgets einen besonderen Posten für Skalpmesser aufwiesen, eine zarte Aufmerksamkeit für die Tories und Indianer, welche an der Grenze brandschakten und mordeten.

Solche Art der Kriegsführung verachtete und haßte Washington aus tiefster Seele. Er sah, daß jeder Raubzug das Volk gegen England noch mehr erbitterte und dessen Sache immer hoffnungsloser machte. Das Elend, das diese Raubzüge verursachten, erregte seinen ganzen Zorn; aber er wollte nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, und Wayne ließ keine englischen Soldaten bajonettieren, nachdem sie in Stony Point die Waffen gestreckt hatten. Washington war es genug, an den großen Zielen festzuhalten, die er sich vorgesteckt hatte, Clinton in Schach zu halten und seine Bewegungen immer mehr einzuengen. Im Sommer und Winter des Jahres 1779, das eines der schlimmsten war, das er je erduldet, führte er dies stetig aus. Proviant traf nicht ein, die Armee schwand dahin, und das ganze Elend von Vallen Forge mußte noch einmal durchgemacht werden. Noch einmal wiederholte sich die alte traurige Geschichte der Bitten an den Kongreß und die Staaten, und noch einmal retteten Washingtons unerschütterlicher Mut und seine unbeugsame

Energie die Armee und die Revolution vor dem inneren Zusammenbruch, der sein ärgster Feind war. Als das neue Jahr begann, sah er ein, daß er wieder zu einem Defensivfeldzuge verurteilt war; aber das machte jetzt nicht viel aus, denn was er im Frühling 1779 vorausgesehen hatte, wurde jetzt im Herbst zur Gewißheit. Der Offensivkrieg wurde nach dem Süden verlegt, wo die Niederlagen bereits begonnen hatten, und Clinton hatte de facto alles außer New York aufgegeben. Der Krieg war in die neue Phase eingetreten, die Washington erwartet hatte. So gering an Zahl seine Armee auch war, begann er doch Truppen abzuschicken und machte sich bereit, den letzten verzweifelten Versuch Englands zu vereiteln, seine aufständischen Kolonien vom Süden aus zu unterwerfen.

## 9. Kapitel.

### Arnolds Verrat und der Krieg im Süden.

Der Frühling 1780 bildete den Beginn einer Periode der Untätigkeit und Enttäuschung, eifriger Anstrengungen und vereitelter Pläne. Während der Monate, die dem Marsch nach dem Süden vorangingen, hatte Washington eine Zeit aufreibendster Sorge durchzumachen, eine Zeit, die schlimmer war als alles, was er bisher durchgemacht hatte. Pläne wurden entworfen und schlugen fehl. Gelegenheiten boten sich und gingen unbenützt vorüber. Eine Kette ungünstiger Verhältnisse hielt ihn umstrickt, und es schien zu Zeiten, als ob es unmöglich wäre, jemals die Fesseln abzuschütteln oder die soziale und politische Auflösung, die um ihn herum stattfand, zu verhindern oder zurückzuhalten. Mit Hilfe Frankreichs gedachte er einen entscheidenden Schlag führen und dem Kampf ein Ende machen zu können. Jeder Augenblick war von Wichtigkeit, und doch verrannen Tage, Wochen, Monate, ohne daß er etwas erreichen konnte. Weder konnte er die Oberhand zur See gewinnen, noch genügende Truppen für sich selbst zusammenziehen, obwohl Verzögerung jetzt den Untergang bedeutete. Er mußte zusehen, wie die Engländer vom Süden Besitz ergriffen, weil er den Hudson nicht verlassen konnte. Er mußte die südlichen Staaten opfern und konnte doch weder Schiffe noch

Leute genug bekommen, um New York anzugreifen. Die Armee hungerte und war nahe daran zu meutern, und vergebens versuchte er, Abhilfe zu schaffen. Die Finanzen waren ruiniert, der Kongreß war machtlos, die einzelnen Staaten waren wie vor den Kopf geschlagen. Verrat schlimmster Art erhob plötzlich sein Haupt und bedrohte das innerste Herz der Revolution. Das sind aus dem Kriege die Tage, die der Nachwelt am wenigsten bekannt sind. Keine Aktion, kein Gefecht geben ihnen eine bestimmte Prägung; aus der ganzen trüben Monotonie sticht nichts hervor als der dunkle Makel von Arnolds Verrat. Und doch war es gerade die Zeit, in der Washington am meisten zu leiden hatte. Es war die Zeit, wo seine felsenfeste Hartnäckigkeit und sein unerschütterlicher Mut das schwankende Kriegsglück allein aufrecht zu erhalten schienen.

Im April grübelte Washington trübselig der Lage der Dinge im Süden nach. Er sah ein, daß die Möglichkeit, Charleston zu retten, in der Verteidigung der Barre lag; wenn sie nicht mehr gehalten werden konnte, wußte er, daß die Stadt dem Feind überlassen und die Armee ins Innere zurückgezogen werden mußte. Sein militärisches Genie offenbarte sich wieder und immer wieder in seinem untrüglichen Urtheil über die Feldzüge in entfernten Gegenden. Er schien alle Bedingungen in einem Moment zu erfassen, und obwohl seine Klugheit ihn davon zurückhielt, Befehle zu erteilen, wenn er nicht selbst an Ort und Stelle war, so waren doch diejenigen seiner Generale, die selbst tausend Meilen weit entfernt seinen Vorschlägen folgten, von Glück begünstigt und die anderen nicht. Lincoln, der in Charleston befehligte, war ein tapferer, loyaler Mann; aber er hatte weder das rechte Einsehen noch den Mut, sich in das Innere zurückzuziehen, um von dort die Stellung des Feindes zu

bedrohen und ihn auf die Stadt zu beschränken. Er gab den Bitten der Einwohner nach, und die Folge war, daß er sich ergeben mußte. Washington hatte sich aus New York zurückgezogen, und nach fünfjährigen Kämpfen hielten es die Engländer noch, waren aber nicht weiter vorgegangen. Er hatte sich trotz allen Murrens und Schimpfens geweigert, einen Angriff zu wagen, um Philadelphia wieder zu gewinnen, und hatte dann den Feind geschlagen, als er sich von dort im folgenden Frühling hastig zurückzog. Seine Grundidee war, daß die Revolution von der Existenz der Armee und nicht von der Einnahme irgend einer besonderen Stellung abhinge. Und die wahrhaft großartige Durchführung dieser Theorie führte langsam, aber sicher zum Siege. Lincolns leicht begreifliche Unfähigkeit, das zu erfassen und dem Drange der Volksstimmen zu widerstehen, kostete uns eine Zeitlang die Südstaaten und hatte eine Menge blutiger Kämpfe zur Folge.

Inmitten seiner Sorge um den Süden und seiner Vorahnung der kommenden Unglücksfälle wurde Washington durch die Ankunft Lafayette's freudig überrascht, den er liebte, und der gute Nachrichten von seinem eifrigen Wirken in Paris zu Gunsten der Vereinigten Staaten brachte. Eine Armee und eine Flotte waren nach Amerika unterwegs mit dem Versprechen, daß noch mehrere folgen sollten. Das war allerdings eine freudige Kunde. Und es ist interessant zu beobachten, wie Washington sie aufnahm; denn gerade hier sehen wir mit untrüglicher Klarheit die Schnelligkeit seines Denkens und Erfassens, die wir schon früher an ihm bemerkt haben, die ihm aber gewöhnlich nicht zuerkannt wird. Man hat sich daran gewöhnt, Washington als einen weisen und klugen, aber überaus langsam denkenden Mann zu betrachten, und wenn er gezwungen war, die öffentliche Meinung, die militärische oder die bürgerliche, zu konzern-

trieren, oder wenn Zweifel seinen Weg hemmten, so ging er auch langsam in seinen Entschlüssen vor. Wenn aber eine Konzentration der Meinung nicht nötig und sein Entschluß erst einmal gefaßt war, dann konnte er, wie er es bei Trenton und Monmouth getan hatte, mit einer ganz unglaublich kurzen Entschlossenheit zugreifen. So übersah er, wenn eine neue Situation sich auftrat, mit wunderbarer Schnelligkeit jede Phase und Möglichkeit, welche die veränderten Bedingungen boten.

In dem Augenblick, wo er von Lafayette hörte, daß französische Hilfe tatsächlich unterwegs sei, begann er in einer Weise Pläne zu schmieden, die deutlich zeigten, wie er mit einem Blick jede Chance und jede Möglichkeit übersehen hatte. Er schrieb, daß der entscheidende Moment gekommen sei, und daß die französische Hilfe nur Schaden bringen könnte, wenn sie jetzt nicht mit Erfolg ausgenutzt würde. Der Kongreß müsse seine Verwaltungsmaßregeln bessern und zu diesem Zweck ein kleines Komitee, das mit ihm zusammen wirken solle, ernennen. Auf diesem Schritt bestand er, und seinem Verlangen wurde entsprochen. Sofort nach seiner Besprechung mit Lafayette schickte er Befehle aus, daß Erkundigungen über Halifax und seine Befestigungen eingezogen werden sollten. Vielleicht konnte dort ein plötzlicher, kräftiger Schlag geführt werden, denn nichts sollte unversucht bleiben.

Er schrieb auch an Lafayette, er solle dem französischen Befehlshaber zureden, sofort nach seiner Landung einen Angriff auf New York zu machen. Aber trotzdem er sich mit New York so viel beschäftigte, begann er schon damals die Chancen zu erkennen, die zu dem Triumph von Yorktown führen sollten. Er hätte sich schon früher gern selbst nach dem Süden begeben und hatte sich nur davon zurückgehalten, weil er fühlte, daß die Hauptarmee und New York noch den Schlüssel der Position bildeten und nicht ohne Gefahr

sich selbst überlassen bleiben durften. Jetzt, während er die Eroberung New Yorks plante, fragte er in einem Briefe an, ob die feindliche Stellung nicht im Süden noch exponierter sei und daher lieber dort ein kombinierter Angriff stattfinden solle. Klarheit und genaue Erkenntnis des wesentlichen Punktes beim Planen eines Angriffs, sowie das schnelle Ändern aller Pläne und die Bereitwilligkeit, an einem ganz anderen Punkte einen kräftigen Schlag zu führen, sind die sichereren Merkmale eines großen Feldherrn. Wir finden sie in seiner ganzen Korrespondenz, aber im Mai 1780 treten sie ganz besonders deutlich hervor. Es sind Eigenschaften, die einem weiten Dorausblick und einer schnellen und sicheren Fassungsgabe entspringen. Keineswegs sind es die Eigenschaften eines langsamen, trägen Geistes.

Am 1. Juni traf die Nachricht von der Übergabe von Charleston und dem Verlust der dortigen Armee ein, und bald darauf kehrte Clinton nach New York zurück. Die Südstaaten waren dem Feinde preisgegeben, und Washington mußte einen schweren Kampf mit sich selbst kämpfen, um nicht zu versuchen, ihnen zu helfen; aber mit der alten, zähen Hartnäckigkeit hielt er an seiner Grundidee fest und hielt seit Clintons Rückkehr mit verdoppelter Wachsamkeit sein Auge auf den Hudson gerichtet. Weder Unglücksfälle noch Erfolge konnten ihn von der Wacht über den großen Fluß und der Herrschaft über die Mittelstaaten ablenken, bis er einsah, daß ein sicherer, entscheidender Sieg ihm an anderer Stelle erblühen sollte. Mit derselben, nicht vom einmal gefaßten Plane abzubringenden Energie setzte er die Vorbereitungen für den, wie er fühlte, entscheidenden Feldzug fort und bereitete den Höhepunkt des Krieges vor. An alle Gouverneure schrieb er dringende Briefe, worin er sie aufforderte, ihre Regimenter bei der kontinentalen Armee zu ergänzen und ihre Miliz kriegsbereit zu halten.

Inmitten all dieser Sorgen und Vorbereitungen trafen die Franzosen — eine wohlausgerüstete Armee von etwa fünftausend Mann und eine kleine Flotte — in Newport ein. Vor allem brachten sie den ehrlichen guten Willen und den aufrichtigen Wunsch mit, alles, was in ihrer Macht stand, für ihre Verbündeten zu tun. Nach kurzem Zaudern, das unangenehmen Erinnerungen seinen Ursprung verdankte, hieß die Bevölkerung von Rhode Island De Rochambeau herzlich willkommen, und auch Washington begrüßte ihn schriftlich auf das freundschaftlichste. Mit den Grüßen vereint waren die höfliche, aber ernste Aufforderung, sofort etwas zu tun, und Pläne zu einem Angriff auf New York. Zu gleicher Zeit wurden die Staaten von neuem beschworen, Soldaten, Geld und Proviant zu schicken. Die so lange heiß ersehnte Stunde war gekommen, eine treffliche französische Armee war in Newport, eine französische Flotte ankerte im Hafen, und anstatt sofortiges wirksames Handeln auszulösen, bedeutete das große Ereignis nur den Beginn einer Zeit der Verzögerungen und Enttäuschungen, welche Herz und Nerven in beinahe unerträglicher Weise angriffen.

Zuerst hatte es den Anschein, als ob die französischen Schiffe nicht in den Hafen von New York hinein könnten. Dann brachen Krankheiten unter den französischen Truppen aus. Dann bedrohten die Engländer Newport, und es mußten schleunigst Vorbereitungen getroffen werden, um dieser Gefahr zu begegnen. Dann stellte es sich heraus, daß De Rochambeau den Befehl hatte, die Ankunft der zweiten Division der Armee und weiterer Schiffe abzuwarten, und nach längerem Warten erfuhr man, daß die eben genannte zweite Division und ihre Schiffe im Hafen von Brest von der englischen Flotte blockiert wurden. Bei uns war es nicht besser, eher schlimmer. Es mangelte an

Waffen und Pulver. Die Aushebungen gingen nur unter Schwierigkeiten vor sich, und die Rekruten trafen nur langsam ein. Der Proviant blieb überhaupt vollständig aus, und auf allen Seiten gab es nichts als Verzögerungen und immer wieder Verzögerungen. In all diesem Wirrwarr kämpfte Washington unverdrossen gegen Faulheit, Dummheit und Unfähigkeit und überwand Hindernis nach Hindernis, nur um wieder einem ebenso unwichtigen, ebenso kleinlichen und ebenso ärgerlichen gegenüber zu stehen.

Am 20. August schrieb er an den Kongreß einen langen, höchst bedeutenden Brief, worin er in kräftigen Worten die üble und gefahrvolle Lage der Dinge auseinandersetzte. Nach der Lektüre dieses Briefes kann niemand behaupten, daß es nicht nötig gewesen sei, die größten Anstrengungen zu machen und das letzte Quentchen Energie aufzubieten. Washington griff darin vor allem zwei Täuschungen an, durch die sich das Volk und seine Vertreter in Sicherheit wiegten, und durch die sie verleitet wurden, in ihrem Eifer nachzulassen. Die eine war der Glaube, daß England im Begriff sei zusammenzubrechen, die andere, daß die Ankunft der Franzosen gleichbedeutend mit der siegreichen Beendigung des Krieges sei. Washington führte aus, daß England immer noch die Herrschaft über die See inne habe, und daß, solange das der Fall sei, der Vorteil ganz auf seiner Seite sei. Es sei im ganzen genommen in diesem Jahre stärker als im vorigen, und seine finanziellen Hilfsquellen seien noch reichlich. Es habe keinen Zweck, den Sieg in der Schwäche des Feindes zu suchen, und es sei ebenso verächtlich wie töricht, sich ausschließlich auf Frankreich zu verlassen. Nachdem er in dürren Worten erklärt hatte, daß die Armee im Begriff stände, sich aufzulösen, schrieb er: „Mir wird es wie ein Wunder erscheinen, wenn wir uns noch länger, so wie wir sind, halten können. Wenn weder

die Stimmung, noch die Hilfsquellen des Landes einen Umschwung herbeizuführen imstande sind, so werden wir bald in die demütigende Lage versetzt sein, sehen zu müssen, daß die Sache Amerikas in Amerika nur noch von fremden Waffen aufrecht erhalten wird. Die Großmut unserer Verbündeten hat einen gerechten Anspruch auf unser volles Vertrauen und auf unsere volle Dankbarkeit; aber weder gereicht es Amerika zur Ehre, noch dient es den Interessen der gemeinsamen Sache, wenn wir ihnen die ganze Arbeit überlassen.“

Mehr als für irgendeinen anderen muß es für Washington bei seiner hohen Auffassung von nationaler Würde und Ehre und seinen tiefen Empfindungen dafür bitter gewesen sein, solche Worte niederschreiben und seinen Landsleuten ins Gesicht schleudern zu müssen. Aber es war eine Tat, welche die Zeit verlangte, und er führte sie aus, ohne mit der Wimper zu zucken. Nachdem er so die Schwächen bloßgelegt hatte, wiederholte er noch einmal — mit welcher seelischen Ermattung, können wir uns leicht vorstellen — die alten, alten Lehren von der Organisation einer ständigen Armee und einem besseren Verwaltungssystem. In diesem Briefe sind weder Worte des Tadels, noch der Klage noch der Entmutigung zu finden, aber er drückt die Wahrheit mit einer erstaunlichen Kraft und Energie der Sprache aus. Natürlich machte er nur einen verhältnismäßig geringen Eindruck, aber etwas wurde doch erreicht, und der endliche Erfolg der Revolution ist ebenso sehr der Reihe energisch die Wahrheit betonender Briefe zuzuschreiben, von denen dieser eine Probe war, als irgend einer anderen Leistung Washingtons. Ein Mann war nötig, der nicht nur Schlachten schlagen und Armeen leiten, sondern auch den Kongreß zu einer gewissen Einheitlichkeit des Handelns zwingen, die Sorglosen und Gleichgiltigen zu energischem

Tun anfeuern, die Staaten aufrütteln und gewisse verderbenbringende Illusionen zerstören konnte, und in Washington wurde dieser kräftige Vertreter unwillkommener Wahrheiten gefunden.

Doch die durch solche Briefe gewonnenen Resultate kamen nur langsam zur Geltung, und Washington fühlte, daß er auf jede Gefahr hin einen Schlag führen müsse. Durch Lafayette versuchte er, De Rochambeau zu einem sofortigen Angriff auf New York zu bewegen. Seine eigene Armee war im Begriff, sich aufzulösen, und er begann mit gutem Grund an seiner Macht, sie länger zusammenzuhalten, zu zweifeln. Die Finanzen des Landes neigten immer schneller dem vollständigen Zusammenbruch zu, und es schien, als ob nichts mehr den öffentlichen Bankrott aufhalten könne. So griff er denn mit seiner dahinschwindenden, meuterischen und halbverhungerten Armee zu dem einen Mittel, das ihn noch nie im Stich gelassen — dem offenen Kampf — und versuchte De Rochambeau zu bestimmen, sich ihm anzuschließen. Unter den Umständen war Washingtons Wunsch, eine Schlacht zu wagen, berechtigt, und De Rochambeau war von seinem Standpunkt aus ebenso gut berechtigt, sich zu weigern, die Offensive zu ergreifen, bevor die zweite Division oder De Guichen mit seiner Flotte eingetroffen war oder die Engländer in New York zur Übergabe gezwungen worden waren.

Unter diesem Hin- und Herreden und diesen Verzögerungen, wozu noch eine dringende Aufforderung herbeizueilen an De Guichen in Westindien kam, ging der Sommer schnell dahin. Um das Maß des Unglücks voll zu machen, traf Anfang September die Nachricht von der Schlacht bei Camden und der vollständigen Niederlage von Gates' Armee ein. Trotz seiner eigenen drückenden Notlage war es Washingtons erster Gedanke, dem Laufe des Unglücks im

Süden Einhalt zu tun, und er befahl den neuen Truppen aus Maryland, sofort Kehrt zu machen und nach Carolina zu marschieren; aber Gates floh so schnell und so weit, daß es eine ganze Weile dauerte, ehe man etwas über ihn hörte. Als weitere Nachrichten über Camden und den geschlagenen General eintrafen, schrieb Washington an Rutledge, daß er doch schließlich nach dem Süden gehen würde. Inzwischen konnte er nichts tun, als mit seinen eigenen Schwierigkeiten ringen und sein Hirn zermartern, wie er Leute und Geld zur Rettung des Südens aufstreiben solle. An diesen herrlichen Septembertagen muß es Washington erschienen sein, als ob das Schicksal ihm nichts Ärgeres mehr anhaben könne, und er muß geglaubt haben, daß er auf einen sicheren und schnellen Erfolg rechnen dürfe, wenn er nur die ihn augenblicklich umtossenden Gefahren überwinden könne. Dennoch schwebte schon die bitterste Enttäuschung über seinem Haupte und stürzte mit einer gewissen tödlichen Ironie auf ihn herab, gerade als er eine der wenigen ihm beschiedenen Stunden der Ruhe und des Glückes genoß.

Die Geschichte von Arnolds Verrat ist bald erzählt. Ihre romantische Seite hat sie allen Amerikanern vertraut gemacht und ihr eine Wichtigkeit verliehen, die sie gar nicht besaß. Wäre der Verrat von Erfolg gekrönt gewesen, so wäre unabsehbares Unglück über Amerika gekommen. Er schlug aber fehl und hatte gar kein Resultat irgend welcher Art. In die Geschichte ist er als eine malerische Episode übergegangen, die Möglichkeiten in sich barg, welche die Phantasie erregen, aber sonst hat er weder Bedeutung noch Folgen gehabt, außer für die beiden Verschwörer selbst. Für uns hat er nur insofern Interesse, als er uns Washingtons Verhalten bei einer der bösesten und bittersten Erfahrungen seines Lebens zeigt. Wir wollen sehen, wie er sie ertrug, und wie er sich mit ihr abfand.

Vom Tage der Landung der Franzosen wünschten De Rochambeau und Washington dringend, sich persönlich kennen zu lernen. Dem französischen General lag besonders viel daran, aber es war sehr schwer für Washington abzukommen. Am 21. August schrieb er: „Wir stehen etwa zehn Meilen vom Feinde entfernt. Unsere Volksregierung zwingt uns zur äußersten Vorsicht. Wenn in meiner Abwesenheit ein Unglück geschähe, so wären die Folgen nicht abzusehen. Ich werde jedoch versuchen, mit Ihnen, wenn möglich und sobald als möglich, an einem geeigneten Orte zusammenzutreffen.“ In Übereinstimmung mit diesem Versprechen vertraute er einige Wochen später Greene das Kommando über die Armee an und reiste, nicht ohne Bedenken, am 18. September ab, um mit De Rochambeau zusammenzutreffen. Unterwegs hatte er eine Unterredung mit Arnold, der ihn aufsuchte, um ihm einen Brief von dem engländerfreundlichen Oberst Robinson zu zeigen und so allen Verdacht von sich abzulenken. Am 20., dem Tage, wo André und Arnold zusammenkamen und die Bedingungen des zu erkaufenden Verrats festsetzten, trafen sich Washington und De Rochambeau in Hartford. Inzwischen kam die Nachricht, daß De Guichen nach Europa abgefegelt sei. Die Herrschaft über die See war also verloren und die Gelegenheit zum Handeln unbenußt vorübergegangen. Weitere Besprechungen waren daher unnötig, und Washington machte sich infolgedessen sofort auf den Rückweg, zwei oder drei Tage früher, als er ursprünglich beabsichtigt hatte.

Er wurde von seinem eigenen Stabe und von Knog und Lafayette mit ihren Offizieren begleitet. Bei ihm war auch der junge Graf Dumas, dem wir eine Beschreibung der Reise und eine Schilderung des Enthusiasmus der Bevölkerung verdanken, der sich in den Städten zeigte, durch

welche sie kamen. In einem Dorfe, das sie erst nach Einbruch der Nacht erreichten, war alt und jung auf den Beinen, die Kinder trugen Säckeln, und die Männer und Frauen begrüßten Washington als ihren Vater und drängten sich an ihn heran, um nur den Saum seines Rockes zu berühren. Sich zu Dumas wendend, sagte er: „Wir können von den Engländern geschlagen werden; das hängt vom Kriegsglück ab; aber diese Bevölkerung ist eine Macht, die sie nie überwinden werden“. Politische Führer murrten, Offiziere intriguierten, aber das Volk hielt treu und in unerschütterlichem Vertrauen an Washington fest. Die Bevölkerung dieses kleinen Dorfes erkannte in ihm den großen und selbstlosen Führer, wie sie ein Jahrhundert später Lincolns Größe erkannte, und bei der großen Masse des Volkes hat die Ansicht nie Glauben gefunden, daß Washington kalt und gefühllos sei. Das Volk liebte ihn und glaubte an ihn, und dieser Beweis seiner Verehrung bewegte ihn bis ins Innerste. Durch die Anerkennung und Liebe, die ihn umgaben, wurde sein ganzes Wesen gehoben — wie es ja allen großmütigen Naturen geht — und er ritt am nächsten Morgen bei Tagesanbruch fröhlichen Herzens von Siskill ab.

Die Gesellschaft war lustig und guter Dinge, der Morgen war schön, und als sie sich Arnolds Hauptquartier, Robinson House, näherten, bog Washington nach den Schanzen am Fluß ab, während er den jüngeren Herren zurief, daß sie ja alle in Frau Arnold verliebt seien und daher am besten täten, geradeaus zu reiten und bei ihr zu frühstücken. Hamilton und McHenry folgten seinem Rat, und während sie beim Frühstück saßen, wurde Arnold ein Brief überbracht. Es war der Brief, in dem ihn André warnte und seine eigene Gefangennahme mitteilte, den ihm Oberst Jameson zuschickte, der dafür hätte kassiert werden müssen.

Arnold erhob sich sofort von der Tafel, und indem er sagte, daß er sich nach West Point begeben müsse, eilte er fort, sprang in sein Boot und wurde schnell den Fluß hinunter nach dem englischen Kriegsschiff gerudert. Als Washington kam, wurde ihm gesagt, daß Arnold nach dem Fort gegangen sei, wohin er sich nun nach einem hastigen Frühstück selbst begab. Als er West Point erreichte, unterbrach kein Salut die Stille, keine Wache trat unter die Waffen, um ihn zu begrüßen. Zu seinem Erstaunen hörte er, daß seine Ankunft ganz unerwartet sei, und daß Arnold seit zwei Tagen nicht da gewesen sei. Noch hegte er keinen Verdacht, inspizierte in aller Ruhe die Befestigungen und kehrte dann zurück.

Inzwischen langte der nach Hartford mit den bei André beschlagnahmten Papieren entsandte Bote in Robinson House an und übergab sie Hamilton, zugleich mit einem Briefe von André selbst, worin er seine Schuld bekannte. Hamilton las sie, und herauseilend begegnete er Washington, der eben vom Flusse heraufkam. Er nahm ihn beiseite und sagte ihm leise ein paar Worte, dann gingen sie zusammen ins Haus. Als sie wieder heraustraten, sah Washington so ruhig aus wie immer; er rief Lafayette und Knox heran, gab ihnen die Papiere und sagte einfach: „Wem können wir jetzt noch trauen?“ Er schickte sofort Hamilton nach Verplands Point, um zu versuchen, Arnold dort abzufangen, aber es war zu spät; das Boot war schon vorüber, und Arnold befand sich in Sicherheit an Bord des *Vulture*. Nachdem dies geschehen, forderte Washington seinen Stab auf, sich mit ihm zu Tisch zu setzen, da der General abwesend sei und Frau Arnold krank in ihrem Zimmer läge. Nach dem Essen machte er sich sofort daran, den Posten zu schützen, der um ein Haar verraten worden wäre. An Oberst Wade in West Point schrieb er: „Arnold ist zum

Feinde übergegangen; Sie haben das Kommando, seien Sie wachsam“. An Jameson sandte er den Befehl, André sorgfältig zu überwachen. An die Obersten und Befehlshaber der verschiedenen vorgeschobenen Regimenter sandte er Ordre, ihre Truppen heranzuziehen. Alles ward getan, was nur getan werden konnte, schnell, ruhig und ohne viel Gerede. Auch dieser überraschende und ganz unglaubliche Verrat war nicht imstande gewesen, seine Ruhe zu erschüttern und seinen Geist zu verwirren.

Dennoch war der starke, schweigsame Mann bis ins Innerste verwundet, und nachdem er alles getan, was nur menschenmöglich war und er sich dann in sein Zimmer zurückgezogen hatte, hörte ihn die Wache vor seiner Türe die ganze lange Nacht ununterbrochen hin- und hergehen. Das eine, was er am wenigsten erwartet hatte, weil er es am wenigsten verstehen konnte, war geschehen. Er war dem Schurken, der entflohen war, ein guter und treuer Freund gewesen; denn Arnolds verwegener Mut und sein festes Draufgängertum hatten an sein eigenes stärkstes Empfinden appelliert, und er hatte ihm bei jeder Gelegenheit beige-standen. Er hatte die Weigerung des Kongresses, ihn in der richtigen Reihenfolge zu befördern, sehr bedauert und war schließlich mit Erfolg für ihn eingetreten. Er hatte erst vor kurzem bei seinen Mißtheligkeiten in Philadelphia mit ihm sympathisirt und den Tadel, den das Kriegsgericht über ihn verhängte, so zu wenden verstanden, daß er einem Lobe glich. Er war bemüht, ihm jede nur mögliche Chance, die er sich als Soldat wünschen konnte, zu bieten und hatte ihm zu guter Letzt noch das Kommando in West Point übertragen. Er hatte seinen Mut bewundert und seine Vergehen zu entschuldigen gesucht, und dieser Schuft hatte sich jetzt gegen ihn gewendet und war entflohen. Und in die Qual dieser Erinnerungen mischte sich

noch die peinigende Ungewißheit, welche weiteren Kreise dieser gemeine Verrat gezogen hatte. Konnte er wissen, ob nicht vielleicht eine ganze Schar von Verrätern ihn selbst in der Hochburg der Amerikaner umgab? Wir werden niemals genau erfahren, was Washington damals empfand; denn er schwieg wie immer; aber wenn wir in Gedanken dem gleichmäßigen Takt der Schritte lauschen, welche die Schildwache diese ganze Septembernacht hindurch hörte, so überkommt uns wohl dunkel das Gefühl, wie dieser starke, leidenschaftliche Charakter weit über das Maß des Erträglichen hinaus verwundet und verletzt worden war.

Nur wenig mehr ist noch zu sagen. Die Verschwörung blieb auf Arnold beschränkt. Er hatte keine Komplizen, sondern wollte allein das Fort übergeben und den Sündenlohn einstreichen. Die Engländer versuchten die Idee zu verbreiten, daß andere Offiziere bestochen worden seien; aber der Versuch mißlang, und Washingtons prompte Verteidigungsmaßregeln verhinderten jedes Vorgehen gegen die Sorts. Clinton versuchte alles, um André zu retten, aber umsonst. Er kam vor ein Kriegsgericht, das aus den höchsten Offizieren der amerikanischen Armee, darunter auch Lafayette, zusammengesetzt war. Auf seine eigenen Aussagen hin war nur eine Entscheidung möglich. Er wurde der Spionage beschuldigt und zum Tode durch den Strang verurteilt. Er appellierte in mannhafter Weise gegen diese Art der Hinrichtung und bat darum, erschossen zu werden. Aber Washington weigerte sich einzugreifen, und André wanderte an den Galgen.

Die englischen Zeitgenossen Washingtons und einige spätere englische Schriftsteller haben ihn wegen dieser Art der Hinrichtung angegriffen, aber nie während seiner ganzen Laufbahn hat er sich mehr im Recht befunden. André war ein Spion und Bestecher, der versuchte, die amerikanische Sache

durch den erkaufte Verrat eines amerikanischen Generals zu ruinieren. Es war ein dunkles, gefährliches Spiel, das er spielte, und er wußte, daß er dabei sein Leben riskierte. Sein Anschlag schlug fehl, und er erlitt dafür die gebührende Strafe. Washington konnte einen solchen Versuch, wenn er sich nicht selbst einer großen und schweren Unterlassung schuldig machen wollte, nicht ohne die schärfste Strafe hingehen lassen. Er war großmütig und gerecht, aber er war nicht sentimental, und er bestrafte diesen elenden Verrat, soweit es in seiner Macht lag, nach Verdienst. Es ist wahr, daß André ein begabter, mutiger, feingebildeter Mann mit bestreichenden Manieren war. Er verdiente alle Sympathie und alle Teilnahme, die ihm seinerzeit gezollt wurde, aber nicht mehr. Er war nicht nur dem Wortlaut nach ein Spion, sondern er hatte seine Ziele durch Bestechung zu erreichen gesucht, er hatte die Friedensflagge entweiht und sich für seine Arbeit reichlich bezahlen lassen. Hier handelte es sich nur um Auftrag und Bezahlung. Ohne Zweifel war André ein loyaler Patriot. Viele Spione sind das gewesen und haben aus den besten Beweggründen ihre gefährlichen Unternehmungen gemacht. Nathan Hale, den die Engländer ohne Gewissensbisse hängten, war aus einer ebenso guten und gebildeten Familie wie André und so patriotisch wie nur einer sein kann, und überdies war er nur ein Spion und weiter nichts. André arbeitete mit Verrat und Bestechung, und wenn wir sein Schicksal auch noch so sehr bedauern mögen, so hat doch sein Name in der großen Westminster-Abtei, wo alle englischsprechenden Völker sich in Verehrung neigen, nichts zu suchen. Nur eine ganz perverse Sentimentalität konnte auf den Gedanken kommen, seinem Gedächtnis in diesem Lande ein Denkmal zu setzen.

Washington ließ André hängen, weil er es tun mußte; trotzdem bedauerte er ihn doch, und was er auch immer

über die Mittel gedacht haben mag, die André anwendete, um sein Ziel zu erreichen, so äußerte er doch darüber nichts, sondern sagte nur: „Er ging seinem Schicksal entgegen, mit dem Mute, den man von einem gebildeten Menschen und tapferen Offizier erwarten mußte“. Über Arnold sprach er sich ebensowenig aus. Wenn er gezwungen war, auf ihn Bezug zu nehmen, so tat er es in der einfachsten Weise, und nur in einem intimen Brief an Laurens gewinnen wir einen Einblick in seine innersten Empfindungen. Er schrieb: „Ich würde mich wohl sehr irren, wenn ich annähme, daß Arnold im Augenblick die Qualen einer geistigen Hölle durchlebt. Er hat überhaupt kein Gefühl. Nach einigen Zügen seines Charakters zu schließen, die mir kürzlich bekannt geworden sind, scheint er ein so abgefemter Schurke zu sein und so jeden Sinn für Scham und Ehre verloren zu haben, daß er, bereits wieder über neue schmutzige Pläne nachsinnend, gar keine Zeit zu Gewissensbissen findet“. Mit diesem einzigen Ausdruck maßloser Verachtung war Arnold für ihn abgetan. Der erste Choc hatte ihn bis ins Innerste getroffen, obgleich er ihn in seinem Gleichmut nicht wankend machen konnte. In ruhiger Überlegung enthüllte sich ihm die unglaubliche Niedrigkeit von Arnolds wahren Charakter, und er stieß jeden Gedanken an ihn für immer von sich zurück, zufrieden damit, den Verräter dem Urteil der Geschichte zu überlassen. Die Ruhe und Würde, die Festigkeit und das tiefe Gefühl, das Washington zeigte, sind von viel größerem Interesse als dieser fehlgeschlagene Verrat und haben noch heute denselben Wert wie damals, als für einen Augenblick jedermann verdächtig erschien und alle Welt fragte: „Wem können wir jetzt noch trauen?“

Arnolds Verrat zog wie eine dunkle Wolke über den Himmel, zerteilte sich und ließ alles wieder wie zuvor.

Aber daß eine so gemeine Gefahr überhaupt bestanden hatte, war schreckenerregend und häßlich genug. Daß sie sich so harmlos entlud, ließ alle Welt erleichtert aufatmen. Aber weder der Verrat, noch seine Entdeckung veränderten den Lauf der Dinge um ein Jota. Der Sommer war gekommen und vergangen, die Franzosen waren eingetroffen, und kein Streich war geführt worden. Nichts hatte der Feldzug zu Tage gebracht als Tatenlosigkeit, Enttäuschung und den Verlust von Carolina. Dem Oberbefehlshaber schwebten während der ganzen Zeit zwei große Fragen vor, die mit jedem Tage bedeutungsvoller und schwieriger zu lösen wurden. Die eine war, wie er die Armee, und die andre, wie er die Regierung zusammenhalten sollte. Er hatte dreizehn kriegsmüde Staaten vor sich, eine beinahe unfähige Regierung, ein bankrotttes Finanzwesen und einen erschütterten Kredit. Die amerikanische Revolution hing jetzt einzig von der Frage ab, ob das Hirn, der Wille und der Charakter eines Mannes die Maschine lang genug in Gang erhalten konnte, bis sich die passende Gelegenheit fand, einen endgültigen und entscheidenden Schlag zu führen. Washington hatte Vertrauen zu dem Volk und zu sich selbst, aber die Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, waren ungeheuer und die Mittel dazu nur gering. Hie und da durchflingt seine Briefe aus jener Zeit ein leidenschaftlicher Grundton, der die Augenblicke verrät, wo die Wogen der Sorge und des Unglücks ihn zu überwältigen drohten; aber das Gefühl ging vorüber oder wurde niedergezwungen; denn weder in dem hartnäckigen Kampf gegen widrige Umstände, noch in dem grimmen Auflehnen gegen die Annahme der Niederlage trat die geringste Veränderung ein.

Es ist heute beinahe unmöglich, uns die damalige wirkliche Lage, jedes Detail des militärischen und politischen Lebens klar zu machen. Keine allgemeinen Phrasen ver-

mögen die Lage der Armee zu schildern, denn die Kleinlichen Enttäuschungen und Entbehrungen, die das Leben unerträglich machen, traten von Tag zu Tag in neuen Gestalten auf. Während Washington die ersten schlechten Nachrichten aus dem Süden erhielt und sich mit dem dortigen Problem herumschlug und gleichzeitig mit Lafayette Rats pflog, wie man die französischen Hilfstruppen ausnützen könne, versagte die Verpflegung für seine Armee vollständig. Die Leute hatten effektiv nichts zu essen. Tagelang, wie Washington schrieb, gab es im Lager keinen Bissen Fleisch. Vom Hunger getrieben, meuterte ein Regiment aus Connecticut. Die Leute wurden zu ihrer Pflicht zurückgebracht; aber sie bestanden hartnäckig auf der Forderung ihres Soldes, den sie seit fünf Monaten nicht mehr erhalten hatten. Im Grunde war schon die ganze Armee mehr oder weniger dem Meutern nahe, und nur mit dem äußersten Takt konnte Washington die völlige Fahnenflucht verhindern. Nachdem der Sommer vorübergegangen, und mit ihm die Chance eines entscheidenden Feldzugs, fehlte die Triebkraft, die bis dahin die Leute aufrecht erhalten hatte, und die entblößten, unbezahlten, hungernden Soldaten begannen wieder unruhig zu werden. Wir können uns eine Vorstellung von der Lage der gemeinen Soldaten machen, wenn wir hören, daß Washington selbst vom Generalquartiermeister nicht einmal einen Expressboten bekommen konnte und gezwungen war, einen Brief an den französischen Minister auf dem langsamen und unsichern Wege der Post zu senden. Man erwartete von ihm, daß er Krieg gegen einen reichen und mächtigen Feind führe, und er konnte nicht einmal einen Kurier bezahlen, um seine Depeschen zu übermitteln.

Wo der Oberkommandierende selbst so eingeschränkt war, da mußten die Leiden der Mannschaft sich ins Unerträgliche steigern, und der Geist des Aufruhrs, der im Sommer

mühsam zurückgedrängt worden war, begann wieder sein Haupt zu heben. Endlich, im Januar 1781, durchbrach er alle Schranken; die sämtlichen Linienregimenter aus Pennsylvanien meuterten und bedrohten den Kongreß. Versuche von seiten der Engländer, sie zu verführen, schlugen fehl, aber sie verblieben in einem Zustand offener Rebellion. Ihre Offiziere waren machtlos, und es hatte den Anschein, als ob die Mißstimmung sich weiter verbreiten und die ganze Armee angesichts des Feindes auseinandergehen würde. Washington blieb fest, und in seiner unerschütterten Weise versuchte er es, sie zu ihrer Pflicht zurückzubringen, ohne in ein gefährliches Nachgeben zu verfallen. Aber die Regierung Pennsylvaniens, die schließlich doch Angst bekam, mischte sich ein und stiftete einen Kompromiß zusammen, der sehr gefährliche Konzessionen enthielt. Die natürliche Folge war eine neue Meuterei bei den Linienregimentern aus New-Jersey. Und diesmal war Washington entschlossen, daß niemand ihm zuvorkommen solle. Er schickte sofort einige Regimenter treu gebliebener Truppen gegen sie aus, unterdrückte die Meuterei mit starker Hand und ließ zwei von den Rädelsführern hängen. Der Streit war beigelegt und die Disziplin wiederhergestellt.

Es erforderte großen Mut, diesen Weg einzuschlagen, denn hier handelte es sich nicht um gewöhnliche Meuterei. Erstens war es ganz unmöglich vorauszusagen, ob die Truppen ihre Pflicht gegen ihre Kameraden tun würden, und ein Fehlschlag in dieser Hinsicht konnte die schlimmsten Folgen haben. Zweitens waren die Leiden der Soldaten sehr groß und ihre Klagen durchaus berechtigt. Washington hatte die tiefste Sympathie mit seinen Leuten, und es war kein Leichtes, Disziplin durch Soldaten, die selbst Un-erträgliches dulden mußten, bei ihren Kameraden aufrecht zu erhalten, deren Ansprüche gerecht waren. Zweierlei

rettete die Armee: erstens Washingtons großer Einfluß bei den Soldaten und ihr absolutes Vertrauen zu ihm, zweitens die Qualität der Soldaten selbst. Lafayette hat gesagt, daß sie die geduldigsten, patriotischsten Soldaten waren, die die Welt je gesehen, und man kann ihm wohl glauben.

Es war kein Wunder, daß sie jetzt meuterten, sondern ein Wunder, daß nicht die ganze Armee schon vor Jahren gemeutert und den Kampf aufgegeben hatte. Die Unglücksfälle und Fehler der Revolution, wem immer sie auch zur Last fielen, konnten in keiner Weise der Armee zugeschrieben werden. Das Verhalten der Truppen während der traurigen Monate des Hungers, der Kälte und der Armut ist ein Beweis für den intelligenten Patriotismus und den geduldigen Mut des amerikanischen Soldaten, der niemals widerlegt werden kann. Durch erfolgreiche Schlachten erweist sich ein Mann als tüchtiger General, aber wenn ein Mann durch Jahre unglaublicher Entbehrungen hindurch eine schlecht gepflegte Armee zusammenhält, zahllose kleine Mißerfolge durch unerschöpfliche Gewandtheit im Auffinden von neuen Hilfsmitteln wieder wett macht und dann noch Schlachten schlägt und Feldzugspläne entwirft, dann ist er ein großer nationaler Führer, was mehr ist als ein tüchtiger General. So unzählige Mühen und Schwierigkeiten werden nur von einem großen Feldherrn überwunden, der mit kleinen Mitteln große Erfolge erreicht, und von einem wahrhaft großen Mann, der durch die Kraft seines Willens und Charakters bei allen, die ihm folgen, einen Geist aufrecht erhält, den kein Elend besiegen und kein Leiden beugen kann.

Die Höhe, welche die Not bei der Armee erreicht hatte, und der drohende Charakter, den sie angenommen hatte, zeigten jedoch neben der bösen auch eine gute Seite.

Sie durchdrangen den dicken Panzer der Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit, mit dem sowohl der Kongreß wie die einzelnen Staaten sich bisher umgeben hatten. Die Herren der konföderierten und der einzelnen Verwaltungen und Regierungen erwachten aus ihrem Schlaf und erkannten, daß die Auflösung der Armee den vollständigen Untergang bedeute, bei dem ihre eigenen Köpfe in recht bedeutende Gefahr kommen konnten; auch hatten sie die beunruhigende Empfindung, daß die Rache hungernder und meuterischer Soldaten unangenehme Folgen haben könne. Der Zustand der Armee verlieh Washingtons Worten der Empörung an Mathews vom 4. Oktober eine plötzliche und eindringliche Bedeutung: „Zu einer Zeit, wo eine allgemeine Übereinstimmung und Harmonie so absolut notwendig ist, wo wir uns nach Kräften gegenseitig helfen und unterstützen sollten, wo unsere Herzen jedem guten Rat offen stehen und unsere Hände stets bereit sein sollten zu geben, ist es traurig und von böser Bedeutung für die Zukunft, daß Mißtrauen und Eifersucht die Menschen erfüllt und der Parteigeist alle beherrscht“. Das heisere Murren der drohenden Meuterei unterstreicht noch ganz besonders die am selben Tage an Duane geschriebenen Worte: „Die Geschichte des Krieges ist eine Geschichte enttäuschter Hoffnungen und zeitweiliger Hilfsmittel. Wollte Gott, daß das nun ein Ende nähme“.

Auch die Ereignisse im Süden hatten eine ernüchternde Wirkung. Der General des Kongresses, Gates, hatte sich nicht bewährt. Seine Niederlage bei Camden war zu fürchtbar und seine Flucht zu schnell gewesen, als daß man noch so viel Vertrauen zu ihm haben konnte, daß er die Scharte wieder auswezen würde. Den Mitgliedern des Kongresses dämmerte es daher allmählich, daß sie als Leiter militärischer Angelegenheiten nicht auf der Höhe seien, und als Washington am 11. Oktober einen seiner langen und trefflichen

Briefe über die Reorganisation der Armee an sie richtete, wurde er in einem stark geläuterten Geiste aufgenommen. Solche Briefe hatten sie schon oft früher bekommen und hatten stets von ihnen ein wenig profitiert, aber die Gefahr und die Niederlage verliehen diesem Briefe besondere Wirkungskraft. Sie schickten sich daher in die Lage und nahmen alle Vorschläge des Oberkommandierenden an. In dem gleichen vernünftigen Geiste beschloßen sie, daß Washington den nächsten General für die Südararmee aussuchen solle. Viel Leids wäre uns erspart geblieben, wären sie früher zu diesem Entschluß gekommen, aber auch jetzt war es noch nicht zu spät. Am 14. Oktober übertrug Washington Greene diesen schwierigen und gefährlichen Posten, und Greenes Übernahme des Kommandos bezeichnet den Wendepunkt in der Reihe der Unglücksfälle und den Beginn der endlichen Vertreibung der Engländer aus dem einzigen Teil der Kolonien, wo sie einen leidlich erfolgreichen Feldzug geführt hatten.

Der Nutzen des Mißgeschicks ging noch weiter. Er erstreckte sich auch auf die einzelnen Staaten, die im Handeln energischer wurden und zeigten, daß sie die Schwierigkeit der Lage und die ihnen daraus erwachsenden Pflichten zu würdigen begannen. Diese Veränderung und Verbesserung der Verhältnisse im Kongreß und bei den einzelnen Staaten kam durchaus nicht zu früh. Die Folgen ihrer erneuten Anstrengungen machten sich allerdings bei der Armee so langsam fühlbar, daß Meutereien noch ausbrachen, selbst als der neue Geist schon eingedrungen war. Washington schickte auch Knox von Staat zu Staat, um die verschiedenen Gouverneure zu besuchen und ihnen die Sachlage vorzustellen. Aber auch so war es ein schwerer Kampf, die Staaten zu schnellem und energischem Vorgehen zu bewegen, um zu verhindern, daß aus einer teilweisen Meuterei eine allge-

meine Revolte wurde. Die Lehre jedoch hatte ihre Wirkung gehabt. Für den Augenblick wenigstens war die gute Sache gerettet. Die schlimmsten Übelstände wurden zeitweilig beseitigt, und für Verpflegung und Erhaltung wurde wenigstens etwas getan. Die Armee wurde in den Stand gesetzt, einen neuen Winter zu durchleben und einem neuen Sommer entgegenzusehen. Der nächste Feldzug konnte ja auch die Entscheidung bringen, aber wer wollte das im voraus wissen? Jahre konnten noch vergehen, bevor der Krieg ein Ende nahm, und kein Mensch war imstande, den endgültigen Ausgang vorauszusagen.

Washington erkannte nur zu deutlich, daß die Erleichterung und Verbesserung nur zeitweilig war, und daß Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit wiederkehren und noch hartnäckiger Wurzel fassen würden als zuvor. Er war zu vernünftig, um seine Zeit in einem Kampf gegen Windmühlen zu verschwenden und vergebliche Hoffnungen zu nähren. Er rechnete mit den gegebenen Umständen und kämpfte die Schwierigkeiten nieder, die sich ihm in den Weg stellten. Aber er war auch ein Mann mit einem ganz außergewöhnlichen Scharfblick und einer Voraussicht, die ebenso durchdringend wie klug war. Das war vielleicht seine auffallendste Begabung; während er die Gegenwart lenkte, studierte er die Zukunft. Abgesehen von den Operationen der Armee und den Feldzugsplänen hatte er im Verlauf des Krieges erkannt, daß die wirklich verderbliche Gefahr dem politischen System entsprang. Beim Beginn der Revolution gab es außer der lokalen Regierung der Staaten keine Organisation. Der Kongreß stimmte ab und bewilligte alles, was ihm geeignet erschien, und die Staaten folgten seiner Auffassung.

Während die Revolution aufzublühen und der erste Freiheitsdrang sich zu regen begann, war das auch alles ganz gut. Aber nachdem die erste Leidenschaft verraucht

und ein langer, hartnäckiger Kampf, der viel Leiden und Niederlagen mit sich brachte, begonnen hatte, machte sich doch der Mangel eines Systems recht fühlbar.

Eine der ersten Aufgaben des Kongresses war es, die Artikel für eine allgemeine Regierung abzufassen. Aber die Eifersüchteleien zwischen den einzelnen Staaten und die Verzögerungen, welche das Unter-einen-Hut-bringen von dreizehn verschiedenen Regierungen bedingte, verhinderten die Annahme, bis der Krieg beinahe vorüber war. Washington, der unter den verwickeltesten Schwierigkeiten der mit einander streitenden Staaten und dem allgemeinen Mangel eines Zusammenhanges litt, sehnte sich nach Annahme einer gesetzlich festgelegten Konföderation, für die er auch energisch eintrat.

Mit einer fast schmerzlichen Klarheit und früher als irgend ein anderer erkannte er die Notwendigkeit eines festeren Zusammenhaltens und einer kraftvolleren Regierung. Im Verlauf der Tage und Monate, die immer erneute Schwierigkeiten brachten, wurde dieser Punkt in seinen Briefen immer häufiger und dringender erwähnt, und seine Vorschläge kennzeichneten den klugen Staatsmann und praktischen Regierungsbeamten. Wieviel er von der endlichen Annahme der Konföderationsgesetze erwartete, ist nicht leicht zu sagen, jedenfalls aber erhoffte er von ihr eine Verbesserung. Aber als sie schließlich in Kraft traten, erkannte er sofort, daß sie sich nicht bewähren würden, und im Frühling 1780 wußte er genau, daß sie vollkommen mißlungen waren. Das neu eingeführte System war auch in der Tat nicht besser als das vorhergegangene. Sorgenvoll und enttäuscht stand Washington, mit schlechteren Aussichten als je, wieder dem, wie er es nannte, „verderblichen Staatensystem“ gegenüber.

Bis zum Beginn der Revolution hatte er sich niemals um die Philosophie oder Wissenschaft des Regierens be-

kümmert. Als es aber sein Los wurde, den Unabhängigkeitskampf zu führen, erkannte er beinahe sofort die Notwendigkeit einer starken zentralen Regierung, und die Vorschläge, die er überall in seiner weit ausgedehnten Korrespondenz macht, zeigen eine Kenntnis der Bedingungen des politischen Problems, die zu jener Zeit kein anderer Mann besaß. Als er sich von dem Fehlschlagen der Konföderation überzeugt hatte, mehrten sich seine Bemühungen, die bestehende Verwaltung zu verbessern, und er fand bald eine Hilfe in seinem Adjutanten Alexander Hamilton, der damals, kaum dem Knabenalter entwachsen, bereits seine bemerkenswerten Briefe über Regierung und Finanzen schrieb, in denen zum ersten Male die politischen Notwendigkeiten ausführlich klargelegt wurden, aus denen sich schließlich die Verfassung der Vereinigten Staaten entwickelte. Washington war energisch im Handeln und methodisch in der Abwicklung seiner Geschäfte, während das System der dreizehn Staaten unharmonisch, liederlich und schwach war. Er wußte, daß die Fehler der Konföderation unausrottbar und verderbbringend waren, und er wußte auch, daß es vergeblich sei, vor Ende des Krieges umfassende Reformen zu erwarten. Die Frage, vor die er gestellt wurde, war die, ob die bestehende Regierungsmethode solange aufrecht erhalten werden könnte, bis die Engländer endgültig aus dem Lande vertrieben wären. Darum lag seine Hauptarbeit während des Winters 1780—81 in dem energischen Streben nach Einheit und der unermüdlischen Anstrengung, das schwache System der Konföderation zu verbessern. In diesem Sinne setzte er die Entsendung Laurens', den er genau instruierte, nach Paris durch, wo er Geld beschaffen sollte; denn er war überzeugt, daß eine Überbrückung der finanziellen Schwierigkeiten nur durch eine Anleihe bei fremden Mächten möglich sei, die an unserem Erfolg Interesse hatten. In dem-

selben Sinne bemühte er sich um die Einsetzung von exekutiven Ministerialabteilungen, die schließlich nach vielen Verzögerungen, die seine Geduld aufs äußerste erschöpften, eingeführt wurden. Diese beiden Fälle sind nur die wichtigsten aus vielen anderen ähnlichen Fällen; denn er beschäftigte sich unausgesetzt mit der Lösung dieser schwierigen Fragen.

Es beweist eine ganz erstaunliche Geisteskraft, daß er imstande war, seinen täglichen militärischen Pflichten nachzukommen, mit den Verbündeten zu verhandeln, Angriffe auf New York zu planen, die Verhältnisse im Süden zu überwachen, Arnolds Verrat, Meuterei und den Idiotismus der Verwaltungsbeamten zu überwinden und noch zu gleicher Zeit die schwierigsten Regierungsprobleme zu erwägen, weise Vorschläge zu machen, die den augenblicklichen Bedürfnissen entsprachen und den Grund zu manchem legten, was später in der Verfassung der Vereinigten Staaten zu Tage trat. Er war kein Theoretiker in der Kunst des Regierens, sondern er beschäftigte sich nur in seiner Weise mit den Fragen des Tages und der Stunde. Aber die Ideen, die er in dieser Zeit der Verwirrung und des Streites und der zeitweiligen Auskunfts Mittel entwickelte, waren so im Innersten gesund und weise, daß sie mit Bezug auf spätere Ereignisse das sorgfältigste Studium verdienen.

Die politischen Schwierigkeiten und Sorgen dieser Zeit waren die ernstesten Lehrer, von denen Washington das Wissen und die Erfahrung lernte, die ihn zu einem wichtigen Förderer der Ausarbeitung und Annahme der Verfassung der Vereinigten Staaten machte. Wir werden Gelegenheit haben, seine Ansichten und Pläne, wenn sie später in Aktion treten, noch genauer zu prüfen. Im Augenblick wollen wir nur dem Lauf der Methoden nachgehen, durch die er das Problem der Revolution löste, bevor das politische System der Konföderation absolut wertlos geworden war.

## 10. Kapitel.

### Norftown.

Die Unmöglichkeit, im Norden etwas zu erreichen, veranlaßte Washington, als das Jahr sich seinem Ende näherte, seine Gedanken wieder einmal einer gemeinsamen Aktion nach dem Süden zuzuwenden. In Verfolgung dieser Idee entwarf er einen Plan, sich mit den Spaniern zur Eroberung Floridas zu vereinen und von dort, durch Georgien vorrückend, die Engländer im Rücken anzugreifen. De Rochambeau billigte aber diesen Plan nicht, und so wurde er wieder aufgegeben; aber die Idee an eine Aktion im Süden wurde immer noch ständig im Auge behalten. Der leitende Gedanke war jetzt nicht, diesen oder jenen Ort zu schützen, sondern alles im Stich zu lassen, um einen großen Schlag zu führen, der dem Krieg mit einem Male ein Ende machen sollte. Wo dies geschehen sollte, konnte nur die Zeit lehren; aber wenn man seine Korrespondenz genau verfolgt, so ist es klar, daß Washingtons militärischer Instinkt sich mehr und mehr dem Süden zuwendete.

Dort erhielt die Sachlage sehr schnell ein ganz anderes Gesicht. Am 17. Januar gewann Morgan seinen glänzenden Sieg bei den Cowpens, zog sich mit seinen Gefangenen in guter Ordnung zurück und vereinigte seine Armee mit der Greenes. Cornwallis war aufs ärgste enttäuscht über

diese unerwartete Niederlage, beschloß aber weiter vorzudringen, die vereinigte amerikanische Armee zu schlagen und sich dann mit den britischen Streitkräften an der Chesapeakebai zu vereinigen. Greene war zu schwach, eine Schlacht zu schlagen, und führte einen meisterhaften, zweihundert Meilen weiten Rückzug vor Cornwallis aus, bei dem er nur zwölf Stunden vor Eintreffen des Feindes über den Dan entkam. Im Moment, wo die Engländer abzogen, kehrte Greene wieder über den Fluß zurück und heftete sich an ihre Fersen. Einen Monat lang hielt er sich in ihrer Nähe auf und unterdrückte die Erhebung der Tories, wich aber jeder Schlacht aus. Endlich erhielt er Verstärkung und fühlte sich nun kräftig genug, stand zu halten, und so wurde am 15. März die Schlacht bei Guilford Court House geschlagen. Es war ein scharfer, blutiger Kampf; die Engländer blieben im Vorteil, aber Greene zog sich mit seiner Armee in guter Ordnung vom Schlachtfeld zurück. Cornwallis seinerseits hatte so schwere Verluste erlitten, daß sein Sieg ihm nichts half. Am 18. zog er sich völlig zurück, während Greene dicht hinter ihm her war, und erst am 28. gelang es ihm, über den Deep River zu setzen und nach Wilmington zu entkommen. Von dort aus wollte er weiter vorgehen und den Kriegsschauplatz an die Chesapeakebai verlegen. Greene ließ nun mit der Kühnheit und Schnelligkeit, die bewies, daß er ein ausgezeichnete Feldherr war, die Verfolgung fallen und machte Kehrt, um die einzelnen britischen Abteilungen zu bekämpfen und die Südstaaten zu befreien. Wir brauchen ihm hier nicht bei den weiteren glänzenden Operationen zu folgen, die seinen Erfolg krönten. Es genügt, wenn wir sagen, daß er das ganze Gesicht des Krieges verändert hatte, daß er Cornwallis nach Virginien in den Bereich Washingtons gedrängt und die Zurückeroberung Carolinas begonnen hatte.

Die Truppen, denen ſich Cornwallis anſchließen wollte, waren während des Winters und Frühlings in Abteilungen nach Virginien geſchickt worden. Das erſte Detachement, unter dem Befehl Arnolds, war Anfang Januar eingetroffen und hatte großen Schaden durch Brandschäzen und Plündern angerichtet. Bald darauf traf General Phillips mit Verſtärkung ein und übernahm das Kommando. Er ſtarb am 13. Mai, und eine Woche darauf erſchien Cornwallis in Petersburg, übernahm die Leitung und ſchickte Arnold nach New York zurück.

Inzwiſchen hatte Waſhington, obgleich ihm Morgans und Greenes treffliche Leiſtungen gute Dienſte taten, einen ſehr anſtrengenden und qualvollen Winter und Frühling durchzumachen. Er ſchickte jeden Mann, den er entbehren konnte, eigentlich mehr, als er verantworten konnte, Greene zur Hilfe und verringerte ſeine Streitmacht noch weiter, als der Einfall in Virginien begann. So war er aus Mangel jeglicher Flotte größtenteils gezwungen, hilflos dabei zu ſtehen und zuzusehen, wie die Briten immer mehr und mehr Truppen nach dem Süden ſandten, und mußte Zeuge der Verwüſtung ſeines Heimatsſtaates ſein, ohne jede Möglichkeit, ſie zu verhindern. Zu all dieſen ſchweren Heimſuchungen geſellte ſich noch eine geringfügige, die ihn aber bis ins Innerſte verletzete. Die Engländer kamen den Potomac hinauf, und Lund Waſhington bot ihnen Erfrüſchungen an und behandelte ſie ganz verſöhnlich, um Mount Vernon zu retten. Er meinte es gut, handelte aber verkehrt, und Waſhington ſchrieb:

„Es wäre mir weniger ſchmerzlich geweſen, wenn ſie in Folge Deiner Verweigerung ihrer Forderungen mein Haus niedergebrannt und meine Plantagen zerſtört hätten. Du hätteſt Dich als meinen Stellvertreter betrachten und bedenken ſollen, was für ein ſchlechtes Beiſpiel Du gabſt, als

Du Dich mit dem Feinde in Verbindung setztest und ihm freiwillig Erfrischung anbietest, um ihn an einer Brandstiftung zu verhindern.“

Wie klar zeigt sich uns in dieser kleinen Episode der tiefe Ernst des Mannes, der diese Zeilen schrieb. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ihm, ganz gleichgiltig unter welchem Vorwand, irgend eine Gunst erwiesen werden sollte. Er war bereit, alle Leiden und Verluste durch Plündern und Brennen auf sich zu nehmen wie die anderen; aber er war tief empört bei dem Gedanken, daß irgend einer, der ihn vertrat, auch nur dem Anschein nach eine Gefälligkeit von den Engländern erbat.

Überhaupt war das Frühjahr 1781 ein sehr aufregendes, aber nichts war Washington peinlicher als die Unmöglichkeit, einen Kampf zu wagen. Er wünschte dringend, nach dem Süden zu kommen; aber der Mangel an Truppen hielt ihn an seinen Platz gefesselt. Jedoch konnten ihn alle diese Hindernisse weder einschüchtern, noch entmutigen. Im Juni schrieb er, daß er den Krieg zu einem glücklichen Ende führen werde, und in der Zersplitterung der britischen Streitkräfte sah er allmählich seine Chancen steigen. Greene hatte die Streitkräfte im Süden gut in der Hand. Cornwallis war, außer Fühlung mit Clinton im Norden und Rawdon im Süden, allmählich in Washingtons Bereich gekommen, und er wäre, wenn er nur eine Flotte zur Hilfe gehabt hätte, wohl imstande gewesen, mit überlegener Streitmacht über Cornwallis herzufallen und ihn zu vernichten. Was die Flotte anlangt, so war ihm das Schicksal bisher nicht sehr hold gewesen; aber er hatte doch immerhin Grund anzunehmen, daß eine französische Flotte von genügender Stärke bald eintreffen müsse. Er erfaßte die Situation mit Meisterhand und begann alles vorzubereiten. Er behielt jedoch seine Pläne ganz für sich und machte sich daran, New York

zu bedrohen und wenn möglich anzugreifen, nicht, weil er sich von diesem Versuch viel versprach, sondern weil er Clinton einen Schrecken einjagen und ihn veranlassen wollte, entweder Truppen aus Virginien zurückzuziehen oder wenigstens keine Verstärkungen mehr dorthin zu senden. Als er auf solchen Umwegen seinen virginischen Feldzug an der Mündung des Hudson begann, wurde er durch die Nachricht erfreut, daß De Grasse, der französische Admiral, Rekruten nach Newport geschickt habe und beabsichtige, sich selbst nach der amerikanischen Küste zu begeben. Er schrieb sofort an De Grasse, er möchte sich nicht darauf versteifen, nach New York zu kommen, und deutete an, daß es vielleicht ratsamer wäre, mehr nach Süden hin zu operieren. Es verlangte großen Takt, die französische Flotte dorthin zu dirigieren, wohin er sie haben wollte, ohne seine Absicht dabei zu enthüllen, und nichts zeigt Washingtons Voraussicht deutlicher als die Art und Weise, wie er seine Schachzüge in diesem Feldzug machte, wo Meilen an Raum und Wochen an Zeit ihn von dem endgültigen Ziel seiner Pläne trennten. Um dieser Meisterschaft und der Geschicklichkeit, mit der jeder Punkt im Gedächtnis behalten und überlegt wurde, in allen Einzelheiten nachzuspüren, wäre eine lange und ausführliche Erzählung nötig. Wir wollen aber hier nur soviel erwähnen, daß es klar wird, wie jeder einzelne Zug an seine Stelle paßte, und wie alles zusammen das große Resultat herbeiführte.

Durch die guten Nachrichten von De Grasse gestärkt, hatte Washington eine Unterredung mit De Rochambeau und vereinigte sich mit der französischen Armee. So gehoben, eröffnete er seinen Feldzug gegen Cornwallis mit einem Manöver gegen Clinton. Die Truppen wurden oberhalb der Stadt zusammengezogen und ein Versuch gemacht, die höher gelegenen Posten zu überrumpeln und Delanceys

Parteigängerkorps zu vernichten. Der Versuch, obwohl gut geplant, verfehlte zwar seinen direkten Zweck, gab aber Washington Gelegenheit, die Stellung seiner Feinde ausgiebig zu rekonoszieren und erreichte außerdem den indirekten eigentlichen Zweck. Clinton war beunruhigt. Er begann an Cornwallis zu schreiben, daß Truppen nach New York zurückgeschickt werden müßten, und gab die Idee vollständig auf, noch mehr Leute nach Virginien zu schicken. Nachdem er auf diese Weise Clinton überzeugt hatte, daß New York tatsächlich bedroht sei, machte sich Washington mit großem Geschick daran, seine Verbündeten und den Kongreß mit dem Gedanken an einen Feldzug im Süden vertraut zu machen. Zu diesem Zweck schrieb er am 2. August, daß, wenn noch mehr englische Truppen aus Virginien einträfen, New York nicht zu nehmen und der Süden der nächste Angriffspunkt sein würde. Die Hauptsache war, wie er auseinandersetzte, daß die Herrschaft zur See gesichert sei. Am 15. August nun schien diese wichtigste Bedingung sich endlich erfüllen zu wollen; denn an diesem Tage traf die bestimmte Nachricht ein, daß De Grasse mit seiner Flotte sich auf dem Wege nach der Chesapeakebai befände. Ohne auch nur einen Moment zu zögern, setzte Washington seine Truppen in Bewegung und schickte gleichzeitig dringende Briefe an die Gouverneure Neu-Englands, in denen er mit einer Dringlichkeit wie nie zuvor Soldaten verlangte.

Inzwischen war in Virginien, während Washington in diesen langen Hochsommertagen sich abwartend verhielt und Pläne schmiedete, Cornwallis verheerend, brandschatzend und plündernd hin- und hergezogen. Seine Kavallerie hatte die geseggebende Körperschaft auseinandergesprengt und Gouverneur Jefferson Hals über Kopf davon gejagt, wobei Besitztum im Werte von über drei Millionen zerstört worden

war. Lafayette, den Washington entsandt hatte, um die amerikanische Sache aufrecht zu halten, war zu schwach gewesen, um entscheidend einzugreifen; aber er war, den Lehren seines Generals getreu, jeder Schlacht ausgewichen und hatte sich den Engländern an die Flanken geheftet und sie belästigt und behindert. Nachdem sich Wayne ihm angeschlossen hatte, lieferte er ein erfolgloses Gefecht bei Green Springs, zog sich aber in guter Ordnung zurück und folgte dem Feind beharrlich bis an die Küste, dabei noch immer Verstärkungen heranziehend. Und nun, nachdem endlich alles bereit war, begann Washington sein Netz um Cornwallis zusammenzuziehen, dessen siegreiche Streifzüge er im Sommer genau verfolgt hatte. Nachdem er die Nachricht von dem Eintreffen der französischen Flotte erhalten hatte, schrieb er an Lafayette, er möge sich bereit halten, zu ihm zu stoßen, wenn er nach Virginien käme; er solle Wayne, der beabsichtigte, sich Greene anzuschließen, zurückhalten und, koste es, was es wolle, Cornwallis aufhalten, wenn er versuchen sollte, in südlicher Richtung vorzugehen.

Cornwallis hegte jedoch keine derartige Absicht. Er hatte die Gefahr seiner Lage erkannt und gewünscht, sich nach Charleston zurückzuziehen; aber das Ministerium, das von seinen Leistungen sehr begeistert war, wollte, daß er an der Chesapeakebai bleiben solle, und sandte ihm den strikten Befehl, dort dauernde Stellung einzunehmen. Außerdem hatte Clinton, der auf Cornwallis eifersüchtig und durch Washingtons Manöver eingeschüchtert und getäuscht war, nicht nur keine Verstärkung geschickt, sondern dreitausend Hesse zurückgehalten, die kürzlich eingetroffen waren. Cornwallis blieb daher keine Wahl, und nach vielen Bitten um Hilfe und vergeblichen Protesten gehorchte er seinen Befehlen, setzte sich in Norttown und Gloucester fest und begann, von La-

fanette scharf überwacht, sich zu verschanzen. Cornwallis war ein guter Soldat und ein kluger Mann, der wie Burgoigne unter einem dummen Ministerium und unter einem schwerfälligen und eiferfüchtigen Vorgesetzten zu leiden hatte. So behindert und belastet, mußte er einem wirklich großen Feldherrn zum Opfer fallen, den seine offiziellen Vorgesetzten in England unterschätzten und gering achteten.

Sobald Washington am 17. August seine eigenen Truppen in Bewegung gesetzt hatte, bat er De Grasse, mit ihm an der Chesapeakebai zusammenzutreffen. Mit noch größerem Eifer als je während der Revolution war er jetzt bei der Arbeit, nicht nur weil er fühlte, daß der Erfolg von dem geplanten Schlage abhing, sondern weil er eine neue große Gefahr witterte. Er hatte sie schon im Juni geahnt, und der Gedanke daran verfolgte ihn bis zum Schluß und tauchte immer und immer wieder aus seinen Briefen während dieses aufregenden und ereignisreichen Sommers auf. Washingtons scharfem Blicke, welcher die Feldzüge und Regierungen im Heimatlande und die Politik Europas im Auslande verfolgte, waren die Anzeichen der Erschöpfung der Annäherung und die Anzeichen des kommenden Friedens jenseits des atlantischen Ozeans deutlich erkennbar. Wenn der Friede kam, würde, wie die Lage damals stand, Amerika wohl die Unabhängigkeit erreichen, aber den größten Teil seiner wertvollen Besitzungen verlieren. Der regellose britische Feldzug, der nur auf Plündern und Marodieren ausging, konnte, so verfehlt er auch in militärischer Hinsicht war, und so verderblich er Cornwallis werden sollte, doch im Fall einer plötzlichen Einstellung der Feindseligkeiten die schlimmsten Folgen haben. Jeder Augenblick war daher von größter Wichtigkeit. Der entscheidende Schlag mußte sofort geführt werden, noch bevor der langsame politische Fortgang der Dinge zu einer Entscheidung führen konnte. Am

14. Juli hatte Washington feinen Plan fertig ausgearbeitet. Er ſchrieb in fein Tagebuch:

„Nachdem die Kriſis eingetreten und ein beſtimmter Plan entworfen worden iſt, bin ich gezwungen — wegen der Kürze von Graf De Graſſes verſprochenem Aufenthalt an der Küſte, der augenſcheinlichen Abgeneigttheit der Marine-offiziere, den Hafen von New York zu forcieren, wegen des bisherigen geringen Entgegenkommens der Staaten auf meine Bitten um neue Soldaten und der geringen Ausſicht auf zukünftiges Entgegenkommen — jeden Gedanken an einen Angriff auf New York aufzugeben und ſtatt deſſen die franzöſiſchen Truppen und einen Teil der amerikaniſchen Armee nach dem Head of Elk zu dirigieren, um ſie von dort nach Virginien zu expedieren, damit ſie mit den Streitkräften aus Weſtindien gegen die Truppen in jenem Staat gemeinſam vorgehen können.“

Wie die meiſten von Washingtons Plänen, war auch dieſer aufs äußerſte genau und klar ausgearbeitet, und obgleich er uns heute ganz einfach erſcheint, ſtieß er bei jedem Schritt auf unglaubliche Schwierigkeiten. Die nie weichenden, immer wachſenden Hinderniſſe im Lande waren wie üblich vorhanden. Den Geldforderungen an Morris wurden entmutigende Antworten zuteil, und die Staaten ſchienen ſich in einer größeren Lethargie zu befinden als je. Weder Soldaten, noch Kriegsvorräte konnte er bekommen, weder Transport- noch Lebensmittel für den März konnten verſprochen werden. Zu alledem kam noch durch die Verbündeten eine ganze Reihe neuer Hinderniſſe. Alles hing von der Flottenmacht ab. Washington brauchte ſie nur für eine kurze Zeit; aber für dieſe kurze Zeit brauchte er nicht nur die Oberherrſchaft, ſondern die Alleinherrſchaft über die See. Jedes franzöſiſche Schiff, das irgendwie erreichbar war, mußte in der Chesapeakebai ſein; denn

Washington war schon zu oft von den französischen Flotten im letzten Moment im Stich gelassen und ihm dadurch alles zunichte gemacht worden, als daß er in dieser Richtung noch ein Risiko eingehen konnte. Um diese Alleinherrschaft auf der See zu erreichen, bedurfte es des größten Tactes und der äußersten Gewandtheit. Daß sie ihm glückte, war einer seiner hervorragenden Erfolge in diesem Feldzuge. Gleich zu Beginn wurde er von einem ernstern Abfall bedroht. De Barras befand sich mit dem ameritanischen Geschwader in Boston, und es war absolut notwendig, daß er sich mit De Grasse bei Norfctown vereinigte. Aber De Barras war gereizt durch die Bevorzugung, mit der De Grasse, ein dem Dienstalter nach jüngerer Offizier, ihm als Kommandeur vorgesezt worden war. Er beschloß daher, sich seine Befehle zunuze zu machen, gen Norden nach Neuschottland und Neufundland abzusiegeln und es De Grasse zu überlassen, den Kampf allein auszufechten. Es ist schwer genug, eine feindliche Armee zu schlagen; aber es ist eben so schwer, menschliche Eifersüchteleien und Ehrgeiz auf den schmalen Pfad der Selbstaufopferung und Subordination zu leiten. Über die Maßen erschreckt durch die drohende Abfahrt des Geschwaders in Boston, schrieb Washington einen Brief, den De Rochambeau mit unterzeichnete, in dem er De Barras beschwor, seine Flotte nach der Chesapeakebai zu wenden. Es war ein sehr geschickt abgefaßtes Schriftstück, das, an Ehre und Sympathie appellierend, gleichzeitig energisch die klar auf der Hand liegende Pflichterfüllung forderte. Der Brief hatte Erfolg, Washingtons Diplomatie drang durch, und De Barras unterdrückte seine Enttäufchung und entschloß sich, nach der Chesapeakebai zu gehen und unter De Grasse zu dienen.

Nachdem Washington das erreicht hatte, sezte er seine Vorbereitungen fort, und am 17. August schrieb er an De

Grasse und bat ihn, an der Chesapeakebai mit ihm zusammenzutreffen. Er ließ den größeren Teil seiner eigenen Truppen unter Heath zurück, dem er in ausführlich aufgesetzten Instruktionen die schwere Pflicht ans Herz legte, den Hudson zu bewachen und die Engländer in New York im Auge zu behalten. Nachdem dies geschehen, zog er seine Truppen zusammen, und am 21. März begann die Armee ihren Marsch nach dem Süden. Am 23. und 24. kreuzte sie den Hudson, ohne von den Engländern irgendwie belästigt zu werden. Washington hatte New York so energisch bedroht und hatte so erfolgreich manövriert, daß Clinton in seiner Annahme, daß das eigentliche Ziel der Amerikaner seine eigene Armee sei, nicht erschüttert werden konnte, bis ihm am 2. September endlich klar wurde, daß sein Feind nach dem Süden abmarschiert und Cornwallis in Gefahr sei. Aber selbst dann noch zögerte er und hielt zurück, schickte jedoch schließlich Admiral Graves mit der Flotte nach der Chesapeakebai. Der Admiral stieß am Morgen des 5. September auf die Franzosen, gerade an dem Tage, als Washington die freudige Nachricht erhielt, daß De Grasse in der Chesapeakebai angekommen und St. Simon mit dreitausend Mann zur Unterstützung Lafayettes gelandet sei. Sobald die englische Flotte erschien, segelten die Franzosen, obwohl viele ihrer Leute noch an Land waren, hinaus und lieferten eine Schlacht. Sie blieb unentschieden; aber die Engländer hatten so viele Verluste, daß sie fünf Tage darauf eine ihrer Fregatten verbrannten und sich nach New York zurückzogen. De Grasse kehrte zu seinem Ankerplatz zurück, wo er De Barras vorfand, der inzwischen von Newport mit acht Kriegsschiffen und zehn mit Kanonen beladenen Transportschiffen eingetroffen war.

Während sich so alles zu einem siegreichen Abschluß des Feldzuges zuspitzte, wurde Washington inmitten seiner

schwierigen und heiklen Arbeit, das Lager abzubrechen und seinen schnellen Marsch nach dem Süden zu beginnen, durch die sich immer wieder fühlbar machende Unfähigkeit der schwachen und banterotten Konföderationsregierung gepeinigt. Immer und immer wieder schrieb er an Morris um Geld, und endlich erhielt er auch welches. Seine Forderungen von Soldaten und Kriegsmaterial blieben beinahe unberücksichtigt; aber irgendwie verschaffte er sich Proviant genug, um abmarschieren zu können. Er sah die äußerste Not voraus und schickte nach allen Richtungen hin Botschaften, um Schiffe für den Transport seiner Armee die Chesapeakebai entlang zusammenzubringen. Niemand kam ihnen nach, aber schließlich brachte er doch die Transportschiffe zusammen, erst einige, dann mehr und endlich nach vielen Verzögerungen genug, um seine Armee nach Norfolk zu schaffen. Man sollte meinen, daß dieser heroische Kampf jedes Herz im Lande mit Begeisterung erfüllte; aber gerade in diesem Augenblick, wo Washington sein Lager abbrach und nach Süden marschierte, beschloß der Kongreß die Verminderung der Armee, was ungefähr ebenso passend war, als ob das englische Parlament am Vorabend von Trafalgar die Flotte vermindert, oder als ob Lincoln die Zurückstellung der Armee auf Friedensstärke befürwortet hätte, während Grant in der Einöde kämpfte. Tatsache war, daß die Mitglieder des amerikanischen Kongresses sehr an Fähigkeit nachgelassen hatten und in Bezug auf Nerven- und Willenskraft sehr erschöpft waren. Sie sahen den Frieden kommen und wünschten ihn natürlich je eher, desto besser. Sie begriffen durchaus nicht, was Washington klar erkannte, daß in einem so plötzlichen Frieden die Gefahr des *uti possidetis* lauerte, und daß der Frieden an und für sich noch durchaus nicht einen vollen Erfolg bedeute. Sie führten natürlich die Verminderung der Truppen nicht aus, aber

sie verhielten sich passiv, ebenso wie die verschiedenen einzelnen Staaten, und wurden so ein Hemmschuh des Krieges, anstatt dem Mann zu helfen, der die Revolution ihrem Endziel entgegentrieb. Sowohl die Regierungen der Staaten als die konföderierte Regierung meinten es wohl ganz gut, aber sie waren erschöpft und erschlafft. Und doch bahnte sich Washington durch diesen Morast von Schwäche und Mißverständnissen seinen Weg. Auch hier, wie schon so oft vorher, kann nur gesagt werden, daß er auf irgend eine Weise sein Ziel erreichte. Wir können wohl die hindernden Faktoren feststellen; aber wir können nicht sagen, wie sie überwunden wurden. Wir wissen nur, daß ein starker Mann sie niedertrat und erreichte, was er erreichen wollte.

Auf die freudige Nachricht von De Grasses Ankunft hin rückte Washington weiter vor, ließ die Armee auf dem Wasserwege nach dem Head of Elk gehen und beeilte sich, in Begleitung De Rochambeaus, nach Mount Vernon zu kommen. Sechs Jahre waren verflossen, seitdem er sein Heim das letzte Mal gesehen hatte. Ein einfacher virginischer Oberst, das Herz von schlimmen Ahnungen für sein Vaterland erfüllt, war er ausgezogen, um einem unbekanntem Problem entgegenzugehen, das er lösen sollte. Und nun kehrte er zurück als der größte Feldherr seiner Zeit, nach sechs Jahren voll Kämpfen und Sorgen, Siegen und Niederlagen, am Vorabend des letzten krönenden Triumphes. Als er Halt machte an dem inniggeliebten Platz und über den breiten, schönen Fluß zu seinen Füßen niederschaute, mögen Gedanken und Erinnerungen auf ihn eingedrungen sein, wie sie wohl nur wenigen Menschen gegeben worden sind. Er weilte dort zwei Tage und eilte dann weiter, war am 14. in Williamsburg und begab sich am 17. an Bord der Ville de Paris, um De Grasse zu seinem Siege zu gratulieren und Maßregeln für die Belagerung zu besprechen.

Das Zusammentreffen war höchst angenehm. Alles war gut gegangen, versprach weiteres Gutgehen und sah rosig und verheißungsvoll aus. Und doch standen sie unmittelbar vor dem gefährlichsten Moment des ganzen Feldzuges. Washington war es gelungen, die nötige Anzahl Transportschiffe zusammenzubringen, aber seine Bemühungen, bei denen ihm fast niemand half, hatten Zeit gekostet und eine Verzögerung veranlaßt. Dazu kam, daß Winde und Witterung unsicher waren und die Transportschiffe sehr langsam gingen, wodurch ein neuer Aufschub entstand. Diese Zwischenzeit genügte, um De Grasse erfahren zu lassen, daß die englische Flotte Verstärkungen erhalten hatte, so daß er nervös wurde. Er wollte hinaus auf die offene See; die Jahreszeit rückte vor, und er brannte schon darauf, nach Westindien zurückzukehren; vor allem wollte er nicht in der Bai kämpfen. Er teilte daher energisch mit, daß er zwei Schiffe im Fluß lassen und mit seiner Flotte in See stechen wollte. Es hatte den Anschein, als ob der Feldzug von Norfctown sein Ende erreicht hätte. Wiederum schrieb jetzt Washington einen seiner meisterlichen Briefe voller Vorstellungen und Einwände, und wiederum, durch die beredten Bitten La Fayette's, der die Botschaft überbrachte, unterstützt, hatte er den gewünschten Erfolg. De Grasse willigte ein, zu bleiben, und Washington schrieb ihm in überströmender Dankbarkeit, daß „ein großer Geist weiß, wann er persönliche Opfer bringen muß, um wichtige Gemeingüter zu retten“. Unter den herrschenden Umständen und in Anbetracht der allgemeinen Wahrheit dieses anerkennenden Ausspruchs kann man nicht umhin, sich darüber zu freuen, daß De Grasse diesen „großen Geist“ besaß.

Jedenfalls blieb er, und alles ging gut. Die Nordarmee landete bei Williamsburg und marschierte am 28. auf Norfctown zu. Am nächsten Tage wurden die Außen-

werke rekonstruiert und ein sofortiger Angriff vorbereitet. Aber während der Nacht gab Cornwallis alle Außenwerke auf und zog sich in die Stadt zurück. Daraufhin rückte Washington sofort vor und schickte sich zur Belagerung an. In der Nacht des 5. Oktober wurden die Laufgräben nur sechshundert Schritt von den feindlichen Verteidigungslinien entfernt eröffnet, und in drei Tagen war die erste Parallele vollendet. Am 11. wurde die zweite Parallele begonnen und am 14. beschossen die amerikanischen Batterien die beiden vorgeschobenen Schanzen mit solcher Wirkung, daß die Breschen als gangbar angesehen wurden. Washington befahl sofort den Sturm. Die kleinere Schanze wurde von den Amerikanern unter Hamilton in zehn Minuten genommen. Die andere, größere und stärker bemannte, wurde von den Franzosen mit gleichem Elan nach halbstündigem Kampf erstürmt. Während des Sturms stand Washington in der Schießscharte der großen Batterie und sah dem Vorrücken der Truppen zu. Er war stets geneigt, sein Leben rücksichtslos aufs Spiel zu setzen, wo es zu kämpfen galt, aber nicht, wenn er nur Zuschauer war. In dieser Nacht jedoch war er dem Feuer stark ausgesetzt. Einer seiner Adjutanten, der um seine Sicherheit besorgt war, sagte ihm, daß der Platz, worauf er stände, gefährlich sei. „Wenn Sie das glauben“, war die ruhige Antwort, „so können Sie weiter zurücktreten.“ Der Augenblick war zu aufregend, zu bedeutungsvoll, als daß er an Gefahr denken konnte. Der alte Kämpfergeist aus Braddocks Schlacht war zum letzten Male entfesselt. Am liebsten hätte er selbst, den Degen in der Hand, die Amerikaner zum Sturm geführt; da er das nicht konnte, blieb er wenigstens so nahe als möglich bei den Truppen, ohne sich im geringsten um die ihn umsaufenden Kugeln zu kümmern. War es denn ein Wunder, daß er in diesem Augenblick so erregt war?

Die anderen sahen nur eine glänzende Erstürmung zweier Außenwerke; aber an Washingtons Auge zogen in dem Rauch und dem Waffengeklirr, das die Schanzen umtobte, die ganze Revolution, all die Arbeit und das Denken und die Kämpfe von sechs Jahren vorüber, und aus dem Staub und der Hitze des heftigen, schnellen Kampfes sah er den kommenden Erfolg emporsteigen. Er hatte lange gewartet und schwer gearbeitet, und seine ganze Seele war bei den Truppen, als sie den Verhau überkletterten und die Schanzen erstürmten. Da konnte er nicht an Gefahr denken, und als alles vorüber war, wendete er sich zu Knox und sagte: „Die Arbeit ist getan und gut getan. Bringen Sie mir mein Pferd“.

Washington irrte sich nicht, die Arbeit war allerdings getan. Carleton hatte im Anfang der Belagerung einen heftigen Ausfall gegen Lauzun auf der anderen Seite des Flusses gemacht und war zurückgeschlagen worden. Cornwallis war allmählich, aber sicher in die Stadt zurückgedrängt worden, und seine Schanzen wurden, sobald sie erstürmt waren, in die zweite Parallele eingeschlossen. Ein Ausfall zur Wiedererlangung der Redouten schlug fehl, und ein verzweifelter Versuch, die Armee über den Fluß zu transportieren, wurde durch ein heftiges Unwetter vereitelt. Am 17. sah sich Cornwallis vor die Frage gestellt, ob er einen aussichtslosen, blutigen Kampf weiterführen oder sich ergeben wolle. Er wählte das letztere, und nachdem er Verhandlungen eröffnet und vergeblich versucht hatte, einen Aufschub zu erreichen, unterzeichnete er schließlich die Kapitulation und übergab die Stadt. Am nächsten Tag marschierten die Truppen heraus und legten die Waffen nieder. Über 7000 Mann britischer und hessischer Truppen mußten sich ergeben. Es war eine vernichtende Niederlage. Die siegreiche Armee bestand, rund gerechnet, aus 5500 amerikanischen regulären Soldaten, 3500 Milizsoldaten und 7000

Franzosen, und wurde von der französischen Flotte unterstützt, welche die Alleinherrschaft auf der See hatte.

Als Washington erst einmal Norttown mit seiner Flotte und Armee erreicht hatte, war der Feldzug tatsächlich zu Ende; denn er hielt Cornwallis mit eisernem Griff umspannt, aus dem es kein Entrinnen gab. Das Meisterliche an dem Feldzug von Norttown lag in der Art, wie er herbeigeführt worden war, in der geschickten Behandlung der vielen verschiedenartigen Elemente und der Schnelligkeit, mit der eine Armee, ohne genügende Verpflegung und Transportmittel, von New York nach der Mündung der Chesapeakebai geschafft wurde. Die Vorherrschaft zur See war der große Vorteil der Engländer von Anfang an gewesen, und ihm hatten sie alles zu danken, was sie überhaupt erreicht hatten. Mit diesem Übergewicht der Engländer gegen sich und ohne die Möglichkeit, selbst eine Flotte zu bekommen, erkannte Washington, daß seine einzige Chance, den Krieg zu einem schnellen und erfolgreichen Ende zu führen, in der Hilfe der Franzosen lag. Es ist schwer, verbündete Truppen zu leiten, aber es ist noch schwerer, verbündete Truppen und eine verbündete Flotte zu leiten. Washington tat beides mit unendlicher Gewandtheit und errang den Sieg. Der Hauptfaktor seines Erfolges in dieser Richtung lag in dem mächtigen persönlichen Einfluß, den er auf alle ausübte, die mit ihm in Berührung kamen. Seine Höflichkeit und sein Tact waren vollendet; aber er machte keine Konzessionen, und er dienerte nie. Der stolzeste französische Edelmann, der hierher gekommen war, scheute eine Differenz mit dem amerikanischen General, und doch sprach keiner je in seinen Memoiren, Tagebüchern und Briefen anders als mit der größten Bewunderung und Hochachtung von ihm. Sie alle hatten von ihm den Eindruck einer großen, mächtigen Persönlichkeit, die nicht unbeachtet bleiben konnte.

Oft hatte er vergeblich versucht, mit der französischen Flotte zu kooperieren, aber schließlich gelang es ihm doch. Da bot er seinen ganzen Einfluß und all seine diplomatische Gewandtheit auf und setzte es damit durch, daß De Barras nach der Chesapeakebai kam, und De Grasse in Norf-town blieb.

Das war die eine Seite des Problems, und zwar die wichtigste, weil alles von der Flotte abhing, aber es war nicht die aufreibendste. Die Unsicherheit betreffs der Vorherrschaft zur See machte es unmöglich, eine genügend lange Zeit auf ein bestimmtes Ziel stetig hinzuarbeiten. Es war nötig, für jede Möglichkeit einen Plan vorrätig zu haben und bereit zu sein, in wenigen Minuten sich für einen der vielen Pläne zu entscheiden. Mit einer Voraussicht und einer Urteilskraft, die niemals versagten, entwarf Washington einen Plan zu einem Angriff auf New York, einen zweiten Plan zu einem Angriff auf Norf-town und einen dritten Plan zu einem Angriff auf Charleston. Die Zersplitterung der englischen Streitkräfte bot ihm Gelegenheit, an einem Punkt mit überlegener Macht einzugreifen; aber die Möglichkeit lag stets vor, daß sie sich plötzlich wieder vereinigten. Er war ziemlich fest davon überzeugt, daß Greene Rawdon im äußersten Süden festhalten konnte, er aber mußte Clinton täuschen und beschäftigen und gleichzeitig mit einer lächerlich geringen Streitmacht Cornwallis davon abhalten, nach Südkarolina zu marschieren. Teils durch glückliche Zufälle, teils durch geschickte Manöver gelang es ihm, Cornwallis in Virginien zurückzuhalten, während durch wunderbar fein ausgeführte Scheinmanöver Clinton in New York in Untätigkeit gehalten wurde. Als der entscheidende Moment kam und es klar wurde, daß die Vorherrschaft zur See in der Chesapeakebai entschieden werden sollte, rückte Washington trotz aller Hindernisse,

troß einer banterotten und untätigen Regierung mit einer Schnelligkeit und Kühnheit vor, der wohl selten etwas gleichgekommen ist. Es war ein verwegener Schachzug, Clinton an der Mündung des Hudson zurückzulassen, und nur die Schnelligkeit, mit der er ausgeführt wurde, und die geschickten Scheinmanöver machten ihn möglich. Als er erst einmal in Norttown war, gab es wenig mehr zu tun. Der Plan war so vollendet und Washingtons Scharfblick so sicher gewesen, daß Cornwallis so hilflos erdrückt wurde, als ob er vor den Wagen des Juggernaut geworfen worden wäre. Es kam wirklich nur zu unbedeutenden Kämpfen, da keine Gelegenheit zu größeren Schlachten war. Washington hielt die Engländer wie in einem eisernen Schraubstock fest, und die völlige Hilflosigkeit von Cornwallis, die gänzliche Unfähigkeit eines so guten und tapferen Soldaten, sich auch nur zu wehren, sind die überzeugendsten Beweise für das militärische Genie seines Gegners.

---

## 11. Kapitel.

### Friede.

Standhaftigkeit im Unglück ist häufiger als Gelassenheit in der Stunde des Sieges. Die bittere Arznei der Niederlage, mag sie auch noch so wenig schmachhaft sein, wirkt doch oft äußerst ernüchternd; aber der starke junge Wein des Erfolges verdreht meistens die Köpfe der armen Menschen und führt oft zu größerem Unheil als Narrheit. Die Gefangennahme von Cornwallis war genug, um den stärksten Kopf zu verdrehen, wenigstens für einen Augenblick; aber auf den Mann, der sie herbeigeführt hatte und besser als irgend ein anderer wußte, was sie bedeutete, machte sie scheinbar gar keinen Eindruck. Eben so unerschütterlich und fest, wie er dem Winter in New Jersey und den vielfachen Widrigkeiten von Valley Forge getrotzt hatte, wendete sich Washington kaltblütig von dem Schauspiel ab, bei dem eine mächtige britische Armee ihre Waffen niederlegte, als ob er nur ein erfolgreiches Gefecht geliefert oder einem gefährlichen Raubzug Einhalt getan hätte. Er besaß die seltene Gabe, ein Attribut nur der stärksten Charaktere, daß er die Vergangenheit sich selbst überlassen konnte. Er machte sich niemals über das, was nicht mehr zu ändern war, Kopfschmerzen, noch gab er sich angenehmen Erinnerungen hin, solange es noch etwas zu tun gab. Er

schrieb an den Kongreß einige ruhige, beglückwünschende Worte, durch welche die fromme und feierliche Empfindung durchschimmerte, die er bei der großen That gehabt hatte, und dann, während noch die Kanonensalven in seinen Ohren dröhnten und das Jubelgeschrei ihn noch umtobte, machte er sich nach seiner Art daran, für die Zukunft zu sorgen und die sofortige Vollendung seines Werkes vorzubereiten.

Er schrieb an De Grasse, drängte ihn, bei einem sofortigen Angriff auf Charleston teilzunehmen, und stellte ihm in den beredtesten Worten die Chancen dar, die sich jetzt zur plötzlichen und vollständigen Beendigung des Ringens boten. Aber der französische Admiral besaß nichts von Washingtons unermüdlichem und entschlossenem Geiste. Er hatte genug, selbst des Sieges, und brannte so sehr darauf, nach Westindien zurückzukehren, wo er Rodney zum Opfer fiel, daß er nicht einmal Truppen nach Wilmington transportieren wollte. So der einzigen Macht beraubt, die umfassende und bedeutende Unternehmungen möglich machte, mußte Washington, wie schon so oft zuvor, sehen, wie er sich in beschränkten Verhältnissen mit beschränkten Mitteln abfand. Alle Truppen, die er entbehren konnte, schickte er an Greene, um ihm zu ermöglichen, die südlichen Staaten dem Feinde zu entreißen, die Arbeit, zu der er De Grasse vergebens aufgefördert hatte. Nachdem dies geschehen, machte er sich auf den Weg nach dem Norden. Unterwegs wurde er in Eltham durch die Krankheit und den Tod seines Stiefsohnes John Custis aufgehalten, ein Schicksalsschlag, der ihn aufs tiefste erschütterte und ihm die Freude über den großen Sieg verbitterte, den er eben errungen. Aber die Staatsgeschäfte durften wegen persönlichen Kummers nicht zurückgestellt werden. Er verließ das Trauerhaus und eilte nach einem ganz kurzen Aufenthalte in Mount

Vernon weiter nach Philadelphia. Just im Augenblick des Sieges, während die ehrenwerten Mitglieder des Kongresses sich die Hände schüttelten und einander gratulierten, daß der Krieg nun endlich vorüber sei, begann der Oberkommandierende schon wieder seine üblichen Briefe zu schreiben, befürwortete aufs neue das Zusammenhalten der Armee, während er sich selbst persönlich alle Mühe gab, um für das folgende Jahr mit Hilfe von Lafayette eine Streitmacht zur See zusammenzubringen. Für Washington galt nichts als getan, ehe es nicht völlig vollendet war, und er hatte ebensowenig Zeit, sich zu freuen, als er Zeit hatte, niedergeschlagen zu sein oder zu verzweifeln, solange noch eine britische Truppenmacht im Lande blieb. Er fühlte wohl selbst, daß jetzt so ungefähr die unpassendste Gelegenheit aus seiner an unpassenden Gelegenheiten reichen Erfahrung war, einen guten Rat zu erteilen, aber er ließ sich dadurch nicht abschrecken. Diesmal jedoch wurde ihm eine angenehme Enttäuschung zuteil; denn er fand bei seiner Ankunft in Philadelphia, daß ein ausgezeichneter Geist den Kongreß beseelte. Die Mitglieder folgten willig seinem Rat, besetzten die Stellen in den Regierungsdepartements und taten die nötigen Schritte, um das Zusammenhalten der Armee zu sichern. Washington blieb nun einige Zeit in Philadelphia, stand dem Kongreß helfend und beratend zur Seite und schrieb energische Briefe an die Einzelstaaten, worin er Geld und Kleidung für die Soldaten verlangte, die stets seinem Herzen am nächsten standen.

Aber obgleich der Kongreß gefügig war, konnte Washington doch nicht die Bevölkerung von der Richtigkeit seiner Ansichten und der Notwendigkeit fortgesetzter, energischer Maßregeln überzeugen. Das stetige Nachlassen der Spannkraft, hervorgerufen durch die Anstrengungen des langen, mühevollen Krieges, wurde durch den glänzenden Sieg von

Yorktown noch beschleunigt. Washington für seinen Teil hatte nur wenig Vertrauen zu dem Verstand und dem Wissen seines Feindes. Er hatte die Empfindung, daß Yorktown entscheidend war; aber er glaubte auch, daß Groß-Britannien weiter kämpfen würde, und daß sein Gerede von Frieden nur auf Täuschung hinauslief, um Zeit zu gewinnen und, sich das Nachlassen unserer Kräfte zu nütze machend, einen neuen Schlag zu führen, in der Hoffnung, alles Verlorene wieder zurückzugewinnen. Deswegen setzte er sein Drängen betreffs des Zusammenhaltens der Armee fort und betonte wieder und immer wieder die Notwendigkeit einer neuen und umfassenden Kriegsvorbereitung. Am 4. Mai noch forderte er energisch von den Staaten Soldaten und Geld und führte aus, daß der Wechsel des Ministeriums in England wahrscheinlich dem Frieden ungünstig sei, und daß wir uns in einem falschen und verderblichen Gefühl der Sicherheit wiegten. Ein paar Tage später, als ihn Sir Guy Carleton über die den Frieden erbittende Adresse des Hauses der Gemeinen an den König informierte, schrieb Washington an den Kongreß: „Ich meinerseits glaube, daß unsere Lage eine derartige ist, daß wir, anstatt in unseren Anstrengungen nachzulassen, die augenblickliche günstige Konstellation nach Möglichkeit ausnützen sollten. Das britische Volk scheint mir stutzig geworden zu sein und unter der stets wachsenden Schuldenlast und unter den zahlreichen Unglücksfällen, die es in letzter Zeit erlitten hat, beinahe zusammenzubrechen. Wenn wir unseren Erfolg mit Kraft und Energie ausnützen, so ist meiner Meinung nach das Spiel gewonnen.“

Und wiederum schrieb er im Juli: „Sir Guy Carleton setzt seine ganze Kunst daran, unser Volk in ein Gefühl der Sicherheit einzuwiegen. Unterdessen nimmt uns Admiral Digby alle unsere Schiffe weg und läßt alle unsere Seeleute,

die nicht in den Dienst seiner britischen Majestät treten wollen, in Gefangenenschiffen ersticken, und Haldimand mit seinen wilden Verbündeten skalpiert und brandschatzt alles an unseren Grenzen." Washington rechnete stets mit Tatsachen, und während die Herren auf allen Seiten von Frieden redeten, ging der Krieg ruhig weiter, und er konnte die Gleichgültigkeit nicht verstehen, die es duldete, daß unsere Seeleute ersticken mußten und unsere Grenzbewohner skalpiert wurden, nur weil ein paar Leute dachten, daß der Krieg aus sein müßte und daher wirklich aus sei. Solange die Gegenpartei kämpfte, wollte er auch kämpfen. Einen Monat später schrieb er an Greene: „Nach der früheren Verblendung, der Doppelzüngigkeit und dem ganzen verkehrten System der britischen Politik zu urteilen, muß ich zugeben, daß ich an nichts glaube und gegen alles Verdacht habe.“ Wohl konnte er von Herzen mit dem trojanischen Priester sprechen: „Quidquid id est timeo Danaos et dona ferentes“. Und wieder, einen Monat später, als die Friedensverhandlungen in Paris schon wirklich im Gange waren, schrieb er an M'Henry: „Wenn wir klug sind, bereiten wir uns auf das Schlimmste vor. Nichts wird uns so schnell einen ehrenvollen Frieden verschaffen, als wenn wir für einen Krieg gut gerüstet sind; entweder müssen wir das tun, oder wir müssen nach all dem Blutvergießen und den Kosten, die wir angewendet haben, einen ruhmlosen Frieden zusammenfließen.“

Niemand hatte so viel gegeben und getan als Washington, und keiner neigte so wie er zur Gründlichkeit und hatte eine so unbezähmbare Kampfeslust. Er fand nur wenige, die mit ihm übereinstimmten; seine Worte trafen taube Ohren, und er mußte allein kämpfen und seine Ansichten verfechten, so gut er konnte, ohne wesentliche Hilfe. Wie sich herausstellte, war England schwer getroffen, schwerer,

als er es selbst zu hoffen gewagt hatte, und es hatte wirklich den ehrlichen Wunsch nach Frieden. Aber Washingtons Mißtrauen und die aktive Politik, die er nach Sachlage der Dinge befürwortete, waren sowohl in militärischer als in politischer Hinsicht richtig. In Wirklichkeit war es gleichgültig, ob er recht hatte oder nicht. Er konnte nicht bekommen, was er wollte, und war gezwungen, sich ein weiteres Jahr hindurch zu quälen, behindert in seiner militärischen Bewegung und bedrückt durch Sorgen um die Zukunft. Er sehnte sich danach, die Engländer aus New York zu vertreiben, und mußte sich doch, wie schon so oft vorher, damit begnügen, seine Armee zusammenzuhalten. Es war eine aufreibende Zeit, die nichts hervorbrachte als düstere Ahnungen. An Kämpfen fand nichts statt als Vorpostengefächte, und er verbrachte die Tage mit vergeblichen Anstrengungen, Hilfe von den Staaten zu erlangen, während er mit schmerzlicher Spannung dem Strom der Ereignisse in Europa folgte, auf dem die Schicksale seines Landes hilflos weitertrieben.

Unter den weniger wichtigen Ereignissen des Jahres war eins, das sich in seinen Folgen zu internationaler Wichtigkeit auswuchs, einen dunklen Flecken auf dem britischen Wappen hinterließ und Washington bis ins Innerste erschütterte. Hauptmann Huddy, ein amerikanischer Offizier, wurde in einem Gefecht gefangen genommen, nach New York überführt und dort ins Gefängnis gesteckt. Von da wurde er am 12. April von einer in britischen Diensten stehenden und von Hauptmann Lippencott befehligten Abteilung Tories herausgeschleppt und am hellerlichten Tage auf den Höhen bei Middletown aufgehängt.

Zeugnisse und eidliche Erklärungen zu der Tatsache, die niemals in Frage gestellt worden ist, wurden gesammelt und Washington vorgelegt. Es war eine Tat zügelloser

Barbarei, wie man wohl kaum in den Annalen der modernen Kriegsführung eine gleiche finden wird. Die Täter dieses brutalen Mordes waren, zu unserer Schande sei es gesagt, geborene Amerikaner, aber sie kämpften für die britische Krone und trugen britische Uniform. England, das seit Generationen die Ohren der Welt mit Lobeshymnen über seinen eigenen Gerechtigkeitsfinn und seine Großmut betäubt hatte, schritt hier ein und warf den Mantel seines Schutzes über diese feigen Henker. Es ist öfters vorgekommen, daß nordamerikanische Wilde Verbrecher der rächenden Hand des Gesetzes ausgeliefert haben, aber hier beschönigten englische Minister und Offiziere die Ermordung Huddons und schützten seine Mörder.

Als der Fall Washington vorgelegt wurde, erregte er seinen höchsten Zorn. Er trug die Thatfachen fünfundzwanzig seiner höchsten Offiziere vor, und diese gaben ihm einstimmig den Rat, sofort Vergeltung zu üben, was er selbst schon beschlossen hatte. Er schrieb also an Sir Guy Carleton und teilte ihm mit, daß er, wenn die Mörder nicht ausgeliefert würden, gezwungen sei, Vergeltung zu üben. Carleton erwiderte, daß ein Kriegsgericht eingesetzt sei, und es wurden Versuche gemacht, Gegenbeschuldigungen zu erheben; aber Washington verfolgte hartnäckig den Weg, den er eingeschlagen, und ließ durch das Los einen englischen Offizier auswählen und in strenger Haft halten und wartete so das Vorgehen des Feindes ab. Diese scharfen Maßregeln brachten endlich, wie nichts anderes es hätte tun können, den Engländern einen Begriff von der ganzen Scheußlichkeit des Verbrechens bei, das begangen worden war. Sir Guy Carleton machte Gegenvorstellungen, und Washington erwiderte: „Seit Beginn dieses unnatürlichen Krieges bin ich, wie mein Betragen ohne Ausnahme beweist, gegen solche unmenschlichen Greuelthaten gewesen, wie sie nur zu oft in seinem Verlaufe vorgekommen sind.“

Was nun die kürzlich geschēhene That betrifft, auf die, wie ich annehme, Ew. Exzellenz hinweisen, so habe ich bereits meinen Entschluß kundgetan, einen Entschluß, den ich erst nach reiflicher Überlegung gefaßt habe, und von dem ich nicht zurücktreten werde.“ Die Angelegenheit zog sich weiter hin, wurde von den Engländern absichtlich verschleppt, und schließlich sprach das Kriegsgericht aus technischen Gründen Lippencott frei. Sir Gun Carleton jedoch, der wirklich empört war über die Schandtat, sprach in seinem Brief seinen Abscheu darüber aus, ließ Lippencott fallen und versprach eine weitere Untersuchung. Dies brachte Washington in eine sehr unangenehme Lage, umsomehr, da seine eigene Humanität durch die Lage der unglücklichen Geißel gerührt wurde. Das unheilvolle Los war auf einen ganz jungen Menschen gefallen, Hauptmann Asgill, der ebenso liebenswürdig als beliebt war, und Washington wurde mit Bitten zu seinen Gunsten bestürmt, denn Lady Asgill setzte Himmel und Erde in Bewegung, um ihren Sohn zu retten. Sie interessierte den französischen Hof für den Fall, und Vergennes stellte einen besonderen Antrag, daß Asgill freigegeben werden sollte. Selbst Washingtons eigene Offiziere, besonders Hamilton, versuchten, ihn zu beeinflussen und baten ihn, nachzugeben. Unter diesen schwierigen Umständen, die noch durch die Tatsache verschlimmert wurden, daß, entgegen seinem Befehl, nur einen Gefangenen, der sich bedingungslos ergeben hatte, zu wählen, das Los auf einen Gefangenen von Norttown gefallen war, der durch die Abmachungen der Kapitulation geschützt wurde<sup>1)</sup> — unter diesen Umständen zögerte er und erbat sich Instruktionen vom Kongreß. Im September schrieb er an Douane: „Solange eine Vergeltung, so unangenehm sie mir auch an und für sich ist, anscheinend nötig war, bin

1) Ungedruckter Brief an Lincoln.

ich vor der Maßregel nicht zurückgeschreckt. Aber wenn die angedrohte Vergeltung beantwortet wird durch eine Mißbilligung der Tat, eine Auflösung des Komitees der Refugiés und mit dem — ob ehrlich oder nicht gemeint, will ich hier nicht entscheiden — Versprechen einer weiteren Untersuchung in der Angelegenheit, halte ich mich meinerseits für verpflichtet, ehe ich weitere Schritte in der Sache tue, die Meinung des Kongresses einzuholen, der ausdrücklich eine Vergeltung für angebracht hielt und eine solche anbefohlen hat. Bis zu dieser Stunde hat man mich noch im unklaren gelassen.“

Er sollte nicht lange im Zweifel bleiben. Tatsache war, daß die große Menge, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, das ursprüngliche Verbrechen vergessen hatte und nur die Qual des Mannes sah, der gerechterweise dafür büßen sollte, und in diesem Falle der unschuldig leidende Stellvertreter war. Es war schwer, Vergennes' Antrag abzulehnen, und der Kongreß, froh, eine Entschuldigung zu haben, und eifrig darauf bedacht, den Verbündeten gefällig zu sein, ordnete die Freilassung Asgills an. Daß Washington, den die unglückliche Lage seines Gefangenen rührte, bei dieser Lösung eine große Erleichterung empfunden hat, wäre lächerlich zu bestreiten. Aber er war trotzdem durchaus nicht befriedigt; denn das mörderische Unrecht, das begangen worden war, hatte ihn tief erbittert. Er schrieb an Vergennes: „Hauptmann Asgill ist freigelassen worden, und es steht ihm frei, in die Arme einer liebenden Mutter zurückzukehren, deren rührende Eingabe an Ew. Exzellenz jedes fühlende Herz zu ihren Gunsten beeinflusst haben muß. Ich habe kein Recht, irgend welches Verdienst für diesen milden Ausgang der unangenehmen Angelegenheit für mich in Anspruch zu nehmen.“

Es steckt eine wirklich großartige Ehrlichkeit in diesen Worten. Von allen Seiten war ihm Grausamkeit vorgeworfen worden, und er hatte die Anklage mit Gleichmut

über sich ergehen lassen. Jetzt, wo es ein leichtes für ihn gewesen wäre, den Ruhm der Barmherzigkeit zu erringen, wenn er nur einfach geschwiegen hätte, betonte er ausdrücklich, daß die Milde nicht ihm zu verdanken sei. Er war nicht befriedigt, und niemand sollte glauben, daß er es sei, selbst wenn seine Worte den Vorwurf der Grausamkeit zu bestätigen schienen. Wenn er überhaupt einen Fehler begangen hatte, so war es der, daß er nicht gleich zu Anfang einen englischen Offizier hinrichten ließ, wenn nicht Lippencott innerhalb einer bestimmten Frist ausgeliefert würde. Wie aber alles lag, war es, nachdem erst einmal ein Aufschub zugelassen war, schwer zu sagen, wie er anders hätte handeln können; denn es war nicht Washingtons Art, von einem einmal gefaßten Entschluß zurückzutreten; daß er es in diesem Falle mußte, beunruhigte ihn; denn er wußte, daß er recht hatte mit seinem Zorne. Aber der Freimuth seiner Äußerungen Vergennes gegenüber ist ein gutes Beispiel für seine absolute Ehrlichkeit und seine vollkommene moralische Furchtlosigkeit.

Das jedoch, was seinen Geist und sein Herz in diesen trüben Tagen des Wartens und Zweifelns am meisten beschäftigte, war die Lage und Zukunft seiner Soldaten. Denjenigen, die geglaubt oder vermutet haben, daß Washington gefühllos und rücksichtslos gegen andre sei, können die Briefe, die er im Interesse seiner Soldaten schrieb, zur Lektüre wärmstens empfohlen werden. Der Mann, dessen Herz bei den Leiden der armen Grenzbewohner Virginians in den Tagen des alten französischen Krieges geblutet hatte, hat seine Natur niemals verändert. Wild im Kampf, leidenschaftlich und hitzig, wenn sein Zorn erregt wurde, war doch die Liebe und das Mitgefühl für seine Armee auf das stärkste entwickelt. Sein Herz zog ihn zu diesen tapfern Leuten, die ihm gefolgt waren, die ihn liebten und in ihrer Anhänglich-

keit an ihn und ihr Vaterland niemals geschwanzt hatten. Washingtons Liebe für seine Leute und ihr Vertrauen zu ihm haben öfter die amerikanische Unabhängigkeit gerettet, als Feldherrnkunst und Wagemut es getan haben. Jetzt, wo der Krieg so gut wie vorüber war, sollte sein Einfluß sowohl auf seine Offiziere als auf seine Soldaten auf die härteste Probe gestellt werden.

Die Bevölkerung der amerikanischen Kolonien regierte sich im extremsten Sinne des Wortes selbst, d. h., sie war nur an eine sehr geringe Einmischung irgend welcher Art von Seiten der Regierung gewöhnt. Dazu kam, daß sie arm war und vollständig unkriegertisch. Plötzlich sah sie sich in einen langen, bitteren Kampf mit der mächtigsten aller zivilisierten Nationen verstrickt. In der ersten heißen Aufwallung ersetzte der patriotische Enthusiasmus so manchen Mangel. Aber im Laufe der Zeit, nachdem Jahr um Jahr verging und das ganze soziale und politische Gebäude erschüttert wurde, erschlaffte allmählich die moralische Spannkraft des Volkes. Bei einem solchen Ringen, das so unvorbereitet über ein Volk mit den Gewohnheiten und Lebensumständen der Kolonisten kam, war die Erschlaffung unvermeidlich. Ebenso unvermeidlich war es, daß sich im Verlauf des Krieges, sowohl bei der nationalen Regierung als der Regierung der einzelnen Staaten, und auch sonst nach allen Richtungen hin, viele Unzulänglichkeiten und bedauerliche Irrtümer einstellen mußten. Aber für die Behandlung, die der Armee zuteil wurde, gibt es weder eine Entschuldigung, noch eine genügende Erklärung. Die ganzen Kolonien beherrschte eine angeborne und sorgfältig geschürte Furcht vor einem stehenden Heer und vor militärischer Macht überhaupt. Aber dieses sehr begreifliche Gefühl erstreckte sich höchst unvernünftiger Weise auf unsere eigene Armee und wurde in dieser Hinsicht fast bis zum Wahnsinn gesteigert. Von dieser

Eifersucht auf militärische Macht wurde Washington vom Anfang bis zum Ende der Revolution verfolgt. Sie erhob ihr Haupt, sobald er zum Oberkommandierenden ernannt worden war und tauchte in der einen oder anderen Form immer wieder auf, sobald er gezwungen war, strenge Maßregeln zu ergreifen. Selbst ganz am Ende, als er die amerikanischen Waffen bereits zum Siege geführt hatte, wurde der Kongreß ganz verrückt, weil Vergennes vorschlug, die Verfügung französischer Hilfgelder dem Oberkommandierenden anzuvertrauen.

Wenn sich ein solches Gefühl selbst gegen Washington herauswagte, so kann man sich wohl denken, daß ihm seinen Offizieren und Soldaten gegenüber noch freierer Lauf gelassen wurde; die Behandlung der Leute durch den Kongreß war nicht nur im höchsten Grade undankbar, sondern überhaupt unverzeihlich. Wieder und immer wieder hatte nur die drohende Gefahr eines völligen Zusammenbruchs und die energischen Forderungen Washingtons die widerwillig gewährten Konzessionen erzwungen und die Armee vor der Auflösung gerettet. Die Soldaten hatten guten Grund zu glauben, daß nichts als persönliche Furcht die geringste Beachtung von der Zivilregierung erringen konnte. In dieser Stimmung sahen sie, wie der Krieg, den sie durchgekämpft und gewonnen hatten, sich seinem Ende näherte, ohne Aussicht auf Versorgung oder Belohnung für sie, und sahen es kommen, daß sie entlassen und in vielen Fällen der Not und dem Elend preisgegeben würden, sobald sie nicht mehr nötig waren. Während der Zeit der Untätigkeit, die dem Siege von Yorktown folgte, hatten sie reichlich Muße, über alle diese Tatsachen nachzudenken, und der Erfolg dieses Nachdenkens war derart, daß die Lage bald gefährlich wurde. Washington, der so oft bei passender und unpassender Gelegenheit um Gerechtigkeit für seine Soldaten

gekämpft hatte, arbeitete während dieser ganzen Periode für sie, energisch unterstützt von Hamilton, der inzwischen Mitglied des Kongresses geworden war. Dennoch geschah nichts, und im Oktober 1782 schrieb er an den Kriegsminister in Worten heißester Empörung: „Während ich voraussetze, daß keiner, den ich gesehen oder gehört habe, nach Lage der Dinge gegen das Prinzip der Verminderung der Armee zu sein scheint, kann ich doch nicht umhin, das Resultat der beabsichtigten Maßregel unter den jetzigen Umständen zu fürchten, wenn ich sehe, wie dadurch so viele Menschen, erregt durch tausend Stachel der Erinnerung an das Vergangene und der Erwartung für die Zukunft, in die Welt gestoßen werden sollen, verbittert durch Armut und was sie die Undankbarkeit des Volkes nennen, in Schulden verstrickt, ohne einen Pfennig Geld, der sie nach Hause führen könnte, nachdem sie die Blüte ihrer Jahre und viele auch ihr Vermögen verschwendet haben, um die Freiheit und Unabhängigkeit ihres Vaterlandes zu erringen, und alles gelitten haben, was in diesem Dasein nur menschenmöglich ist . . . . Sie können mir glauben, daß der Patriotismus und die Langmut dieser Armee nun aber beinahe erschöpft sind; niemals herrschte ein solcher Geist der Unzufriedenheit wie jetzt. So lange wir im Felde stehen, glaube ich, daß Ausbrüche des Unwillens noch zurückgehalten werden können. Aber wenn wir uns in die Winterquartiere zurückziehen, ohne daß der drohende Sturm vorher abgewendet wird, sehe ich mit Unruhe den daraus entstehenden Folgen entgegen. Es ist hohe Zeit, daß der Frieden kommt.“

Das waren gewichtige Worte, wenn sie ein Mann wie Washington aussprach, aber sie verhallten ungehört. Der Kongreß und die Staaten gingen friedlich ihres Weges, als ob alles in Ordnung wäre, und als ob die Armee keinen

Grund zur Klage hätte. Aber die Soldaten dachten anders. Die Unzufriedenheit stieg zu einer gewaltigen, schrecken-erregenden Höhe, und unter den Offizieren wurden Verabredungen getroffen, daß sie alle zusammen zu bestimmten Zeiten ihre Stellen niederlegen wollten. Die Aussicht war so drohend, daß Washington, der beabsichtigt hatte, sich nach Mount Vernon zu begeben, im Lager blieb und durch geschickte, taktvolle Maßregeln diese Verabredungen vereitelte und die gefährliche Bewegung auf eine Denkschrift der Offiziere an den Kongreß beschränkte, worin sie um Halbsold, Bezahlung des rückständigen Soldes und um einige andere ebenso berechnigte Zugeständnisse baten. Aber der Kongreß rührte sich nicht. Einige unbestimmte Beschlüsse wurden gefaßt; aber nichts geschah, um die Auszahlung des Halbsolds in eine feste Summe zu verwandeln, und nach diesem Beweis von Gleichgültigkeit wuchs die Unzufriedenheit immer mehr, und die Armee wurde immer unruhiger. Im März wurde ein Aufruf erlassen, der die Offiziere zusammenrief, und eine sehr geschickt abgefaßte anonyme Denkschrift — der Verfasser war, wie sich später herausstellte, Major John Armstrong — wurde gleichzeitig veröffentlicht. Die Denkschrift war darauf berechnet, die Leidenschaft der Soldaten zu entflammen. Sie befürwortete Gewaltmaßregeln und wurde in einer Unzahl von Exemplaren im ganzen Lager verbreitet. Die Armee war jetzt in höchster Erregung, und die Situation war höchst gefährlich. Ein schwacher Mann hätte dazu geschwiegen, ein tollkühner hätte versucht, die Versammlung zu verhindern. Washington tat keins von beiden, sondern nahm ruhig die Leitung der ganzen Bewegung selbst in die Hand. In einem Erlaß an die Armee verurteilte er den Aufruf und die Denkschrift als ordnungswidrig und bestimmte dann Zeit und Ort für ein Zusammentreffen. Daraufhin erschien

eine weitere anonyme Denkschrift, die ruhiger im Ton gehalten war, der Armee aber zu der Anerkennung gratulierte, die ihr durch den Oberkommandierenden zuteil geworden war.

Als die Offiziere sich versammelt hatten, erhob sich Washington mit einem Schriftstück in der Hand, und während er seine Brille herauszog, sagte er einfach: „Sie sehen, meine Herren, ich bin hier unter Ihnen im Dienste blind und grau geworden.“ Seine Ansprache war kurz, ruhig und fest. Die klaren, scharfen Worte waren bedeutungsvoll und tief empfunden. Er beschwor sie alle, einen wie den anderen, Offiziere und Mannschaften, loyal und gehorsam zu bleiben, getreu ihrer ruhmreichen Vergangenheit und ihrem Vaterland. Er appellierte an ihren Patriotismus und versprach ihnen, wie stets bisher, seine energische Unterstützung beim Kongreß, um ihnen Gerechtigkeit zu verschaffen. Nachdem er gesprochen, zog er sich ruhig zurück. Die Offiziere waren tief bewegt, und sein Einfluß behielt die Oberhand. Beschlüsse wurden gefaßt, welche die Forderungen der Armee wiederholten, aber vollstes Vertrauen in die Regierung ausdrückten. Diesmal ließ der Kongreß ein geneigtes Ohr, und die Maßregel, die den Halbsold in eine feste Summe umwandelte, sowie gewisse andre Forderungen wurden bewilligt. So wurde diese ernste Gefahr abgewendet, nicht durch die widerwillig gewährten Konzessionen des Kongresses, sondern durch die Klugheit und Energie des Generals, der von seinen Soldaten geliebt wurde, wie sich nur wenige Eroberer rühmen können, geliebt worden zu sein.

Unter dieser allgemeinen Unzufriedenheit bestand noch eine ganz bestimmte Bewegung, welche eine Lösung aller Schwierigkeiten und Abhilfe aller Mißstände in einer radikalen Veränderung der Regierungsform und in der Erhebung Washingtons zur höchsten Macht erblickte. Diese Partei war über-

zeugt, daß das bestehende System verfehlt sei, und daß es weder stark, ehrlich und gerecht sei, noch werden konnte. Sie sahen die Verbesserung in einer Art Monarchie mit einem starken Einschlag der Alleinherrschaft eines Mannes, und es war selbstverständlich, daß dieser ein Mann nur der Oberkommandierende sein konnte. Im Mai 1782, als die Unruhe in der Armee aufs äußerste gestiegen war, legte die Reformpartei Washington ihre Idee durch einen alten angesehenen Freund von ihm, Oberst Nicola, vor. Der Oberst setzte sehr klar die Mängel und das völlige Versagen der bestehenden Regierungsform auseinander, plädierte dafür, daß etwas Stärkeres an ihre Stelle gesetzt würde, und schloß mit dem sehr deutlichen Hinweis darauf, daß sein Korrespondent der Mann für eine Umwälzung und der passendste Retter des Landes sei. Der Brief war in eindrucklichen, wohlbedachten Worten abgefaßt, und Oberst Nicola war ein Mann von Charakter und Ansehen. Er konnte nicht so ohne weiteres stillschweigend übergangen werden, und Washington antwortete, wie folgt: „Mit einem Gemisch von Staunen und Überraschung habe ich von den Gefühlen, die Sie mir in Ihrem Schreiben übermittelt haben, Kenntnis genommen. Seien Sie versichert, Herr Oberst, daß kein Ereignis im Verlauf des ganzen Krieges mir mehr Schmerz bereitet hat, als Ihre Mitteilung, daß in der Armee solche Ideen, wie Sie sie aussprechen, bestehen, die ich mit Abscheu zurückweisen und auf das strengste tadeln muß. Ich werde vorläufig Ihre Mitteilung für mich behalten, wenn nicht eine weitere Agitation in der Angelegenheit eine Enthüllung verlangt. Ich verstehe nicht, wie mein Betragen Anlaß zu einer Denkschrift geben konnte, die meiner Ansicht nach das größte Unheil in sich birgt, das mein Vaterland treffen könnte. Wenn ich mich nicht über mich selbst täusche, so hätten Sie wohl in der ganzen Welt keinen Mann

finden können, dem solche Pläne unangenehmer sind als mir. Gleichzeitig muß ich, um mir selbst gerecht zu werden, hinzufügen, daß niemand mehr den aufrichtigen Wunsch hegt, daß der Armee Gerechtigkeit getan wird, als ich, und so weit meine Macht und mein Einfluß auf konstitutionellem Wege reichen, sollen sie mit Aufbietung aller meiner Kräfte, wenn es nötig sein sollte, verwendet werden, um Gerechtigkeit zu erlangen. Ich beschwöre Sie, wenn Sie Liebe für Ihr Vaterland, Rücksicht auf sich selbst und die Nachwelt und Achtung vor mir haben, diese Gedanken aus Ihrem Herzen zu verbannen und mir nie wieder solche Ideen, ob von Ihnen selbst oder anderen ausgehend, zu übermitteln."

Dieser einfache, aber höchst deutliche Brief tat sofort der ganzen Bewegung Einhalt; aber das Gefühl der Feindseligkeit gegen das bestehende Regierungssystem wuchs im Verlauf des Sommers und Winters im gleichen Maße wie das Vertrauen zu Washington. Als der nächste Frühling ins Land zog und die „Adressen von Newburgh“ veröffentlicht worden waren, stieg die Erregung zur Fieberhitze. Was die Armee vor allem brauchte, war ein Führer. Es wäre jetzt ebenso leicht für Washington gewesen, die höchste Gewalt an sich zu reißen, als für Cäsar, bei den Lupercalien die Krone von Marc Anton anzunehmen. Mit einem ruhigen Tadel wies er Nicolas Zumutung zurück und nahm die Leitung der ganzen Bewegung, als sie ihr Haupt erhob, in seine Hände und lenkte sie in andere Bahnen. Dieser Vorfall ist von den Historikern und Biographen viel zu oberflächlich behandelt worden. Er wird meistens nur erwähnt, um die allgemeine Noblesse Washingtons zu beweisen, und niemals ist der richtige Nachdruck auf die damaligen Ereignisse gelegt worden, die den Grund zu einer solchen Idee und zu einem solchen Vorschlag bildeten. Es wäre in diesem Augenblick ein leichtes gewesen, das Regierungssystem zu

ändern und den erfolgreichen Feldherrn in den Besitz der höchsten Macht zu setzen. Der Begriff einer königlichen Regierung war jedem ganz vertraut und hatte an sich nichts Abstoßendes. Die Konföderation war zerfallen, die Staaten waren demoralisiert, und das ganze soziale und politische Leben war erschlafft. Die Armee war die einzige zusammenhängende, tätige und gut eingerichtete Organisation im ganzen Lande. Sechs Kriegsjahre hatten aus den Milizsoldaten erprobte Veteranen gemacht, und sie standen da, bewaffnet und zornig, bereit, dem Rufe ihres großen Führers zu folgen, dem sie unbedingt ergeben waren. Wenn die englischen Truppen sich erst einmal aus dem Lande zurückgezogen hatten, war niemand mehr da, der ihnen hätte Widerstand leisten können. Bei ihrem Vorgehen hatten sie überall die Unterstützung ihrer alten Kameraden gefunden, die in das bürgerliche Leben zurückgetreten waren, sowie der großen Menge derer, die Friede und Ordnung auf dem schnellsten und sichersten Wege ersehnten, und aller Müden und Furchtsamen. In der That hätten sie keine ernsthafte Gegnerschaft zu gewärtigen gehabt, wahrscheinlich weil eben niemand eine solche hätte aufrecht erhalten können.

Das absolute Versagen der Regierung zeigte sich ein paar Wochen später, als ein kürzlich ausgehobenes Regiment pennsylvanischer Truppen meuterte und den Kongreß zwang, Philadelphia zu verlassen, da er nicht imstande war, sich selbst zu verteidigen oder vom Staat Verteidigung zu erlangen. Diese Meuterei wurde schnell und gründlich von Washington unterdrückt, der über die Zuchtlosigkeit neuer Truppen, die weder gekämpft noch gelitten hatten, nicht wenig erzürnt war. Aber selbst Meuterer wie diese hätten zum großen Teil Erfolg gehabt, wenn Washington nicht gewesen wäre, und welchen Erfolg, nach diesem Vorkommnis zu urteilen, unter den obwaltenden Umständen eine wohl-

geplante Aktion von Seiten der Armee unter ihrem großen Führer gehabt hätte, kann man sich wohl leicht vorstellen. In dieser Stunde der Schwäche und Ermattung wäre ein Ergreifen der Regierung durch das Militär und die Aufrichtung einer Art Monarchie nicht schwer gewesen. Ob eine solche Änderung von Dauer gewesen wäre, ist allerdings eine andre Frage; aber es liegt kein Grund vor, daran zu zweifeln, daß sie im Augenblick möglich gewesen wäre. Washington weigerte sich jedoch nicht nur mit dem Plan überhaupt etwas zu tun zu haben, sondern benützte die persönliche Anhänglichkeit an ihn, die ihm zur höchsten Macht hätte verhelfen können, um alle gefährlichen Bewegungen im Schach zu halten und den herrlichen selbstlosen Patriotismus aufzurütteln, der der Armee innewohnte und allen ihren Erregungen und ihrer Unzufriedenheit zu Grunde lag.

Es wäre mindestens sehr oberflächlich geurteilt, wenn man die nächstliegende Erklärung für Washingtons Handlungsweise in dieser Krisis als eine außerordentliche Betätigung seines Patriotismus ansehen wollte. Bei einem Manne, der auch nur etwas weniger groß gewesen wäre, hätte der Absagebrief an Nicola und die Behandlung der ganzen Angelegenheit, welche die Adressen von Newburgh hervorrief, schon etwas Außergewöhnliches bedeutet. Bei Washington war es nichts Besonderes, denn die gebotene Möglichkeit führte ihn nicht in Versuchung. Carlyle ist dazu gekommen, geringschätzig von Washington zu denken, wie wir wohl annehmen dürfen, weil er die schwankende Regierung nicht mit starker Hand an sich riß und sofort laus dem Chaos Ordnung schuf. Aber den Mann so beurteilen, heißt ihn kläglich mißverstehen. Eine Krone aus Liebe zum Vaterland beiseite schieben ist groß, aber auf eine solche Gelegenheit gleichgiltig herabzublicken, deutet auf eine weit größere Geisteshoheit und Charakterstärke. Washington war

ganz frei von dem gewöhnlichen Ehrgeiz des Usurpators, und der Wunsch nach rein persönlicher Erhöhung hatte in seinem Herzen keinen Platz. Die Leidenschaft, die ihn beherrschte, war der leidenschaftliche Wunsch nach Erfolg, und zwar nach einem vollen, unbestrittenen Erfolg. Was er nicht ertragen konnte, war auch nur der Schatten eines Mißerfolges. Einen solchen Krieg zu einem siegreichen Ende zu führen und ihn dann zu seinem eigenen Vorteil auszunützen, wäre für ihn eine Entgleisung verächtlichster Art gewesen. Er kämpfte, um die Kolonien von England zu befreien und sie unabhängig zu machen, nicht, um die Rolle eines Cäsar oder eines Cromwell in den Wirren und Kämpfen eines Bürgerkrieges zu spielen. Er stieß den Vorschlag, die höchste Macht an sich zu reißen, von sich, nicht nur weil es ehrlos und unpatriotisch gewesen wäre, sondern weil ein solcher Ausgang das eine große, hohe Ziel, das er sich gesteckt hatte, zu nichte gemacht haben würde. Auch handelte er nicht deswegen so, weil er träge zurückschreckte vor der großen Aufgabe, das, was er gewonnen hatte, auch des Gewinnens wert zu machen, indem er die Anarchie und die Uneinigkeit unterdrückte und Ordnung und Einigkeit aus der Verwirrung schuf. Vom Tage der Übergabe von Yorktown bis zum Tage der Niederlegung seines Präsidentenamtes hat er unermüdet daran gearbeitet, in dem Lande, das er unabhängig gemacht hatte, Einigkeit und eine starke Regierung herzustellen. Er vollendete dieses große Werk auf ehrlichem und gesetzlichem Wege erfolgreicher, als wenn er den Weg des starken Volksretters eingeschlagen hätte, und seine Arbeit auf diesem Gebiet trug mehr zur Wohlfahrt eines Landes bei als alle seine Schlachten. Die Ordnung an der Spitze der Armee herzustellen, wäre viel leichter gewesen, als sie auf dem langsamen und gesetzlichen Wege zu bewirken, den er einschlug. Die höchste Herrscher-

gewalt abgelehnt zu haben und doch im Sinne und in den Formen einer freien Regierung alles und mehr erreicht zu haben, als der glänzendste aller militärischen Führer durch absolute Macht hätte erringen können, ist ein Ruhm, der Washington allein zukommt.

Dennoch war es damals, wie er selber sagte, „höchste Zeit, daß der Frieden kam“. Die Gefahr von Newburgh war durch seinen überwiegenden Einfluß und das patriotische Verhalten der Armee abgelenkt worden, aber sie war nur abgelenkt, nicht überwunden. Die Schlange war nur verwundet, nicht getötet. Der Todesstreich fehlte noch in Gestalt einer Beendigung der Feindseligkeiten, und es war daher ein Glück für die Vereinigten Staaten, daß vierzehn Tage später, am 23. März, die Nachricht eintraf, daß ein allgemeiner Friedensvertrag unterzeichnet worden sei. Diese endliche Krönung seines Werkes, zu der noch die Zustimmung des Kongresses zu einer Regelung des Halbsoldes und die Begleichung der Armeerechnungen kam, erfüllte Washington mit hoher Freude. Er fühlte, daß er binnen kurzem, in wenigen Wochen höchstens, frei sein würde, um sich in die Stille von Mount Vernon, nach dem er sich so sehr sehnte, zurückzuziehen. Aber öffentliche Körperschaften gehen nur langsam vor, und es entstand eine Verzögerung nach der anderen, so daß er immer noch im Joch bleiben mußte. Dieser Aufschub reizte ihn, aber es war für ihn unmöglich, untätig zu bleiben, selbst wenn er täglich die Stunde seiner Entlassung erwartete. Mit dem Instinkt des großen Staatsmannes erkannte er, daß der gefährliche Punkt in dem Friedensvertrag einerseits in den Abmachungen über die im Westen liegenden besetzten Plätze und andererseits in denen über die britischen Schulden lag. Ein Monat war noch nicht vorüber, als er dem Kongreß vor Augen führte, wie wichtig es sei, von diesen besetzten Plätzen sofort Besitz zu

ergreifen, und kurz darauf gelang es ihm auch durchzusetzen, daß Steuben mit der speziellen Mission betraut wurde, ihre Übergabe entgegenzunehmen. Die Mission war umsonst, wie er gefürchtet hatte. Diesen Dorn im Fleisch der Vereinigten Staaten sollte er erst nach langen Jahren, und auch dann nur mit vieler Mühe und Not herausziehen. Bald darauf machte er mit Gouverneur Clinton eine Reise nach Ticonderoga und das Tal des Mohawk entlang, „um sich die Zeit zu vertreiben“, wie er an den Kongreß schrieb. Er vertrieb sich die Zeit nützlicher als die meisten Menschen, denn er machte überall scharfe Beobachtungen und zog daraus Lehren, die er nie wieder vergaß. Auf dieser kleinen Tour gingen ihm die westlichen Posten und die Indianer immer im Kopf herum, und er machte sich mit den Verhältnissen eines Landesteiles vertraut, wo dies von großer Bedeutung war.

Nach seiner Rückkehr begab er sich nach Princeton, wo der Kongreß seit seiner Flucht vor der Meuterei, die er kürzlich unterdrückt hatte, seine Sitzungen in einem Gebäude abhielt, das ihm zur Verfügung gestellt war. Er blieb dort zwei Monate und half dem Kongreß bei seiner Arbeit. Während des Frühlings hatte er sich mit der Reduktion der Armee auf den Friedensfuß beschäftigt und konnte nun dem Kongreß weitgehende und wohlüberdachte Ratschläge über die Frage der öffentlichen Ländereien, der Beruhigung des Westens und der besten Politik den Indianern gegenüber geben. In allen diesen Punkten waren seine Ansichten klar, weitsichtig und weise. Er sah, daß von der Lösung dieser Fragen ein gut Teil der zukünftigen Entwicklung und Wohlfahrt des Landes abhing, und er behandelte sie mit einer Genauigkeit und einer souveränen Meisterschaft, die andeuteten, wieviel Gedanken er schon diesen neuen Problemen gewidmet hatte, die jetzt in den Vordergrund traten. Leider war er sowohl an Wissen als an

Auffassungsgabe der Körperschaft, mit der er zu tun hatte, so weit voraus, daß er im Augenblick wenig oder nichts durchsetzen konnte, und so schrieb er im September in deutlichen, aber vorsichtigen Ausdrücken über die Unfähigkeit der Gesetzmacher. Das Volk war noch nicht reif für seine Maßregeln, und er war gezwungen, seine Zeit abzuwarten und die Schäden mit anzusehen, die Gleichgültigkeit und Kurzsichtigkeit anrichteten. Allmählich jedoch wurde das absolut Notwendige durchgeführt. Dann erließ Washington ein Rundschreiben an die Gouverneure der Staaten, eins der genialsten, das er je geschrieben, voll feinsten Staatskunst, und ferner sandte er auch ein rührendes Abschiedsschreiben an die Armee, das von Weisheit und Patriotismus erfüllt war.

Von Princeton begab er sich nach West Point, wo der Rest der Armee stand, der noch im Dienst geblieben war. Von dort aus ging er nach Harlem, von wo am 25. November die britische Armee abzog und Washington mit seinen Truppen, begleitet von Gouverneur Clinton und einigen Regimentern der dortigen Miliz, einzog und Besitz ergriff. Das war das sichtbare Zeichen, daß nun der Krieg vorbei und die amerikanische Unabhängigkeit errungen sei. Carleton befürchtete, daß der Einzug der amerikanischen Armee vielleicht Gewalttätigkeit und Unruhe herbeiführen könnte, unter der die England treu gebliebenen Einwohner leiden würden; aber alles ging in guter Ordnung und vollster Ruhe vorüber, und am Abend gab Clinton dem Oberkommandierenden und den Offizieren der Armee ein offizielles Diner.

Nun war alles vorüber, und Washington bereitete sich darauf vor, nach Annapolis zu gehen und sein Amt niederzulegen. Am 4. Dezember versammelten sich seine Offiziere in Fraunces' Gasthof, um ihm Lebewohl zu sagen. Als er sich im Kreise seiner treuen Freunde umsah, verließ ihn die gewohnte Selbstbeherrschung, und die Stimme versagte ihm.

Ein Glas Wein ergreifend, hob er es in die Höhe und sagte schlicht: „Mit einem von Liebe und Dankbarkeit erfüllten Herzen nehme ich nun Abschied von Ihnen, mit dem innigen Wunsche, daß Ihr späteres Leben ebenso erfolgreich und glücklich sein möge, wie Ihr bisheriges ruhmreich und ehrenvoll gewesen ist.“ Dem Trinkspruch wurde in tiefem Schweigen Bescheid getan, und Washington setzte hinzu: „Ich kann nicht zu jedem von Ihnen kommen, um mich zu verabschieden, aber ich würde mich sehr freuen, wenn Sie alle kommen wollten, mir die Hand zu reichen.“ Einer nach dem anderen trat heran, und Washington drückte jedem einzelnen die Hand und umarmte ihn. In seinen Augen standen Tränen, und er getraute sich nicht zu sprechen. In tiefstem Schweigen bot er jedem Lebewohl und ging dann in Begleitung seiner Offiziere nach Whitehall Ferry. Nachdem er sein Boot bestiegen hatte, der Befehl zur Abfahrt gegeben war und die Ruder ins Wasser schlugen, stand er auf und entblößte sein Haupt. In feierlichem Schweigen erwiderten die Offiziere den Gruß und folgten mit ihren Blicken der edlen, kraftvollen Gestalt ihres geliebten Oberhauptes, bis das Boot hinter der Batterie den Blicken entschwand.

In Philadelphia blieb er einige Tage und brachte seine Rechnungsbücher in Ordnung, die er charakteristischer Weise selbst in der sorgfältigsten und methodischsten Weise geführt hatte. Er hatte kein Gehalt bezogen und hatte große Summen aus seinem Privatvermögen hergegeben, die er der Regierung nicht angerechnet hatte. Der Betrag seiner Ausgaben belief sich auf rund 15000 Pfund Sterling, worin Gelder für den geheimen Dienst und andere zufällige Ausgaben eingeschlossen waren. In diesen Tagen wilder Geldjägerei verlohnt es sich wohl, über diese einfache geschäftliche Erledigung zwischen einem großen General und seiner Regierung, am Ende von acht Kriegsjahren, einmal recht

gründlich nachzudenken. Nachdem dies geschehen, setzte er seine Reise weiter fort. Von Philadelphia begab er sich nach Annapolis, unterwegs in jedem Dorf, in jeder Stadt von dem Jauchzen der Einwohner begrüßt, und nachdem er sein Endziel erreicht hatte, richtete er an den Kongreß am 20. September einen Brief, worin er anfragte, wann es dem Kongreß genehm sein würde, ihn zu empfangen. Der 23. wurde dazu bestimmt, und an diesem Tag am Mittag erschien er vor dem Kongreß.

Im nächsten Jahre beschrieb ein französischer Redner und „*maître avocat*“ in einer Rede, die er über die amerikanische Revolution in Toulouse hielt, diese Szene in folgenden Worten: „An dem Tage, an dem Washington in der Kongreßhalle sein Amt niederlegte, wurde eine mit Juwelen bedeckte Krone auf das Verfassungsbuch gelegt. Plötzlich ergreift sie Washington, zerbricht sie und schleudert die Stücke der Versammlung zu Füßen. Wie klein erscheint uns der ehrgeizige Cäsar neben diesem amerikanischen Helden!“ Es verlohnt sich hier, dieser zeitgenössischen, französischen Beschreibung zu gedenken, weil sie sich in ihrer theatralischen und dramatischen Unwahrheit so scharf von der einfachen, würdevollen Wirklichkeit unterscheidet. Die Szene spielte sich in der Kongreßhalle ab. Die Mitglieder, welche die oberste Gewalt repräsentierten, saßen mit bedecktem Haupt auf ihren Plätzen, in der Halle drängten sich der Gouverneur und die Staatsbeamten von Maryland und die Damen und Herren der Nachbarschaft, die entblößten Hauptes in ehrfurchtsvollem Schweigen dastanden. Washington wurde durch den Sekretär des Kongresses eingeführt und nahm auf einem Stuhle Platz, der ihm angewiesen wurde. Eine kurze Pause entstand, und dann erklärte der Präsident, daß „der versammelte Kongreß der Vereinigten Staaten bereit sei, seine Mitteilung entgegenzunehmen.“ Washington erhob sich und erwiderte:

„Herr Präsident! Da die großen Ereignisse, von denen die Niederlegung meines Amtes abhing, endlich eingetreten sind, habe ich jetzt die Ehre, dem Kongreß meinen tiefgefühlten Glückwunsch auszusprechen und vor ihn hinzutreten, um in seine Hand das anvertraute Amt zurückzugeben und um Nachsicht zu bitten, daß ich aus dem Dienste meines Vaterlandes ausscheide. Glücklich in dem Gefühle, unsere Unabhängigkeit gesichert zu wissen, und erfreut über die vorliegende Möglichkeit, die Vereinigten Staaten die ihnen gebührende Stellung in der Welt einnehmen zu sehen, lege ich mit Befriedigung mein Amt nieder, das ich mit Zagen angetreten hatte, mit dem Zweifel an meinen Fähigkeiten, ein so schweres Werk zu vollenden, an dessen Stelle jedoch bald das Vertrauen an die Gerechtigkeit unserer Sache, die Unterstützung der hohen Regierung der Vereinigten Staaten und die Hilfe des Himmels getreten sind. Die erfolgreiche Beendigung des Krieges hat die höchsten Erwartungen erfüllt, und meine Dankbarkeit für die Güte der Vorsehung und für die Unterstützung, die ich bei meinen Landsleuten gefunden habe, steigt, so oft ich des denkwürdigen Ringens gedenke.“ Dann, nach ein paar Worten des Dankes an die Armee und an seinen Stab, schloß er, wie folgt: „Ich betrachte es als meine unerläßliche Pflicht, diesen letzten feierlichen Akt meiner offiziellen Laufbahn damit zu beschließen, daß ich die Interessen unseres geliebten Vaterlandes und diejenigen, welche sie zu überwachen haben, dem Schutze des allmächtigen Gottes anempfehle.“

„Nachdem ich nun das mir anvertraute Werk vollendet habe, ziehe ich mich von der großen Schaubühne des Lebens zurück, und, indem ich dieser erlauchten Körperschaft, unter deren Befehlen ich solange gehandelt habe, ein herzliches Lebewohl zurufe, lege ich hiermit mein Amt nieder und scheide aus jeder öffentlichen Tätigkeit.“

In überaus liebenswürdigen und beredten Worten erwiderte darauf sein alter Gegner, Thomas Misslin, der Präsident, einige Worte; die schlichte Feier war beendet, und Washington verließ als einfacher Bürger die Halle.

Der große Meister<sup>1)</sup> des englischen Romans, der uns diese Szene genial vor Augen zaubert, sagt: „Welches war das glänzendste Schauspiel, das die Welt je gesehen, die Eröffnungsfeier, die Prinz George in London gab, oder der Rücktritt Washingtons? Wer ist der edle Charakter, den spätere Geschlechter noch nach Jahrhunderten bewundern werden? Jener mit Spizen und Tand beladene tanzende Laffe oder dieser schlichte Held, der seinen Degen in die Scheide steckt nach einem Leben fleckenloser Ehre, tadelloser Reinheit, unerschütterlichen Mutes und höchsten Triumphes?“

Weitere Worte sind überflüssig. Über einen solchen Mann, nach einem solchen Abschied, am Ende eines langen Bürgerkrieges noch irgend eine Kritik oder einen Kommentar beifügen zu wollen, wäre nicht nur überflüssig, sondern ungehörig. Die zeitgenössische Zeitung erzählt in ihrem dürftigen Bericht, daß die Feier tief erschütternd und erhebend war, und daß viele Anwesende Tränen vergossen. Und diese Tränen sind wohl zu verstehen, denn die Anwesenden hatten einem Schauspiel beigewohnt, das für immer in den Annalen alles Besten und Edelsten in der Weltgeschichte fortleben wird. Sie hatten eine Rede angehört, der an Bedeutung und Inhalt in der amerikanischen Geschichte nichts gleich kam, bis achtzig Jahre später Abraham Lincoln auf den Höhen von Gettysburg seine unsterblichen Worte über diejenigen sprach, die gestorben waren, damit das Vaterland leben konnte.

<sup>1)</sup> Anmerk. d. Übers.: W. M. Thackeray: „The Four Georges“ Gemeint ist der spätere Georg IV.





500197

E 311

.5

L 8

v. 1

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

